Deutsche Rundschau

BAND CCLII

(Juli – August – September 1937)

DEUTSCHE RUNDSCHAU G. M. B. H. / BERLIN

Inhaltsverzeichnis

zum zweihundertzweiundfünfzigsten Bande

(Juli – August – September 1937)

ERNST SAMHABER

Jenseits der Linie

Als am Mittage des 11. November 1918 die Kanonen schwiegen, die mehr als vier Jahre lang Tod und Verderben gespien hatten, da hat mancher sich der Hoffnung hingegeben, daß die entsetzliche Erfahrung des Weltkrieges wenigstens das eine Gute haben würde, daß der Krieg endgültig als Mittel der Politik begraben sein möchte. Die Propaganda des feindlichen Auslandes war ganz auf den Gedanken abgestellt, daß dieser Krieg geführt würde, „um den Krieg zu beenden", um den ewigen Frieden zu sichern, falls erst die Mächte der Finsternis niedergeworfen wären. Aber bereits an jenem Tage des 11. November war der Gedanke des ewigen Friedens begraben unter einem Berg von Haß, zerschlagen durch Waffenstillstandsbedingungen, die aus dem Frieden die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln machten, um ein Wort von Clausewitz in das Gegenteil zu verkehren.

Seit jenem furchtbaren Tage des 11. November 1918, der heute noch in den früheren Ententeländern nicht nur als Zeichen des Sieges, sondern als Hoffnung des Friedens gefeiert wird, steht die Menschheit in einem unheimlichen Kampfe. Es sind nicht die Kanonen, die den Haß hinausdonnern zum offenen Feind, es sind die wirtschaftlichen, politischen und propagandistischen Maßnahmen, die aus dem öffentlichen Leben Europas den wirklichen Frieden hinweggenommen und den Zustand des allgemeinen Mißtrauens und der allgemeinen Unsicherheit hervorgerufen haben, der wiederum zu den gewaltigen Rüstungen führen mußte. Von Europa aus hat dieser Zustand der versteckten Feindschaft die ganze Welt erfaßt. Es war nur eine Frage der Zeit, wann die Kanonen wieder zu ihrem Rechte kommen sollten, um mit ihren tiefen Akkorden in dieses Konzert der gegenseitigen Angriffe einzufallen.

Noch immer lagert über der Menschheit die Erinnerung an die furchtbaren Tage vor Verdun, von der Somme und von Flandern, als Tausende und aber Tausende von Tonnen Stahl auf lebendige Menschenleiber niederprasselten und binnen Stunden Hunderttausende von blühenden Menschenleben vernichtet oder verkrüppelt wurden. Seit jenen entsetzlichen Tagen glaubt die Menschheit große Fortschritte gemacht zu haben. Ein nordamerikanischer Staatsmann hat einen Vertrag durchgesetzt, den nach ihm benannten Kellogg-Pakt, der den Krieg endgültig beseitigt zu haben schien. Und in der Tat! Selbst in Augenblicken, da die politischen Spannungen fast unerträglich schienen, konnte das Letzte, der offene Ausbruch des Krieges, vermieden werden. Erst kürzlich hat der französische Außenminister Delbos auf die Frage, warum heute Zwischenfälle, die vor 1914 unfehlbar zum Kriege geführt haben, diesen nicht nach sich ziehen, geantwortet, daß man damals auch nicht gewußt hätte, was ein Krieg bedeutet.

Aus dieser Spannung heraus, die sich aus dem unfriedlichen Geiste und der Furcht vor dem Kriege ergibt, haben sich eigentümliche Zustände entwickelt. Es

begann in der Mandschurei, wo sich aus einem Zwischenfall das Eingreifen der japanischen Besatzungsarmee und schließlich die Gründung des neuen Staates Manschukuo ergab, und bald donnerten die Kanonen vor Schanghai, kämpften ganze Armeen gegeneinander – aber immer noch im Frieden, unter Ablehnung des Gedankens, daß hier zwei Nationen im Kriege liegen könnten. In Südamerika standen sich die Armeen Boliviens und Paraguays lange Jahre hindurch im Chaco gegenüber und lieferten sich blutige Schlachten, bevor es zur offenen Kriegserklärung kam. Bis dahin wollten diese Staaten nicht offen zugeben, daß wirklicher Krieg zwischen zwei Nationen bestünde, die einander durch Sprache, Rasse, Religion und Geschichte so nahe verwandt waren.

Die Europäer haben die Ereignisse in jenen fernen Landen mit einer gewissen Überlegenheit und Ruhe verfolgt. Sie wiegten sich in dem Wahne, daß derartige Zustände nur in menschenleeren Gebieten möglich wären oder abseits der Brennpunkte der allgemeinen Politik. Der spanische Bürgerkrieg sollte sie eines Besseren belehren. Mit einem Schlage war der Krieg da, der Krieg, den alle fürchteten, in Europa selbst, noch dazu am Brennpunkt des Weltverkehrs. Trotz aller Bemühungen der Diplomatie, die sich der Gefahren von Anfang an bewußt war, trotz eines feierlichen Nichteinmischungspaktes von 27 Nationen, trotz der Erklärung, daß unter allen Umständen ein Kreuzzug der Ideen verhindert werden müsse, wurde Spanien zum großen Exerzierplatz der Nationen. Nachdem die deutsche Anregung, den Zufluß von Freiwilligen nach Spanien zu unterbinden, abgelehnt worden war, trat zu dieser Überschwemmung Spaniens mit ausländischem Kriegsgerät noch die Parteinahme von Tausenden von Freiwilligen auf beiden Seiten. Der Krieg war da – und es ist doch nicht der Krieg.

Dieser Zustand ist uns so ungewohnt und so unheimlich, daß wir unsere Blicke in die Geschichte zurücklenken, um zu suchen, ob es einen ähnlichen Tatbestand früher bereits einmal gegeben hat, um so auf die Ursachen vergleichende Rückschlüsse ziehen zu können, um vielleicht auch für die künftige Entwicklung etwas zu lernen. Wir dürfen dabei nicht von kriegerischen Handlungen sprechen, die mitten im Frieden begangen worden sind, wenn wir etwa an die Besetzung Straßburgs durch Ludwig XIV. denken. Da Straßburg keinen Widerstand leistete, handelte es sich nicht um eine kriegerische Maßnahme. Die Vernichtung der dänischen Flotte in Kopenhagen 1807 geschah zwar mitten im Frieden, führte aber sofort zum Kriege gegen England, ebenso wie der Angriff auf die russische Flotte in Port Arthur als Auftakt zum russisch-japanischen Kriege anzusetzen ist. Heute sehen wir dagegen den tatsächlichen Krieg sich über Monate hinziehen, ohne daß die Staaten das anerkennen wollen. Im Gegenteil, die amtliche Politik geht zum mindesten in der Form nach eifrig darauf hinaus, den Frieden aufrechtzuerhalten, oder wenigstens die „Nichteinmischung". Wir müssen daher zum historischen Vergleich andere Vorgänge heranziehen.

Während der Seekriege zwischen Spanien, England und Frankreich hatten sich im 16. und 17. Jahrhundert eigentümliche Formen herausgebildet. Die Königin Elisabeth von England beteuerte immer wieder ihren Friedenswillen gegenüber Spanien, sie erließ strenge Gesetze gegen Seeräuberei, aber insgeheim

unterstützte sie die Piraten wie Hawkins, Drake, Frobisher, Raleigh und andere mehr, bis der empörte König Philipp II. von Spanien sie, allerdings mit schlechtem Erfolg, mit Krieg überzog. Diese Form der Kriegsführung hat dann im 17. Jahrhundert sehr große Ausmaße angenommen, als die Freibeuter und Bukaniere in Amerika selbst einen eigenen Staat gründeten und sich von den europäischen Mächten Kaperbriefe ausstellen ließen, um auf eigene Faust Krieg zu führen. Sie konnten nicht wissen, ob die Staaten in Europa inzwischen Frieden geschlossen hatten, oder nicht, und bis sie die Nachricht des Friedensschlusses erreichte, konnte ein neuer Krieg ausgebrochen sein. Erst im 18. Jahrhundert hörte diese Geißel der Meere auf, als alle europäischen Staaten zusammenwirkten, um sie zu bekämpfen.

Damit aber eine solche Form der Kriegsführung sich entwickeln konnte, mußte zu den politischen Bedingungen noch ein eigentümlicher völkerrechtlicher Grundsatz hinzutreten. Das war die Lehre, daß es „jenseits der Linie kein Völkerrecht gäbe". Es ist schwer zu sagen, wo und wann dieser Grundsatz zum ersten Male auftaucht. Amtlich ist er von keinem Staate anerkannt worden. Und es ist dabei noch sehr zweifelhaft, was unter der „Linie" verstanden wird, der Äquator oder auch eine Linie, die durch den Atlantischen Ozean von Nord nach Süd verlief. Die Vorstellungen sind da sehr verschwommen gewesen, sie haben aber das Denken der Seeleute jener Zeit unbedingt beherrscht. Es war die Auffassung, daß das Schiff, das sich endgültig von den europäischen Küstengestaden gelöst, nicht mehr den Gesetzen des alten Europas und dessen Unterscheidung von Gut und Böse unterworfen war, sondern einzig und allein der eisernen Disziplin des Kapitäns, daß aber sonst Recht und Sitte „jenseits der Linie" keine verpflichtende Geltung mehr hätten.

Vielleicht berühren wir damit einen Wesenszug des modernen Völkerrechtes, das sich aus der Gemeinschaft der abendländischen Völkerfamilie entwickelt hat, die im Mittelalter noch trotz mancher inneren Gegensätze eine Einheit bildete. Wenn das Völkerrecht durch die Kreuzzüge auch auf die orientalischen Staaten ausgedehnt wurde, so blieb es ein Recht der europäischen Völker, das erst langsam dadurch ausgeweitet wurde, daß auch fremde Kulturstaaten in den Kreis dieser Familie aufgenommen wurden durch Eröffnung völkerrechtlicher Beziehungen. Wir dürfen nicht vergessen, daß noch nach der Zeit Karls des Großen, der in diplomatischen Beziehungen zum Kalifen von Bagdad stand, die Wikinger ohne jede Rücksicht auf Völkerrecht die Küsten Nordeuropas plünderten ebenso wie die Sarazenen die des Mittelmeeres. Bis ins 18. Jahrhundert hinein standen die Barbareskenstaaten Nordafrikas außerhalb des Völkerrechtes, gebändigt nur durch die manchmal zweifelhafte Überlegenheit Europas zur See. Warum also sollte das Völkerrecht in der Neuen Welt, jenseits der Linie Geltung haben?

Mit dieser Frage sind wir am Kern des Problems, das auch für den gegenwärtigen unheimlichen Zustand in Europa gilt. Ist es vielleicht so, daß das Gefühl der Gemeinsamkeit der abendländischen Völker erloschen ist, daß wir zwar nicht im geographischen Sinne wie im 17. Jahrhundert, wohl aber im moralischen Sinne bereits jenseits der Linie stehen, da das alte Völkerrecht noch

gilt? Ist das Bewußtsein in der europäischen Völkerfamilie durch den Weltkrieg erschüttert, daß die sittlichen Grundlagen des Völkerrechts nicht mehr gegeben sind? Das läßt uns wieder fragen, ob die neuen Formen der internationalen Zusammenarbeit wie Völkerbund nicht mit daran schuld sind, daß die natürliche Empfindung der Gemeinsamkeiten der Menschheit eher geschwächt als gestärkt worden ist. Wichtiger noch ist es wohl, die Elemente aufzudecken, die im Unterbewußtsein die freimütige Verständigung der Völker verhindern.

Das ist in erster Linie das Mißtrauen. Der Ausgang des Weltkrieges entsprach der Überlegenheit einer einmaligen Mächteverbindung, die die ganze Welt umfaßte. Die rücksichtslose Ausnutzung des fast unerwartet gekommenen völligen Sieges sollte einen Zustand verewigen, der den tatsächlichen Kräfteverhältnissen in Europa in keiner Weise entsprach. Das verhältnismäßig kleine Frankreich mit seinen 40 Millionen Einwohnern übte die völlige politische Vormacht über Europa aus, während die großen Kaiserreiche des Ostens, Deutschland, Österreich und Rußland entweder völlig entwaffnet oder gar zerstückelt oder durch innere Krisen an den Rand des Abgrundes gebracht waren. Wir verstehen die Nachkriegspolitik Frankreichs wohl am besten aus diesem nie eingestandenen Bewußtsein, eine unnatürliche, die nationalen Kräfte Frankreichs weit übersteigende Aufgabe übernommen zu haben.

So groß der Stolz auch sein kann, mit dem uns Deutsche diese hohe Einschätzung durch unsere früheren Gegner erfüllen darf, so müssen wir doch Irrtümer und falsche Auffassungen richtigstellen, wenn diese ein Hindernis für den wirklichen Frieden darstellen. Sehen wir einmal von persönlicher Tapferkeit des einzelnen Mannes und der genialen Begabung der großen Heerführer ab — Faktoren, die niemals vor einem Kriege zu erfassen sind und die bei beiden Nationen in der Geschichte stets gegeben waren — so müssen wir zum Vergleich der beiderseitigen Kräfte drei Gesichtspunkte prüfen: Zahl der Bevölkerung, wirtschaftliche Möglichkeiten und Ausbildung und materielle Ausnutzung der kriegerischen Kampfmittel. Es ist richtig, daß die Entente den Mittelmächten während des Weltkrieges an Zahl der Bevölkerung weit überlegen war, aber das gilt nicht für die wirtschaftlichen Kräfte, die sich in erster Linie in der Kohle, Eisen- und Stahlerzeugung ausdrücken. Als in den ersten Wochen des Krieges die deutschen Truppen Belgien, Nordfrankreich, Lothringen und das Becken von Briey im Westen, im Osten das polnische Industriegebiet Rußlands besetzt hatten, da beherrschten die Mittelmächte ein Gebiet, das im Frieden 355 Millionen Tonnen Kohle, 25 Millionen Tonnen Roheisen und 24 Millionen Tonnen Stahl erzeugt hatte, während die Gebiete der Entente nur eine Friedensförderung von 346 Millionen Tonnen Kohle, 16 Millionen Tonnen Roheisen und 13 Millionen Tonnen Stahl aufweisen konnte.

In diesen Ziffern drückt sich die große materielle Überlegenheit Deutschlands an der Westfront bis zu den Tagen der Sommeschlacht, im Osten bis zum völligen Zusammenbruch der russischen Armeen aus Materialmangel aus. Erst die nordamerikanischen Lieferungen haben im Westen das Kräfteverhältnis umgekehrt und schließlich auch die Widerstandskraft des deutschen Heeres unter einem schier

unfaßlichen Hagel von Eisen und Stahl begraben. Heute ist die Lage in Europa so, daß an eine auch nur ähnlich glückliche Lage des Reiches nicht zu denken ist. Durch die Abtrennung wichtigster Rohstoffgebiete ist die Eisenbasis des Reiches so schmal geworden, daß nur die Zufuhr von ausländischen Erzen auch die bescheidenste Stahlerzeugung aufrechterhalten läßt. Die anderen Staaten konnten hingegen ihre Förderungsziffern mächtig erhöhen. Selbst heute, wo das Experiment Blum die französische Eisenindustrie lähmt, übertreffen England und Frankreich zusammen die deutsche Stahlerzeugung, die dazu noch auf die Zufuhr von Erzen auch aus Frankreich angewiesen ist. Inzwischen hat sich aber im Osten die Lage gründlich verändert. Im Dezember 1936 hat die russische Stahlerzeugung zum ersten Male in der Geschichte die deutsche übertroffen, und wenn sich dieses Verhältnis auch inzwischen durch die herrschende Mißwirtschaft in der russischen Eisenindustrie ins Gegenteil verkehrt hat, so zeigt diese eine Tatsache schlagartig, daß die Sorgen der Franzosen unbegründet sind.

Wenn aber das gegenseitige Mißtrauen unberechtigt ist, was könnte dann die Einheit Europas sprengen? Gewiß ist es nicht die Einheit der germanisch-romanischen Völker des Mittelalters, die in dem gemeinsamen Glauben an die göttliche Weltordnung wurzelte, mit der allumfassenden Kirche, dem universalen Kaisertum und der gemeinsamen sozialen Ordnung, aus der die Wunderwerke der Gotik erwachsen sind. Aber dennoch besteht auch heute noch eine europäische Einheit, die erwachsen ist aus der Gemeinsamkeit der geschichtlichen Entwicklungen, weniger der äußeren politischen Staatsform als der inneren Bildung, der künstlerischen und wissenschaftlichen Kultur. Bei der gemeinsamen Verehrung der großen freien Geister des Abendlandes und bei der engen wirtschaftlichen und technischen Zusammenarbeit müßte das Gefühl der Schicksalsverbundenheit stärker sein als alles andere, was trennt: die verschiedene Staatsform, die politischen Grenzen und die Gegensätze der Tagespolitik. Die Einheit Europas ist die Einheit des europäischen Geistes, dessen Kraft die Synthese von aufrechter und ungebundener Persönlichkeit und freiwilliger Bindung in Staat und Volk auf der Basis des sittlichen Pflichtgefühls vollbracht hat.

Damit stehen wir vor der Erkenntnis dessen, wie der Zustand überwunden werden kann, in dem die Formen des Völkerrechts mißbraucht werden, um eine Geisteshaltung zu verdecken, die dieses Völkerrecht nicht anerkennt, ein Zustand, der „jenseits der Linie" liegt. So wie einst die europäischen Staaten diesem unwürdigen Zustande durch freien Ausgleich und wirklichen Friedensschluß ein Ende setzten, den Gedanken von der Linie aufhoben, der ihre moralische und rechtliche Verantwortung begrenzte, so müssen auch heute die Völker Europas wieder auf den Boden des Rechtes zurückkehren, indem sie einen wirklichen Frieden aufbauen.

Wenn wir diese Forderung erheben, so sind wir uns der Schwierigkeiten bewußt, die vor allem dadurch drohen, daß andere, nicht übersehbare Kräfte am Werke sind, diesen Ausgleich zu verhindern. Aber wir müssen uns darüber klar sein, daß an der Erfüllung dieser Forderung die Existenz des Abendlandes, ja vielleicht der Kultur überhaupt hängt.

GERTRUD KLEINAU

Politisches – Unpolitisches aus Frankreich

„Ne me comprenez pas si vite." Fast wie eine unfreundliche Warnung klingt uns dieses Wort von jenseits der Grenze herüber. Dennoch – der Versuch, für unsere westlichen Nachbarn Verständnis zu gewinnen, ist nötig. Lassen wir uns dabei den Ausspruch eines Großen unserer deutschen Geisteswelt, des Schweizer Literatur- und Kunsthistorikers Jakob Burckhardt, nämlich, daß jedes historische Geschehen eine geistige und jedes geistige Geschehen eine historische Seite habe, als Leitmotiv dienen, und fügen wir ruhig hinzu, daß in beiden Fällen nüchtern-praktische Untergründe ebenfalls eine sehr wesentliche Rolle spielen.

Unablässig ertönt der französische Ruf nach Sicherheit durch die Welt. Gibt es für Frankreich tatsächlich ein ernsthaftes Problem dieser Art? Die Beantwortung der Frage muß von zwei Gesichtspunkten her, dem außenpolitischen und dem innenpolitischen, geschehen.

Alle Völkerbewegungen gingen stets von Ost nach West, von Meer zu Meer, von der aufgehenden zur untergehenden Sonne. Frankreich ist als westlichstes Land des asiatisch-europäischen Blocks dem gewaltigen Druck, der von Osten her ausgeübt wird, am stärksten ausgesetzt, ohne daß es ihn in westlicher Richtung weitergeben könnte, denn an seiner Westgrenze ist Wasser. Es ist also gezwungen, sich dagegenzustemmen, und empfindet diese Situation als gefährlich im Verhältnis zu seiner eigenen Kraft. Aus dem Bestreben, Freunde zu suchen, die ihm diese Last tragen helfen, und aus dem Wunsch, sie auf mehrere Schultern zu verteilen, erklärt sich seine Bündnispolitik, ebenso wie sein nervöses Geschrei bei jedem Mißerfolg in seinen Bemühungen. Daß man in Deutschland nicht immer von der Zweckmäßigkeit dieser Praktiken überzeugt ist, steht hier nicht zur Diskussion; es sei deshalb nur nebenbei erwähnt. Aber auch in Frankreich beginnt man hier und da daran zu zweifeln, auf diese Art je zur Herstellung einer gesunden Basis zu gelangen, auf der ein gedeihliches Zusammenarbeiten der europäischen Völker allein möglich ist. Zwar verklingen die warnenden Stimmen noch fast ganz in der lärmhaften Tagespolitik, aber man sollte sie – auch bei uns – wenigstens registrieren. Wladimir D'Ormesson z. B., der von Frankreich her gesehen gewiß unverfänglich ist, wendet sich schon 1927 (La confiance en l'Allemagne?) gegen die Würdelosigkeit, die für Frankreich in der Angstpsychose vor dem deutschen Nachbarn liegt, und Graf Vibraye gebraucht in seinem 1934 erschienenen Buch: Paix avec l'Allemagne? im Hinblick auf sein Vaterland das Wort, das man einst für Österreich prägte: En retard d'une armee, d'un année, d'une idée und bezieht es auf das französische Bestreben, die militärische Überlegenheit aufrechtzuerhalten, Zeit zu gewinnen und sich an überlebte politische Methoden zu klammern.

„Soll die blühende männliche Jugend Frankreichs und Deutschlands sich immer

wieder nur in den Gräbern auf dem Schlachtfeld endgültig versöhnen?" Diese Frage setzt Fernand de Brinon, der ehemalige Frontoffizier, aus dem ein glänzender, geistvoller Journalist und Politiker wurde, an den Schluß seines Werkes: France-Allemagne 1918 – 1934.

Es ist das „andere Frankreich", das sich da kundtut, sein „zweites Gesicht" mit dem Blick in die Zukunft, nicht in die Vergangenheit gerichtet. Mit dem Gesagten sind in wenigen Worten die außenpolitischen Ursachen aufgezeigt für den ständig wiederholten Ruf nach Sicherheit, der von Westen herüberklingt, und es ist angedeutet, daß es auch in Frankreich klare Köpfe gibt, die die Bedenklichkeit erkennen, die in dem Aufrechterhalten veralteter Methoden liegt. Aber das Sicherheitsproblem hat auch eine innenpolitische Seite, die ebenfalls betrachtet werden muß. Erst beide zusammen ergeben ein klares Bild und lassen erkennen, in welchem Grade eine Wechselwirkung stattfindet, die natürlich verschärfend auf die Situation wirkt.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts war Frankreich, mit Ausnahme von Rußland, der volkreichste Staat. Nach Ablauf der napoleonischen Kriege zählt man in Frankreich ohne Elsaß-Lothringen 29 480 000 Einwohner, in Deutschland 21 989 000. Um 1850 war in beiden Ländern die Bevölkerungszahl fast die gleiche; 1933 betrug die Kopfzahl in Frankreich mit Elsaß-Lothringen 41 880 000, in Deutschland 66 030 000. Um 1871 kamen in Frankreich 67,3 Menschen auf 1 qkm, in Deutschland 75,9. Das bedeutet keinen großen Unterschied. Kurz vor dem Weltkrieg war in Deutschland die Bevölkerungsdichte auf 120 pro Quadratkilometer gestiegen, während sie in Frankreich mit 73,8 fast die alte geblieben war. Die Geburtenhäufigkeit lag in Frankreich im ersten Dezennium des 19. Jahrhunderts (nach 1806) zwischen 30,1 und 33,9 auf 1000 Einwohner und sank bis zum Jahre 1914 auf 22,0 – 18,1 auf 1000. Seit dem Jahre 1890 trat in Frankreich mehrmals das Ereignis ein, daß die Sterbeziffer die der Geburten überragte. Das gab eine große Erregung in der französischen Öffentlichkeit, und man versuchte, durch Propaganda auf eine Zunahme der Geburten hinzuwirken. Zu Beginn unseres Jahrhunderts wies der Altersaufbau des französischen Volkes folgendes Bild auf:

auf 1000	0 – 14 J.	15 – 49 J.	50 J. und mehr
1901	261	511	228
1911	258	513	229

Zum Vergleich mögen einige deutsche Zahlen angegeben sein:

auf 1000	0 – 14 J.	15 – 49 J.	50 J. und mehr
1900	348	496	166
1910	340,5	504,5	155

Im Jahre 1921, also bei der ersten Volkszählung nach dem Kriege zeigte sich im französischen Volk ein Altersaufbau, für den es in der ganzen Welt kaum einen Vergleich gibt. Es standen im Jahre 1921 auf je 1000 Menschen im Alter von:

0 – 14 J.	15 – 49 J.	50 J. und mehr
227	557	252

Demgegenüber die deutschen Zahlen:

0–14 J.	15–49 J.	50 J. und mehr
284	540	176

Im Jahre 1911 hatten über 34 v. H. der französischen Familien ein oder kein Kind, etwa ein Drittel hatte drei oder mehr Kinder, so daß die Zweikinderzahl sozusagen den statistischen Durchschnitt darstellte. Bis 1926 hatte sich das Bild noch verschlechtert: 71,5 v. H. aller Familien hatten kein Kind oder höchstens ein bis zwei Kinder, also einen völlig unzureichenden Nachwuchs für den Bestand der Bevölkerung. Welche Gründe muß man nun annehmen für eine derartige absichtliche Kleinhaltung der Familie? Es wirken hier mehrere Faktoren zusammen. Vor allen Dingen spielt der stark ausgeprägte französische Individualismus eine sehr große Rolle. Wohl ist der Franzose Familienvater par excellence, aber sein Ideal, mit etwa 40 Jahren ein bescheidenes und geruhsames Rentnerdasein führen zu können, verträgt sich nicht mit der Belastung, die die Sorge für eine große Kinderschar dem Hausvater auferlegt. Außerdem möchte er die Kinder, die er besitzt, so erziehen, daß auch sie für gehobene Stellungen, am liebsten Beamtenposten mit gesichertem Einkommen, geeignet sind, damit ihnen der harte Lebenskampf erspart bleibt. Also greift man zu dem Mittel der Geburtenbeschränkung. Diese Einstellung wird durch äußere Faktoren noch unterstützt. Frankreich wurde schon während des Krieges und besonders in der Nachkriegszeit in zunehmendem Maße Industriestaat. Es hatte im Kriege die Erfahrung gemacht, daß seine Industrie den Aufgaben, die an sie herantraten, durchaus nicht gewachsen war; das bezog sich besonders auf alle Zweige der Metallindustrie und auf die Erzeugung von chemischen Produkten. Dazu kam, daß der Bevölkerung zum erstenmal klar wurde, wie viele Dinge des täglichen Bedarfs aus dem Ausland, besonders auch aus Deutschland kamen. Die selbstverständliche Folge war, daß die Industrie ihre Produktionsfähigkeit auf allen Gebieten ausbaute.

„La terre se meurt", dieser Schreckensruf tönt überall durch die französischen Lande. Der Krieg forderte ein gewaltiges Menschenopfer vom französischen Bauerntum. Eine Million Tote und 300 000 Verwundete. Außerdem behielt die Industrie etwa eine halbe Million ländlicher Kräfte für sich zurück. Die Folge dieses Einbruchs in die ländliche Welt war eine wesentliche Zunahme des Brach- und Weidelandes und eine ungeheure noch andauernde Landentwertung. Durch die damit verbundene Verringerung der bebauten Fläche hat Frankreich einen Ausfall von zirka 15 Millionen Zentnern Getreide und muß jährlich für drei bis vier Milliarden Fr. fremdes Getreide einführen. Die Bodenentwertung ist am schlimmsten im Süden des Landes; dort betrug sie vor dem Kriege schon bis zu 70–75 %. Nadeau's fast dramatische Schilderung des verlassenen Landes erweckt einen Eindruck von Trostlosigkeit. Am meisten betroffen sind die Gebiete von: Lot, Lot-et Garonne, Tarn-et Garonne, Gers, Hautes-Pyrénées, Aveyron, Hérault, Ariège, Bouches-du-Rhone, Provence, Alpes, Dauphinés. Nach den Angaben des Pariser Rechtsprofessors Barthelémy, Abgeordneter von Gers,

lagen in den Departements Lot-et Garonne, Tarn-et Garonne und Gers im Jahre 1924 etwa 50 000 ha Ackerland brach, während 25 000 Höfe völlig verlassen waren. Die Weidefläche stieg von 19 461 ha im Jahre 1914 auf 36 211 ha im Jahre 1923. Welches Ausmaß die Verelendung des französischen Landes nicht nur im Süden, sondern in fast allen Agrargegenden angenommen hat, geht aus einer Zeitungsnotiz aus dem Jahre 1932 hervor, worin ein ganzes Dorf in der Bourbogne (die 2000 Jahre alte Ortschaft Aubépine), das noch etwa 10 Jahre früher 150 Einwohner hatte, wegen Entvölkerung für 500 000 Fr. zum Verkauf angeboten wurde. Es wurde von Großkapitalisten zu Spottpreisen erworben.

Aber nicht nur der furchtbare Aderlaß des Krieges, die Bedürfnisse der Industrie und die Verlockungen der Stadt an sich haben das flache Land seiner Menschenkraft beraubt. Die Landflucht, die eine alte und weit verbreitete Erscheinung ist, hat in Frankreich Ursachen ganz besonderer Art.

Bis zum Jahre 1789 war die Unversehrbarkeit des Hofes durch die Gesetzgebung gewährleistet. Der Grundsatz, den Legrand d'Aussy für die Auvergne formulierte, galt für ganz Frankreich: Jamais dans aucun cas les biens ne sont partagés; tout reste en masse; personne n' hérite, et, ni par mariage, ni autrement rien ne se divise.

Seit der Einführung des Code Napoleon bestimmt das Erbrecht, daß der Besitz gleichmäßig unter alle Kinder verteilt werden muß. Wie verheerend dieses Gesetz besonders durch die Bodenzerstückelung wirkt, geht sehr deutlich aus einigen Zahlen hervor. Im Jahre 1892 hatten von 5 702 752 landwirtschaftlichen Betrieben 39,2 % eine Größe bis zu einem Hektar Land, waren also lebensunfähig; ferner besaßen 2 617 585 Bauern nur Güter von einem bis zu zehn Hektar Fläche. Dies bedeutet, daß drei Viertel der französischen Bauernschaft auf Betrieben leben und arbeiten müssen, die zu klein sind, um Hof und Familie zu erhalten. Bis zu welchem Grade die Zerstückelung zuweilen getrieben wird, kann man ermessen, wenn man erfährt, daß die Flur der Gemeinde Loiret (Departement Loire), eine Fläche von zirka 2000 ha, in 48 000 Parzellen geteilt wurde, daß in Vaudémont (Haute Marne) 179 ha Land in mehr als 3000 Teile zerlegt wurden. Unter solchen Umständen ist eine rentable Bewirtschaftung unmöglich. Hören wir Guillaumin: „Le Transport des fumiers, des récoltes ne peut s'effectuer qu'avec un âne de bât ou à dos d'homme; car des sentiers minuscules desservent ces îlots. Grande dépense d'activité pour un minimum de résultats.“ Dazu kommt eine für das Land sehr ungünstige Steuergesetzgebung. Schon im Jahre 1905 berechnete der Statistiker Klotz die Steuerlasten einschließlich Hypothekenschuld und Verzinsung auf 41 % des Bruttoeinkommens der französischen Landwirtschaft. Die steuerliche Belastung des Grundbesitzes, die das Fünffache beträgt im Vergleich zu den Lasten, die dem beweglichen Besitz auferlegt werden, haben die reiche ländliche Bourgeoisie veranlaßt, sich in die Städte zurückzuziehen, um ihr Geld in einträglicheren Unternehmungen anzulegen. Der Adel begann bereits zur Zeit Ludwigs XIV. seine Besitzungen zu verlassen und löste durch den „Absentismus“ die sozialen Cadres auf, so daß das Landvolk seine Führerschicht verlor. Das Pachtsystem ist kein vollwertiger Ersatz für eine verantwortungsbewußte

Bewirtschaftung durch den Besitzer selbst. In einer Anzahl von Fällen wird die Zersplitterung des Besitzes durch das Einkindersystem, das auch auf dem Lande Eingang gefunden hat, vermieden, aber diese gefährliche Maßnahme bewirkt, daß nicht nur die ländlichen Arbeitskräfte an sich immer mehr dezimiert werden, sondern daß sich schließlich auch für die Städte der gesunde Nachschub verringert. Kommt ein weiteres hinzu: überall, wo es an ländlichen einheimischen Arbeitskräften mangelt, und das ist hauptsächlich im Südwesten der Fall, strömen fremde ein. Jedoch nicht nur auf landwirtschaftlichem Gebiet allein fehlen Arbeitskräfte. Bei normalem Wirtschaftsverlauf kann das Land weder im Hotelgewerbe, noch im Bergbau, noch in der Industrie die notwendige Leistung aus eigener Kraft aufbringen, geschweige denn bei der Getreide- und Weinernte. Dieser Zustand, über den schon vor dem Kriege geklagt wurde, ist die Veranlassung zu einem sehr starken Zustrom von Ausländern. Das Mißverhältnis wird besonders deutlich, wenn man bedenkt, daß Frankreich noch immer eine beträchtliche Anzahl von Arbeitslosen hat, die aber nicht beliebig eingesetzt werden können, weil sie unbrauchbar für qualifizierte Arbeit sind. Schneller, als man vermutete, hat sich die Geburtenbeschränkung als nationale Gefahr erwiesen, und die Tatsache, daß Frankreich sogar häufig gezwungen ist, auf farbige Elemente zurückzugreifen, bedeutet nicht nur ein französisches, sondern ein europäisches Problem. Im Jahre 1931 betrug die Zahl der Ausländer in Frankreich etwa 7 % der Gesamtbevölkerung. Die weit überwiegende Mehrzahl dieser Fremden übte einen Beruf aus. Die Volkszählung des Jahres 1931 ergab 808 038 Italiener, 507 811 Polen, 351 864 Spanier, 253 694 Belgier. Der Rest verteilte sich auf verschiedene andere Nationen, darunter 71 729 Deutsche. Inzwischen hat sich das Bild verschoben; die Zahl der Italiener, Belgier, Polen usw. hat sich verringert, die der Deutschen beträchtlich vermehrt. Aber dazu müssen noch die naturalisierten Fremden gerechnet werden, die also der Form nach Franzosen wurden; ihre Zahl ist recht ansehnlich. Im Jahre 1931 waren es 361 231, darunter 33 204 Deutsche.

Frankreichs Drang nach Weltgeltung schuf ein Kolonialreich, das an Größe an erster Stelle nach dem englischen steht. Die französischen Erwerbungen sind nicht zuletzt auf seinen politischen Ehrgeiz zurückzuführen, nachdem es in Europa 1815 und 1871 schwere Mißerfolge zu verzeichnen hatte. Das ist eine Erklärung dafür, daß die kolonialen Unternehmungen Frankreichs im allgemeinen nicht in erster Linie vom Gesichtspunkt der Wirtschaftlichkeit aus unternommen worden sind. Das Streben nach einer intensiveren Auswertung des kolonialen Besitzes ist erst in jüngster Zeit erkennbar, und die beabsichtigte völlige Umstellung der französischen Kolonialpolitik wird noch auf mannigfache Schwierigkeiten stoßen, die zu suchen sind:

I. In dem Mangel an Menschen, die bereit und fähig wären, in den Kolonien Pionierarbeit zu leisten.

II. In dem Fehlen der notwendigen Kapitalien für die Erschließungsarbeiten. Der französische Sparer scheut als vorsichtiger Hüter seines Besitzes „Abenteuer", und der Staat kann aus den Steuern nicht die Riesensummen auf-

bringen, die für Bahn- und Wegebauten, Plantagen usw. erforderlich wären. Dazu kommt

III. daß das Selbstgefühl der Farbigen seit dem Weltkrieg sehr gewachsen ist, was die politische Durchdringung der Kolonialgebiete, die mit der wirtschaftlichen Erschließung Hand in Hand geht, nicht gerade erleichtert. Da bis zum Weltkrieg der internationale Handel funktionierte, bestand für Frankreich kein zwingender Grund, die für seine Industrie nötigen Rohstoffe aus eigenen Kolonien zu beziehen. Diese Situation hat sich seit dem Kriege grundlegend geändert, und nun sieht sich der Franzose einer Aufgabe gegenüber, die nicht nur eine organisatorische Riesenleistung von ihm verlangt, sondern die ein völliges Umdenken von ihm erzwingt, ein geistiges Hinauswachsen über den „vieil homme", über sein starkes Beharrungsvermögen, das ihn zum Menschen mit dem rückwärtsgerichteten Blick macht.

Fassen wir zusammen: wir sehen dem Ruf nach Sicherheit ein Problem zugrunde liegen, das alle tatsächlichen und eingebildeten Nöte Frankreichs umfaßt: den Druck des asiatisch-europäischen Kontinents einerseits und andererseits die widerwillig und sehr langsam sich vollziehende Anpassung der französischen Industrie an die Erfordernisse des Tages, die Schrumpfung seiner Bevölkerung, die damit verbundene Entblößung des flachen Landes von einheimischer Arbeitskraft, die Verwahrlosung des französischen Bodens und schließlich den Einstrom von fremden Elementen, die sogenannte Unterwanderung, wobei die Farbigenfrage auch für die außerfranzösische Welt von Bedeutung ist.

Das Problem hat aber noch eine andere Seite, und zwar eine eminent geistige: das ist der französische Zivilisationsbegriff und der ihm innewohnende geistige Totalitätsanspruch.

Ungestüm pocht Europa an Frankreichs Pforten. Ein neues Europa? Noch nicht, aber ein werdendes Europa. Ein Europa ohne Frankreich? Auch das nicht, aber ein Europa, das um Frankreichs Seele ringt, und das noch nicht weiß, ob es ihm gelingen wird, das Volk mit dem rückwärtsgerichteten Blick der zukunftsträchtigen Unruhe der Welt zu versöhnen. Denn Frankreich bedeutet „Fertigsein, Form gefunden haben, Ausgewogenheit, Vernunft". „Ich bin Atheist, aber selbstverständlich bin ich katholisch." Dieses Wort von Maurice Barrês umschließt für den Deutschen die ganze Problematik der französischen Geistigkeit; für den Franzosen selber bedeutet es Synthese. Als das römische Weltreich zerfiel, übernahm die römische Kirche den Anspruch auf Totalität. Sie verlangte die allgemeine Anerkennung ihrer Normen und forderte das Primat vor der Politik. Mit der Entwicklung der Nationalismen in Europa entstand der Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht. In Frankreich begann der Zerfall des mittelalterlichen Ganzheitsbildes bereits im Anfang des 14. Jahrhunderts. Man darf sagen, daß etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts das Land bereit ist, eine neue Kultur aufzunehmen. Die kosmische Ordnung ist aufgelöst und hat grundlegende Verschiebungen erfahren. Diesseits und Jenseits bilden keine Einheit mehr; Gott ist in die Unendlichkeit entrückt, der Mensch steht, losgelöst und aus seiner geistigen

Bahn geschleudert, dem All gegenüber. Die Renaissance weist ihn auf das eigene Ich und läßt ihn in den Tiefen seiner Seele nach den Quellen des Lebens suchen.

Die großen geschichtlichen Wandlungen haben die gewaltige geistige Wandlung des Menschen herbeigeführt, vom übergreifenden transzendenten zum aus sich selbst schöpfenden immanenten Denken. Denn jedes politische Gefüge ist weltanschaulich unterbaut. Aus dieser Situation heraus wird der Mensch als Einzelindividuum und in seiner Gruppierung als Volkspersönlichkeit immer mehr in den Mittelpunkt gerückt; von ihm aus und auf ihn zu muß sich das Leben ordnen. Das geschieht in Frankreich in einer letzten Konsequenz durch die Inthronisation der „Vernunft". Aber die „Vernunft" hat ihren Ursprung nicht so sehr im Intellekt, wie man häufig anzunehmen pflegt. Auch sie stammt vielmehr aus den tiefsten Instinkten der Volksseele, aus der Intuition einzelner Begnadeter, die zum Schicksal ihres Landes werden.

Im Jahre 1412 wurde Jeanne d'Arc geboren. Im Alter von 17 Jahren griff sie zum Schwert und hat in den etwa zwei Jahren, die ihr noch geschenkt wurden, nicht nur die politische, sondern auch die geistige Entwicklung ihres Landes in geradezu unerhörter Weise bestimmt. „Ceux qui font la guerre au St. Royaume de France font la guerre au Roi Jésus." Diese Worte enthalten die Kampfansage an die Kirche Roms, nicht bewußt, aber doch tatsächlich. Als der Bischof von Beauvais sie während des Prozesses vor dem geistlichen Gericht in Rouen fragt, ob sie sich nicht den Kardinälen, Bischöfen, Prälaten der Kirche unterworfen fühle, antwortet sie: „Oui, je m'y crois sousmise, mais Dieu premier servi." Das Verhör stellt einen regelrechten Kampf zwischen ihr und der Kirche dar, und selbst auf dem Scheiterhaufen, als bereits die Flammen an ihr emporzüngeln, bleibt sie bei ihrer Aussage: „Meine Stimmen haben mich nicht getäuscht." Ihre Rehabilitierung und schließlich ihre Heiligsprechung am 16. Mai 1920 bedeuten zuerst eine zögernde, dann eine endgültige Kapitulation der Kirche vor dem mystischen, religiösen Nationalismus Frankreichs. Johanna hat Frankreich zum Bewußtsein seiner selbst erweckt, hat den Begriff „Vaterland" erst recht eigentlich geschaffen. Gott und Frankreich verbinden sich für sie zu einer Einheit; sie ist in Wahrheit die Schöpferin der gallikanischen Kirche, des nationalen Katholizismus, denn Frankreich ist auch heute noch ein katholisches Land, trotz Laizismus und Trennungsgesetz. „Ich bin Atheist, aber natürlich bin ich katholisch." Dieses Wort wird nur klar, wenn man die Linie rückwärts zieht, und außerdem unter Atheismus nicht Gottlosigkeit, sondern die Hinwendung zum immanenten Denken versteht, die Verlegung des Schwergewichts von außen nach innen, und – politisch – die Wandlung vom übergreifenden Gefüge zum aus sich selbst herauswachsenden nationalen Bewußtsein und Staat. Es ist das in die Sprache des 20. Jahrhunderts übertragene mittelalterliche Wort Johannas, durch das Frankreich und Gott gleichgesetzt werden. „Pourquoi en faites-vous difficulté?" Sie schafft mit grandioser Selbstverständlichkeit die neue Einheit von Diesseits und Jenseits, allerdings legt sie damit auch den Grund für den politischen und kulturellen Herrschaftsanspruch Frankreichs über die Völker der Welt. Frankreich, zwiefach die Erbin Roms, fühlt sich ganz und gar als lateinische

Nation. Seine Latinität ist ihm unantastbares Gut. Politisch hat es sich – in Europa – bescheiden müssen; geistig verlangt es noch heute die Anerkennung, daß seine Kultur die einzige überhaupt sei, daß alles, was außerhalb dieser existiert, im Grunde Barbarei ist. Es kennt so wenig wie die Kirche eine Rassenfrage, denn sein buntes Rassengemisch wird durch das geistige Band seiner Zivilisation fest genug zusammengehalten. Es ist der Überzeugung, daß jeder, der in den Bannkreis der französischen Kultur gerät, ohne weiteres zum „Vollblutfranzosen" wird. Frankreich hat den Totalitätsanspruch der Kirche auf seine Zivilisation übertragen und hat dabei mit unerhörter Kraft katholisches Denken so stark assimiliert, daß selbst laizistische Kreise sich unentwegt katholischer Ideologien bedienen und man in großen politischen Tageszeitungen, z. B. im „Temps", spaltenlange Artikel etwa über die neuerschienene Biographie des heiligen Franz findet und ähnliches. Der katholische Bestandteil läßt sich aus dem französischen Denken nicht mehr entfernen. So wie diese Geistes- und Seelenhaltung, unabhängig von dogmatischer Gebundenheit, auch den laizistischen Teil der Bevölkerung beherrscht, so ist andererseits die Heiligsprechung der „Tochter Gottes", die die Tochter der französischen Erde ist, nichts anderes als der Ausdruck für die drängende Forderung der französischen Volksseele, die in Johanna ihre Selbstverwirklichung erlebt.

Frankreich besitzt in der Synthese, die es zwischen seiner sich in hundert verschiedenen Formen dokumentierenden Erdhaftigkeit und seiner hochentwickelten Geistigkeit geschaffen hat, die starke Quelle seiner nationalen und kulturellen Kraft. Die trotz mannigfacher Strömungen und Kämpfe erreichte mittlere Linie, bedeutet, daß man „mit dem Ding fertig geworden ist"; kurz, endgültige Form. Diese mittlere Linie ist überhaupt ein Charakteristikum im Leben des französischen Volkes. Die Tatsache des Strebens nach der Mitte, nach der Ruhelage, die Dauer verspricht, muß als etwas Entscheidendes in der Beurteilung Frankreichs eingesetzt werden, gleichgültig, ob es sich um kulturelle Angelegenheiten oder um Ereignisse mit ausgeprägt politischem Charakter handelt. Aus diesem Wunsch nach Statik, nach „Fertigsein" heraus, kommt Frankreich zu der ständigen Rückschau; es lebt tatsächlich aus der Vergangenheit. In seinem Humanismus und dem überspitzten Individualismus stellt es allein den französischen Menschen in den Mittelpunkt seiner Betrachtung und setzt in schwer erträglichem Hochmut eine für alle Völker gültige kulturelle Norm.

Doch die Dynamik der außerfranzösischen Welt rüttelt an der Starrheit und Ausschließlichkeit dieses Zivilisationsbegriffs, so daß Frankreich nun auch die Sicherheit seines kulturellen Bestandes bedroht glaubt. Wird es noch einmal eine schöpferische Kraft aufbringen, die es instand setzt – ohne sich selbst aufzugeben – das Gesicht Europas prägen zu helfen, diesmal aber nicht mit dem Führungsanspruch an der Spitze der hierarchisch geordneten Völker der Erde, sondern durch Einordnung und Anerkennung gleichwertiger, wenn auch andersgearteter Kulturen? Oder wird es sich isolieren und die Welt um den Beitrag seines Geistes ärmer machen? Das ist die große Frage, auf deren Beantwortung durch die französische Jugend Europa wartet.

WOLFGANG WINDELBAND

Botschafter von Schweinitz über Dostojewskis Beerdigung

Die weit verbreitete Auffassung, daß Bismarck, das Schicksal anderer überragender, ihre Umgebung erdrückender Männer teilend, es nicht verstanden habe, sich fähige Werkzeuge für die Ausführung seiner diplomatischen Pläne heranzuziehen und in diesem Sinne „Schule zu machen", wird der nicht teilen, der an Hand des großen, vom Auswärtigen Amt veröffentlichten Aktenwerkes wie der zahlreichen in Betracht kommenden Memoiren sich in die Tätigkeit seiner außenpolitischen Helfer versenkt. Erst recht wer in der Lage ist, darüber hinaus noch die unveröffentlichten Schätze der diplomatischen Berichte aus der Bismarckzeit in ihrer ganzen Lebendigkeit und dem ganzen Reichtum ihres Inhalts auf sich wirken zu lassen, wird zu einer gründlich anderen Anschauung gelangen müssen. Die Art, wie Bismarcks Botschafter, die Hohenlohe, Reuß, Schweinitz, Hatzfeld, Radowitz und aus der jüngeren Generation in erster Linie Herbert Bismarck und Bernhard Bülow die Berliner Zentrale mit Material versehen haben, um aus den einzelnen Stücken des Mosaiks das Gesamtbild zusammenfügen und dementsprechend ihre Entschlüsse fassen zu können, steht wirklich auf hohem, bewundernswertem Niveau.

Daß in diesem Kreise dem langjährigen Petersburger Botschafter, General von Schweinitz, eine besondere Stelle zukommt, haben schon seine seit zehn Jahren vorliegenden Denkwürdigkeiten erwiesen. Die darin abgedruckten privaten Niederschriften hat er, wie ich auf Grund der Kenntnis seiner amtlichen Berichte habe feststellen können, in sehr vielen Fällen aufs engste an diese angelehnt. Ganze Sätze und größere Stücke, die er nach Berlin geschrieben hat, finden sich häufig wortgetreu in den Denkwürdigkeiten wieder, wodurch ihr Wert als historische Quelle ein so ungewöhnlich hoher geworden ist. Offenbar haben ihm die Konzeptentwürfe dieser Berichte als Vorlagen und Anhaltspunkte bei der Niederschrift der Denkwürdigkeiten gedient.

Diese wortgetreue Übernahme hat auch stattgefunden bei Teilen des Berichtes vom 17. Februar 1881 über Dostojewskis Beerdigung in Petersburg, dessen vollen Wortlaut ich unten mitteile. Sein wesentlicher Inhalt ist bereits im zweiten Bande der Denkwürdigkeiten, S. 143 f. abgedruckt. Trotzdem scheint mir die Veröffentlichung des ausführlicheren Originals angebracht. Denn einmal verdient dieser Bericht wegen seines ungewöhnlich interessanten Inhalts einem weiteren Publikum zugänglich gemacht zu werden, als es im Rahmen der umfangreichen Bände des Buches möglich gewesen ist, dessen Erscheinen schon zehn Jahre zurückliegt. Sodann wirkt er in seiner ursprünglichen Form für sich gesondert noch viel unmittelbarer und lebendiger als eingefügt in den Fluß der fortlaufenden Erzählung.

Das in ihm enthaltene literarische Urteil, ebenso wie das noch schärfere des Generals von Werder, steht dabei naturgemäß in der zweiten Linie. Dem Botschafter kam es selbstverständlich vor allem auf die politische Seite an. Sie hat er klug und scharf gekennzeichnet und damit den Beweis geliefert, wie deutlich diesem Diplomaten der Einfluß geistiger Vorgänge auf die politische Entwicklung bewußt gewesen ist und wie er es deshalb für seine Pflicht hielt, auch die Geschehnisse auf kulturellem Gebiet zum Gegenstand seiner eingehenden und gewissenhaften amtlichen Berichterstattung zu machen.

So schreibt er dem Auswärtigen Amt:

Petersburg, 17. 2. 1881.

Vor einigen Tagen starb hier der Schriftsteller Dostojewski. Vor einigen dreißig Jahren hatte er in seinem Erstlingswerk „Arme Leute" in der Schilderung des Elendes Talent gezeigt und einige literarische Erfolge errungen. Im Jahre 1849 verwickelte er sich in die Petruschewskische Verschwörung, wurde auf Lebenszeit nach Sibirien verbannt, arbeitete vier Jahre in den Minen und diente dann als gemeiner Soldat. Dostojewski war in der Ingenieurschule erzogen und dann Offizier geworden; General Todleben* hat ihn damals gekannt, weil sein Bruder mit ihm befreundet war, ja sogar mit ihm zusammen wohnte. Der Graf erzählt mir, daß er eines Tages seinen Bruder besuchte und in der Dostojewskischen Wohnung eine Gesellschaft von zwanzig oder dreißig jungen Männern und einige junge Frauenzimmer fand, welche soziale Probleme diskutierten; man legte ihm, der damals Ingenieurkapitän war, die Frage vor, ob es nicht nützlich und notwendig sei, die Kinder von ihren Eltern zu entfernen und durch den Staat erziehen zu lassen. Todleben antwortete: das Heiligste auf Erden sei die Eltern- und Kindesliebe, und nehme man dies hinweg, so bleibe wenig übrig.

Darauf hat Todleben nichts mehr von Dostojewski gehört, bis er im Jahre 1860 einen Brief von ihm aus Sibirien erhielt, in welchem ihn der Verbannte an ihre frühere Bekanntschaft erinnerte und ihn bat, ihm Begnadigung zu erwirken. Todleben sagt mir, dieser Brief habe großen Eindruck auf ihn gemacht und sei so vortrefflich geschrieben gewesen, daß er ihn dem Kaiser originaliter überreicht habe; tags darauf wurde Dostojewski begnadigt mit geringen Einschränkungen und mit Anweisung des Wohnsitzes in Twer.

Graf Todleben, welcher für einige Tage hierhergekommen ist, um dem Begräbnis Baron Budbergs beizuwohnen, dessen Sohn vorige Woche seine Tochter geheiratet hat, speiste vorgestern beim Kaiser und erinnerte diesen an jenen Vorfall, indem er zugleich seine Verwunderung darüber aussprach, daß Dostojewski jetzt in so beispielloser Weise gefeiert werde. Der Kaiser erinnerte sich der Tatsache und machte sonst keine Bemerkung, als Dostojewski sei ein guter Christ gewesen.

Er war auch wirklich kein Nihilist, hat sich sogar gegen die Doktrinen derselben ausgesprochen, wohl aber war er einer von jenen Autoren, deren Schriften die Köpfe verwirren, die Herzen krank machen und die Jugend unlustig, untätig,

* Der berühmte Verteidiger von Sebastopol im Krimkrieg.

pessimistisch stimmen. Als er aus dem Exil zurückkehrte, erregte er durch seine „Memoiren aus dem Totenhause" Aufsehen, zur Zeit, als ich zum ersten Male in Rußland war, Ende der sechziger Jahre, sprach man viel von seinem Roman „Verbrechen und Strafe", und später, als ich hierher zurückkehrte, bis in die neueste Zeit nahm sein letztes Werk „Die Brüder Karamasow" einen hervorragenden Platz unter den modernen Erzeugnissen der russischen Literatur ein, deren größte Fehler ihm innewohnen. Denn wie so viele seiner Zeitgenossen schildert er mit Vorliebe und raffiniertem Scharfsinn die Leiden und Verbrechen, ohne den Weg zur Sühne, zur Versöhnung und Erlösung zu zeigen; realistisch bis zum Exzeß, unsittlich in der Schilderung der Verirrungen unter dem Vorwande, vor diesen warnen zu wollen und so einen sittlichen Zweck zu verfolgen, könnte Dostojewski mit Balzac und Zola verglichen werden, wenn es ihm nicht an deren künstlerischer Begabung fehlte.

Solch ein struppiger, konfuser, schwarz auf grau malender Märtyrer war aber besonders geeignet, um in der jetzigen „russischen Gesellschaft" gefeiert zu werden, und dies war während der letzten Jahre der Fall; er wurde auch in hohe Kreise gezogen, namentlich an den Hof des Großfürsten Konstantin, wo er dem jungen Dmitri Konstantinowitsch Vorträge hielt. Dennoch hätte niemand erwarten können, daß man solches Aufsehen von ihm machen würde, wie es jetzt bei seinem Leichenbegängnis geschah, und gerade hierin, in dem Umstande, daß man binnen dreier Tage eine der großartigsten Demonstrationen, welche Petersburg je gesehen hat, ins Leben rufen konnte, erblicke ich ein Symptom, welches Beachtung verdient.

Die Zeitungen berichten darüber: Das Trauerhaus wurde vom Morgen bis zum Abend von Leidtragenden aus allen Schichten der Bevölkerung belagert; Großfürst Dmitri Konstantinowitsch war persönlich erschienen, die Großfürstin Alexandra Josephowna schickte ein Kondolenzschreiben, die Prinzessin Eugenie von Oldenburg einen Kranz, der Finanzminister benachrichtigte die Witwe, daß ihr der Kaiser eine Pension von 2000 Rubel aussetze und befohlen habe, die Kinder in Staatsanstalten zu erziehen. Gegen hundert Deputationen nahmen am Trauerzuge teil, darunter eine von der Ingenieurschule, deren Zögling Dostojewski gewesen war, und eine des kaiserlichen Komitees für Gefängniswesen, gleichsam zur Abbitte, daß er so lange gefangengehalten worden war; die höheren weiblichen Bildungsanstalten, die weiblichen medizinischen Kurse, überhaupt das weibliche Element spielten eine große Rolle; die Minister Abaza, Saburow, Pobedonoszew waren dabei, und die Kirche entfaltete ihren Pomp; daß sich eine zahllose Volksmenge anschloß, ist natürlich, und ebenso natürlich ist es, daß das Volk nicht wußte, um was es sich handelte; ein Muschik fragte, wer denn da begraben werde? „Schtatzki General" (ein Zivil-General), antwortete ihm ein anderer, „stari Utschitel" (ein alter Schulmeister), sagte ein dritter. Darin aber sind die Augenzeugen einig, daß mehr Volk und mehr Ordnung bei diesem Begräbnis war als bei dem der Kaiserin, trotz 12 Grad Kälte und schneidendem Nordwind.

Und hierin, in der Ordnung, bei völligem Fernhalten der Polizei, erblicken

erfahrene Männer das Neue, das Bezeichnende, das Bedrohliche dieser Manifestation: „Jetzt sind sie so weit", sagte mir General Trepoff, „daß sie eines Tages mit 60000 Personen vor das Winterpalais marschieren können; geradeso hat es in Warschau angefangen; bei den großen Begräbnissen werden die Massen geschult."

Die imposante Feier, welche damit schloß, daß man die vielen kostbaren Kränze zerpflückte und die Blätter als heiliges Andenken mitnahm, galt nicht dem Schriftsteller, sie galt dem Verbannten; so gut wie man jetzt für einen toten Märtyrer die Massen mobil macht, ebensogut kann man es nächstens für einen lebenden tun. In höheren Kreisen aber ist man stolz darauf, daß man so klug gewesen ist, der Demonstration ihre feindselige Spitze abzubrechen, indem man die kaiserliche Pensionsverleihung sofort veröffentlichen ließ. „Nicht wahr", so hörte ich fragen, „wir sind jetzt nicht mehr so ungeschickt wie früher?"

Diese Geschicklichkeit, welche darin besteht, den populären Launen vorauszueilen, kann weit führen.

In ähnlichem Sinne berichtet auch wenige Tage später der mit Schweinitz eng befreundete preußische Militärbevollmächtigte beim Zaren, General von Werder, sein späterer Nachfolger als Botschafter in Petersburg, an Kaiser Wilhelm persönlich:

Petersburg, 1. 3. 1881.

Einer der Veranstalter erzählte mir selbst, daß er mit großer Mühe durchgesetzt hat, daß die Ketten, die der Verstorbene in Sibirien getragen hat, nicht im Zuge figurierten. Dabei war derselbe ein Schriftsteller, von dem man wahrscheinlich in dreißig Jahren nicht mehr spricht. Aber die allgemeine Unzufriedenheit ergreift jede Gelegenheit, sich Luft zu machen.

GEORG KURT SCHAUER

Vom deutschen Hausgarten

Natur und Kultur sind einander entgegengesetzt so gut wie Wirklichkeit und Kunst. Eine Grenze trennt das eine wie das andere Paar, und dennoch handelt es sich hier wie dort um echte, unverbrüchliche Gemeinschaft.

Wenn der Mensch ein Stück Erde als seinen eigensten Bereich aussondert und dafür bestimmte Gewächse auswählt oder nur bestimmte Pflanzen darauf duldet, so entsteht das, was wir einen Garten nennen.

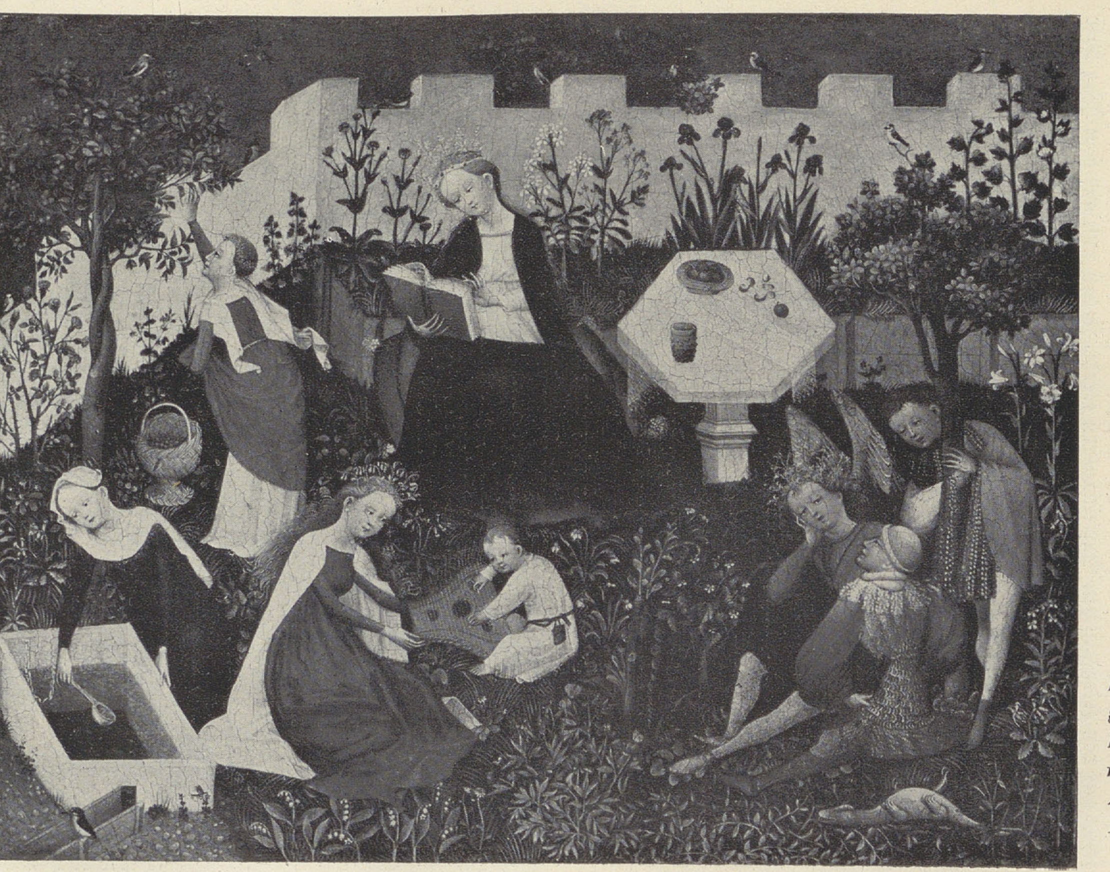
Waldheimat und Hausgarten

Des frühgermanischen Jägers Lebensraum war der Wald und die wildwuchserfüllte Landschaftsweite. Auch als Ackerbauer und Viehzüchter war seine Herrschaft über die Wildnis nicht scharf begrenzt. Rodung, Fruchtland, Weide und Brache tauchten auf und verflossen im Urwuchs, und das jeweils Erkämpfte war fast ganz in gemeinschaftlichem Besitz. Der Wald – Nahrungsspender, Zuflucht und Heimat – war zugleich der Andachtsort der Germanen. Noch im späten Mittelalter spendeten beherrschende Baumriesen den Ratstagungen und Gerichtsversammlungen Würde und Hoheit, die für das germanische Lebensgefühl in ihnen verkörpert waren. Die Abholzung aus Landmangel hätte in Deutschland bedrohlichere Ausmaße angenommen, wäre nicht außer einem gesunden Instinkt auch fast zu allen Zeiten eine Art frommer Scheu wirksam gewesen. Noch heute horcht jeder auf, wenn ihm gesagt wird, wie die Natur verständnislosen Kahlschlag gerächt hat. Der Flugsand weht auf der Nehrung, wo früher ehrwürdiger Hochwald gestanden hat. Mancher Fluß, der im Mittelalter noch Schiffe mit Kreuzfahrern nach dem Süden getragen hat, ist ein Bach geworden, weil der alte Regenbewahrer, der Laubwald, klein- und schnellwüchsigem Nadelholz gewichen ist.

Aus der frühmittelalterlichen Wirtschaftsordnung aber wissen wir, daß man in alter Zeit bereits zur persönlichen Habe ein Stück Land rechnete, das aus dem Gemeinschaftsbesitz ausgesondert, umhegt und zur Obstkultur wie auch zur Aufzucht der Zukost und Heilkräuter benutzt wurde. Wenn frühe Gesetzbücher, wie etwa der Sachsenspiegel, Obstraub und Baumfrevel mit schweren Strafen bedrohten, so war das sicher ebenso in kultischen Überlieferungen und in der Kostbarkeit der Kulturpflanzen begründet wie in dem Bestreben, die eingefriedigte Hausgemeinschaft zu schützen, zu der der Garten gehörte.

Der Kloster- und Burggarten

Die karolingische Vorschrift zur Anlage von Gärten bei den Königspfalzen und die St. Gallener Klosterpläne aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts zeigen,



Paradiesgärtlein. Mittelrheinisch. Anfang 15. Jahrhdt.

Mit freundlicher Genehmigung des Städelschen Kunstinstituts, Frankfurt a. Main

wie erzieherisch die spätrömische Überlieferung gewirkt hat, wie viele Fertigkeiten die jüngeren Germanenvölker übernommen haben, u. a. das Pfropfen, die Kreuzung und Artenverbesserung. Das Abendland hatte sie meist vor Jahrhunderten schon aus den orientalischen Gartenländern ererbt, so daß nun auf dem Weg über die Kernländer des römischen Reichs südliche Kulturpflanzen auch weiter im Norden heimatberechtigt und bodenständig werden konnten. Es darf aber doch nicht übersehen werden, daß es sich bei den Kräutern wie bei den Blumen und Bäumen zum Teil um Kulturformen von nordischem Wildwuchs handelt. Auf sie wurde im Norden dann manches von dem Vegetationszauber übertragen, der die heimische Pflanze umgab. Der Abt von der Reichenau, Walahfrid Strabo, der das Lob des Apfels und Pfirsichs in lateinischen Versmaßen sang, und der Abt Grimaldus von St. Gallen, dem er diesen Lobgesang des Gartens widmete, waren Germanen genau so wie die meisten Mönche ihrer Klöster. Sie alle trugen das Naturgefühl ihrer Heimat in die christliche Abgeschiedenheit des Klosterbezirks hinein. So wie es mit den heidnischen Festzeiten geschehen war, wurden dann die heimatlichen Beziehungen zur Vegetation verchristlicht. Es mutet bedeutsam an, daß eine Ordensregel vorschreibt, die gestorbenen Mönche im Baumgarten zu bestatten oder später oft in dem gärtnerisch reich ausgestatteten Innenhof des Kreuzgangs.

Rosen, Lilien, Gladiolen zählten nach dem Gartenplan von St. Gallen zu den Heilkräutern, und sie verloren diese Bedeutung nicht bis ins 18. Jahrhundert hinein. Eine deutlicher gespürte Eigenbedeutung, als Sinnbild oder um ihres Duftes, ihrer Form und Farbe willen, gewannen die Blumen ganz allgemein wahrscheinlich erst im hohen Mittelalter, zu jener Zeit, da mit den alten Heldenliedern auch der Bericht von König Laurins Rosengarten (dem südtirolischen Paradies aus der Völkerwanderungszeit) aufgezeichnet wurde. Jahrhunderte hindurch ist dann der ritterliche Burg- und Gutsgarten das Stelldichein der adligen Jugend gewesen. Mit seinen Bäumen und Gebüschen, kleinen Wiesen und schön gefaßten Brünnlein, mit Rasenbänken, Rosen- und Geißblattlauben, duftumschwebten Liebesverstecken und sauber abgeteilten Blumenbeeten wurde er zu einem rechten Minnegarten. Der kostbare Bestand an Liliengewächsen, Pfingstrosen, Wicken, Levkojen, Goldlack und Rosen wurde sinnenfreudig genossen und besungen, und das heitere Geheimnis, das diesen Blumenflor umwob, wurde zugleich von der mystischen Dichtung geistlich umgedeutet und christlich verklärt.

Der Humanistengarten

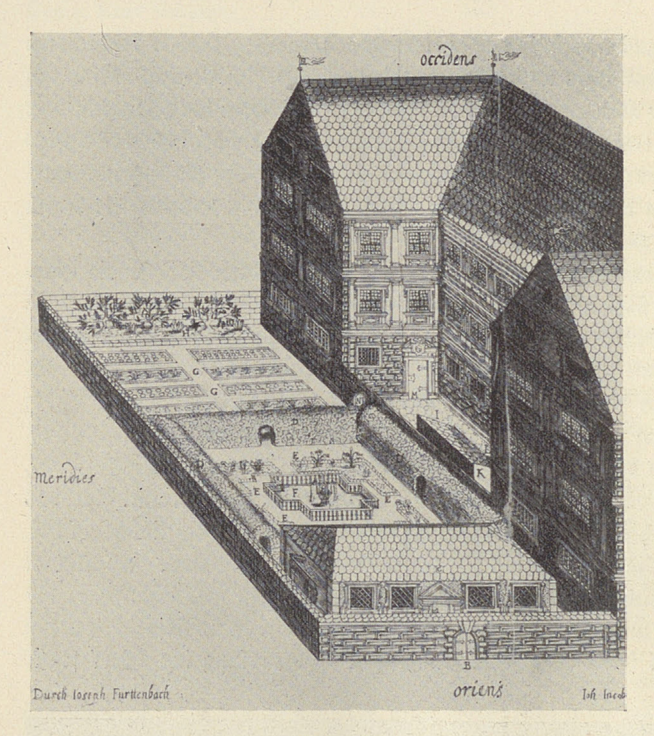
Die spätrömische Gartenkultur, die schließlich aus jedem Hof, aus Dächern und Balkonen Blütenbeete gemacht hatte, war in Italien auch während der Unruhe des frühen Mittelalters nicht vergessen worden. Und doch muteten den klassisch gebildeten Reisenden aus dem Norden die fruchtbare Umgebung Neapels und die Villenvorstädte von Florenz im 15. Jahrhundert wie eine Wiedergeburt des antiken Gartens an, so wie ihn der jüngere Plinius beschrieben hatte: eine Fülle von Laubengängen, Rebenspalieren und von heiteren Blumenparterres, weit ge-

schwungene Treppen zwischen balustradengekrönten Terrassen, kubisch beschnittene Hecken, kleine Pinienwäldchen und fröhliche Wasserkünste. In Neapel entstanden Pontans „Gärten der Hesperiden", in den Gartengesellschaften der florentinischen Medici und Rucellai erzählte man sich die Geschichten Boccaccios, und die Musengestalten Botticellis waren ebenso die Nymphen und Feen dieser Kulturlandschaft, wie sie als die Genien der lebenstrunkenen Gesellschaft gelten konnten, die diesen Gärten das Gepräge gab.

Die italienische Renaissance des 15. und 16. Jahrhunderts bildete die Gartenformen aus, deren sich im 16., im 17., ja noch im 18. Jahrhundert die höfische Gesellschaft Europas bediente. Abgesehen von unwesentlichen nationalen Besonderheiten, die in Landschaft und Klima bedingt waren, vermochte es nur Frankreich, einen vom italienischen deutlicher abweichenden Stil herauszubilden. Karl VIII. brachte von seinem Zug nach Neapel (1495) nicht nur ungeheure Kunstschätze nach Frankreich zurück (mit denen zugleich die Renaissance selbst in dieses Land einzog), sondern auch den überwältigenden Eindruck der italienischen Gartenkunst. Europas bedeutendste gartenarchitektonische Schule, die später Le Nôtre unter Ludwig XIV. begründete, war von diesem Ereignis her der italienischen Renaissance verpflichtet und immer eng verbunden. Es war in jenen Jahrhunderten nur eine Frage der jeweiligen kulturellen und diplomatischen Verbindung, ob man im übrigen Europa den italienischen Stil selbst oder seine französische Abwandlung ins Werk setzte.



Valkenborch, Festliche Gesellschaft in einer Frühlingslandschaft, Wien.
Photo nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München



Hausgarten aus Furttenbachs „Architectura Recreationis" 1640.

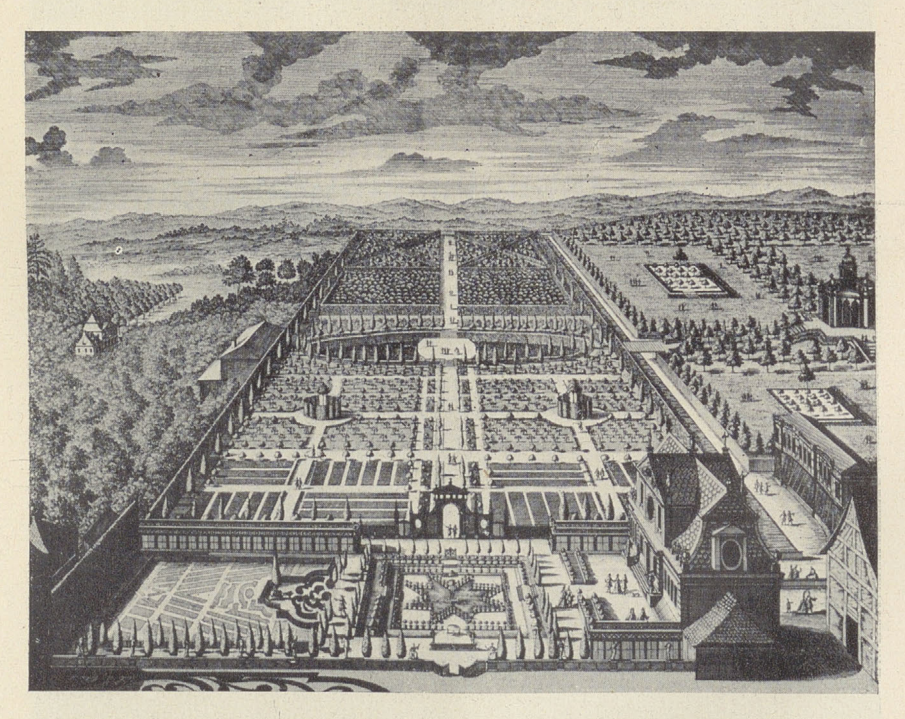
Mit freundlicher Genehmigung der Univers.-Bibliothek Leipzig

Grundsätzlich unterschied sich im 16. und 17. Jahrhundert der Schaugarten eines englischen Lords kaum von dem eines holländischen Patriziers, der des schwedischen Königs kaum von dem der Fürsten Waldstein oder Schwarzenberg und der eines Bischofsitzes am Main keineswegs von dem des Landgrafen von Hessen-Kassel.

Baumverschnitt und Gartenplastik, Terrassen und Heckenlabyrinthe, Grotten und Naturtheater, geometrische und verschnörkelte Blumenparterres fanden auch Eingang in den deutschen Bürgergarten, so weit er Repräsentationsaufgaben zu erfüllen hatte. August der Starke weilte gern in den Gärten der Brüder Bose, der reichen Leipziger Kaufherren, die vielteilige Anlage des Frankfurter Patriziers Schwind konnte sich mit manchem Fürstengarten messen, und bereits im 16. Jahrhundert hatten die Gärten der Augsburger Fugger höfisches Gepräge.

Die Feststellung, daß Jahrhunderte hindurch weder Deutschland, England, die Niederlande noch die Ostseeländer eine eigene Gartenform hervorgebracht haben, ist um so auffallender, als uns die Naturverbundenheit der germanisch bestimmten Länder gerade aus jener Zeit in Werken der bildenden Kunst und der botanischen Wissenschaft bezeugt ist, die vom romanischen Süden nicht übertroffen, zumeist noch nicht einmal erreicht worden sind. Denken wir nur an Dürers Pflanzenstudien, an die kleinen Pflanzenbildnisse auf Gemälden der van Eyck, Meister Wilhelm und Holbein! Hugo van der Goes war mit seinem Portinari-Altar geradezu der Wegbereiter der italienischen Blumenmalerei. Nach den zarten und klaren Hintergrundlandschaften der flämischen Malerei waren es vor allem deutsche

Meister, wie Cranach und Altdorfer, die geistliche Bildthemen mit dem ganzen Zauber heimatlicher Vegetation umkleideten. Nur der germanisch am stärksten durchsetzte Norden Italiens (vgl. Tizian, Palma und Giorgione) brachte ein Gleiches an Naturversponnenheit hervor. Die beste Kraft der nördlichen Kulturvölker versenkte sich in die Geheimnisse des Wachstums selbst, in Gestalt und Form des einzelnen Gewächses und der lichtdurchwirkten Landschaftsweite. Ihr Erkenntnisdrang bereicherte das botanische Wissen, das auf einer tief begründeten Beziehung zwischen Mensch und Vegetation beruhte. In den Kräuterbüchern von Brunfels und Fuchs, denen eine Fülle von Abwandlungen bis ins 18. Jahrhundert hinein folgte, versammelten sich Sagenhaftes aus römischer und orientalischer Vorzeit, germanischer Volkszauber und die Ergebnisse der Renaissance-Forschung, zu der die Deutschen Gesner und Paracelsus Wesentliches beitrugen. Diese riesigen Kompendien des Pflanzenwissens waren Bekenntnisbücher des Nordens über sein Verhältnis zum Vegetativen. Fürstliche Universitäten und reiche Städte wetteiferten im Ausbau der botanischen Gärten. Gründungen wie in Heidelberg, Leipzig und Leiden waren bereits am Ende des 16. Jahrhunderts ihren älteren Schwestern in Pisa, Padua und Bologna ebenbürtig oder übertrafen sie gar an Reichtum der Arten. Allgemein war die medizinische Verwertbarkeit der Ansporn,



Inwendiger Prospekt des Georg Bosischen Gartens zu Leipzig vor dem Ranstädter Tor, an der Pleiße gelegen. (Vom Kupferstecher Johann Aug. Corvinuus.)

Mit freundlicher Genehmigung des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig

darum mag die Erscheinung uns heute wenig für das Naturgefühl jener Zeit im eigentlichen Sinne zu beweisen. Beweiskräftig ist aber doch die Tatsache, daß der deutsche Mensch jener Zeit schlechthin alles Heil des Leibes von den Pflanzen erwartet hat.

Rückhalt und Widerhall dieser großartigen botanischen Bemühungen der fürstlichen Höfe und der Reichsstädte bot die Gartenleidenschaft, die bereits im 16. Jahrhundert den gesamten Adel und das wirtschaftlich erstarkte, humanistisch gebildete Bürgertum ergriffen hatte. Der Hausgarten des Humanisten knüpfte an die Überlieferung des mittelalterlichen Lustgartens an, zugleich aber wirkte in ihm etwas von der heiteren Raumordnung der Antike, und in ihm fand die botanische Liebhaberei der neuen Zeit ihren Spielraum. „Der Ort ist dem ehrbaren Vergnügen geweiht", so drückte es der gelehrte Erasmus aus, „die Augen zu erfreuen, die Nase zu erfrischen, den Geist zu erneuen." Der Humanistengarten war ein fest umhegtes und wohlgeordnetes Stück Naturwunder. Der – bisweilen kostbar gezierte – Brunnen und etwa gar ein sauber gefaßtes Stück Wasserlauf, gerahmte und in einfachen geometrischen Formen gehaltene Blumenbeete, Abteilungen für Obstbäume, Würz- und Heilkräuter – aus diesen Elementen wurde – je nach Raum und Mitteln vielteilig oder in kleinstem Ausmaß – der Hausgarten zusammengefügt, in dessen Laube „etwann der Hauswürth nach Ermattung und Ertragen seiner täglichen Labores bißweilen auch mit seinen Hausgenossen in bona caritate sein Stück Brodts genießen und Gott darneben zu dancken hiezugegen auch eine feine Gelegenheit hat." (Furttenbach, 1638.)



Gerhards Garten in Leipzig. Im Hintergrund das japanische Teehaus.

Pinselzeichnung von Rossmaessler etwa 1790. Mit freundl. Genehmigung des Stadtgeschichtl. Museums Leipzig



Gerhards Garten mit Motiven aus der Zeit von etwa 1810, Zustand vor der Auflösung des Gartens, Anfang 20. Jahrhundert.

Mit freundlicher Genehmigung des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig

Hausgarten der Musen

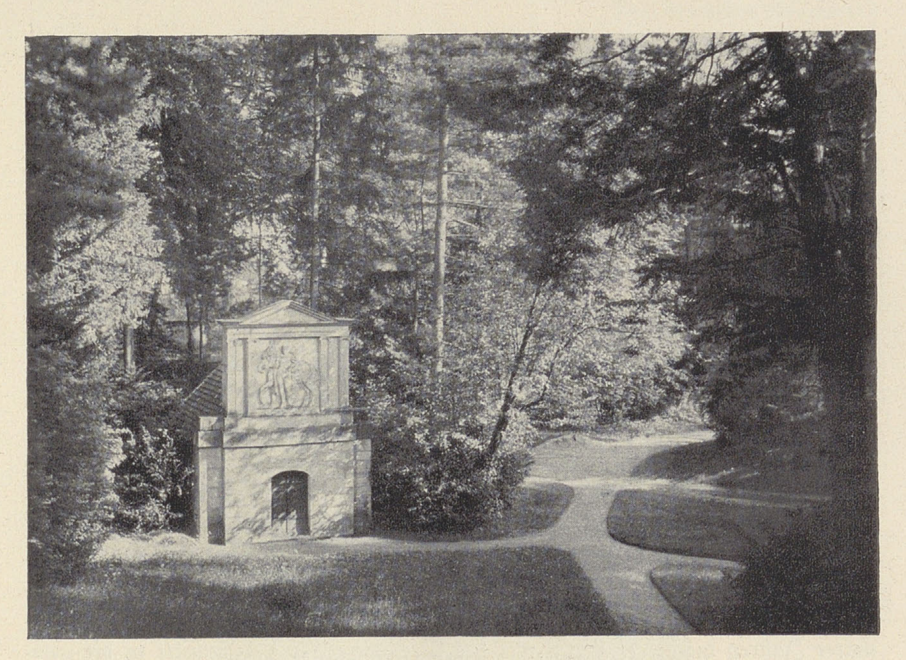
Im 17. und 18. Jahrhundert war der deutsche Hausgarten der Schauplatz denkwürdiger musischer Geselligkeit. In den reichbestellten Gartenanlagen des Breslauer Arztes Laurentius Scholz fanden allegorische Maskeraden statt, man tafelte mit Kränzen im Haar, Flora und Venus, Apoll und die Musen höchstselbst traten auf und sagten ihre zierlichen Alexandriner her. Der Königsberger Dichterkreis um Simon Dach tagte in einer Kürbislaube, und in vielen Städten wie in Frankfurt a. M. und Nürnberg feierte man Blumenfeste. Immer inniger verbanden sich Haus und Garten. Bei Amsterdam so gut wie am Main, am Niederrhein wie in Sachsen verbrachten Adel, Patriziat und das gelehrte Beamtentum, überdrüssig des ernsten Stadthauses, Sommerwochen auf kleinen Landgütern, deren Mittelpunkt ein Lusthäuschen war. Sie taten in bescheidenerem Ausmaß das gleiche wie die Fürsten, die in abgelegnen Teilen ihrer Parks sich ihr Marly, ihr Trianon anlegten, erlesene Pavillons, in deren Bereich sie, abgelöst von der höfischen Etikette, ihre Schäferspiele, Theaterliebhabereien und eine leichte Geselligkeit treiben konnten. Ein Gartensälchen öffnete die Flügeltüren dem Farbengeflimmer und den Düften des kleinen Blumenparterres entgegen. Die seitlichen Galerien und Gewächshäuser schienen das Grün und den Schimmer des nahen Teiches umfassen zu wollen. Man lebte aus dem Haus hinaus

ins Freie, und die lieblich geordnete Vegetation strömte herein, auch in den farbenfrohen, gold- und silberglitzernden Zimmerschmuck. In ein soziales Gefüge, das die Stände genau voneinander sonderte, zeichnete die allen gemeinsame Lust an der geschmückten, lauschig heiteren Natur einen weltbürgerlichen Zug. Hier trafen sich Dichter und Fürst, Philosophen und hohe Hofbeamte als Gleichgestimmte. Gleim und Gellert, Ewald v. Kleist, Klopstock und die Dichter des Göttinger Hainbundes fanden in diesen Gärten ihre Zuhörer, hier wurden sie verehrt, hier erklang das „Willkommen o silberner Mond, schöner, stiller Gefährt' der Nacht", und die Tränen beglückender Wehmut flossen. Gravitätische Herren, wie der Hamburgische Statthalter Brockes und der Schweizer v. Haller entwarfen im heimisch trauten Garten ihre umständlichen und rührend gründlichen Lobpreisungen der Natur, Voßens „Luise" ist im anmutigen Grün entstanden und hundertfach vorgelesen worden. Es ist nicht die reine, ungebändigte Natur, die jene anakreontisch heitere Gesellschaft vereinte, sondern die gefällig geordnete, bewachte und gepflegte Natur des Hausgartens, den der Hauch einer märchenduftigen Freiheit umschwebte, so sorgsam auch die vernünftig wählende und beherrschende Hand des Gartenherrn jede wilde Regung der Vegetation unterdrückte, auf daß Nutzen, Genuß und Naturerkenntnis gleichmäßig zu ihrem Recht kämen.

Einer der mächtigsten Fürsten des 18. Jahrhunderts, Friedrich der Große, brachte diese Form deutscher Naturliebe besonders deutlich zum Ausdruck. Sanssouci war ein Hausgarten, wenn ihm gleich keines der Zeichen königlicher Größe fehlte. Seinen Weinberg nannte manchmal Friedrich mit zärtlichem Stolz jenen nach Süden sich absenkenden Hang bei Potsdam, in dessen Nähe sein Vater früher einen Obstgarten hatte anlegen lassen. Die abgeschrägten, parabolisch gekrümmten Terrassen mit den Winterfenstern für die Reben waren aufs genaueste den Lebensnotwendigkeiten dieses südlichen Gewächses angepaßt. Das lichte, niedrige, weit ausladende Lusthaus, das den Hang krönte, war ihnen gleichgerichtet. Eine breite Freitreppe holte, eine Terrassenstufe um die andere auffangend, das Ganze samt dem unten lagernden Blumenparterre gleichsam zu ihm herauf. Ein wahrhaft königliches Spiel war es, das der königliche Gärtner hier mit der Natur trieb. Dem dürftigen Klima des Nordens wollte er abgewinnen, was eigentlich nur dem südlicheren Deutschland geboten war. Heiterste Hingabe an die Natur verband sich hier mit herrenmäßigem Fordern, so wie es zu allen Zeiten die Art bedeutender Gartenfreunde war. Sanssouci war Friedrichs Eigenstes, sein Herzensort, den er mit seinem einsamen Sinnen und mit einer geistreichen Geselligkeit erfüllte. Mochte hier immerhin mehr Französisch als Deutsch gesprochen worden sein, es war doch in Wahrheit ein Stück deutschen Bodens.

Landschaftsgärtnerei

Im Jahre 1700 waren die riesenhaften Anlagen von Herrenhausen bei Hannover fertig. Ein Schüler von Le Nôtre hatte in ihnen das französische Gartenideal des 17. Jahrhunderts reiner verwirklicht, als es jemals in Frankreich ge-



Wörlitz, Parkbild. *Photo: Deutscher Kunstverlag, Berlin*

schehen war, und damit zugleich ein Beispiel des architektonisch streng gefügten Gartens gegeben, das heute (nach seiner plangemäßen Wiederherstellung) am deutlichsten die großartige Herrengeste des Barock erkennen läßt. Kurz nach dem Jahre 1700 erhob sich in England ein Aufstand gegen diese Gartenform, dessen Gewalt bis in den heutigen Tag hinein spürbar ist.

Der Philosoph Shaftesbury trat für die Verwirklichung der unverfälschten Natur im Garten ein, für die Natur, „wo weder Kunst noch Witz noch Laune des Menschen die echte Ordnung verdorben". Addison warb für die „natürliche Wildnis", der Dichter Pope machte sich über die Kuriositäten des Baumschnitts lustig und legte 1719, die neuen Anschauungen in die Tat umsetzend, seinen Mustergarten Twickenham an. Es ist, als ob die germanischen Völker einander das Banner der Natur weitergereicht hätten. Von der flämischen Blumen- und Landschaftsdarstellung zur oberdeutschen Malerei und Kräuterliteratur, von der niederländischen Blumenzucht und Landschaftsmalerei des 17. Jahrhunderts schien es in die Hand der englischen Gartenrevolutionäre gewandert zu sein. Wobei man allerdings bedenken muß, daß diese sich nach und nach recht wahllos ihre Eideshelfer bald im schottischen Balladenstil, bald in den antiken Ruinen am Mittelmeer, in den heroischen Landschaften der Poussin, Salvator Rosa und Claude Lorrain, bald im chinesischen Landschaftsgarten und — Ironie des Schicksals — in verwilderten Renaissancegärten Italiens holten. Man war auch sonst nicht wählerisch und übernahm manche Barockallegorik und spielerische Romantizismen (z. B. Grotten und Illuminationen) aus einer für vergangen erklärten

Epoche. Neu aber war die Zerstörung jeglicher Symmetrie, die Schlangenlinie wurde das Schönheitszeichen, alle Grenzen fielen, die verschlungenen Wanderwege eröffneten immer neue überraschende Ausblicke, und der „Solitärbaum" beherrschte als Blickpunkt die wechselnden Landschaftsgemälde. So entstand der empfindsame Landschaftspark, eine „durch Kunst exaltierte Natur" (wie Schiller es ohne jeden polemischen Nebenton ausdrückte), in dem Youngs „Nachtgedanken", Ossians Gesänge und Goldsmiths sanfte Romane aufwachsen konnten.

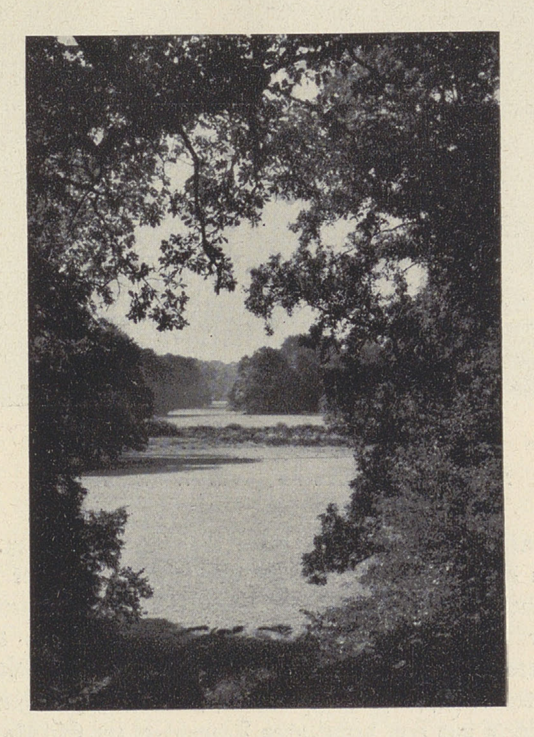
Während in den Zeiten, da das romanische Formgefühl überwog, Franzosen und Italiener den großen deutschen Prunkgärten die Haltung vorschrieben, trat nun in der Nachfolge der Engländer ein deutscher Gartentheoretiker hervor, der Kieler Professor C. C. L. Hirschfeld, dem bald ein ebenso einflußreicher Praktiker, der Fürst Pückler-Muskau, folgte. Was an repräsentativen Anlagen nicht schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts im englischen Stil umgewandelt oder erweitert worden war, das wurde — gleich allen Neuanlagen — um die Jahrhundertwende im englischen Sinne gestaltet unter dem Einfluß dieser beiden phantasievollen Bahnbrecher der Naturentfesselung im deutschen Gartenwesen.

Goethe erlebte die gewaltige Wandlung mit wie kaum einer seiner Zeitgenossen. In seiner Jugend hatte er die späten Leipziger Barockgärten bewundert, sein Werther war erfüllt von ossianischer Naturbeseelung, in den ersten Weimarer Jahren machte er Ernst mit der Verlegung der Lebensmitte in die „unberührte" Natur: um seine Waldhütte am „Stern" des alten Parks entstand Karl Augusts neuer Park, dessen Anlage Goethe — das Musterbeispiel des englischen Parks von Wörlitz bei Dessau im Sinn — selbst leitete. In den „Wahlverwandtschaften" verherrlichte er (allerdings nicht mehr wertherisch und ossianisch) das Idealbild eines Landschaftsgartens, das alles Echte und Schöne des neuen Stils umschließt, die andächtige Hingabe an das Bild majestätischer Bäume und nebelüberwogter Wiesenweite. Seinen langen abgeklärten Lebensabend verlebte Goethe aber im festummauerten Garten seines Stadthauses, der kaum anders aussah als der heiter und klar aufgeteilte, nutz- und wachsfreudige Wohngarten, den uns Erasmus gerühmt hat.

Mit Justus Möser, der als Staatsmann geistlicher Kleinfürsten den strengen Gartenstil von seiner besten Seite her kennengelernt hatte, stand frühzeitig einer auf, der vor den romantischen Auswüchsen des neuen Stils warnte. Der deutsche Bürgergarten, der an sich die englischen Regeln als Auflockerung und Bereicherung begrüßt hatte, setzte der darüber hinaus geforderten Auflösung in ein Durcheinander von Küchen-, Obst- und Blumengarten aber zähen und dauernden Widerstand entgegen, bis im späteren 19. Jahrhundert das Industriebürgertum seine alten Maße und Ordnungen beiseiteschob und sich so gut wie völlig dem formlosen, landschaftsartigen Garten überließ.

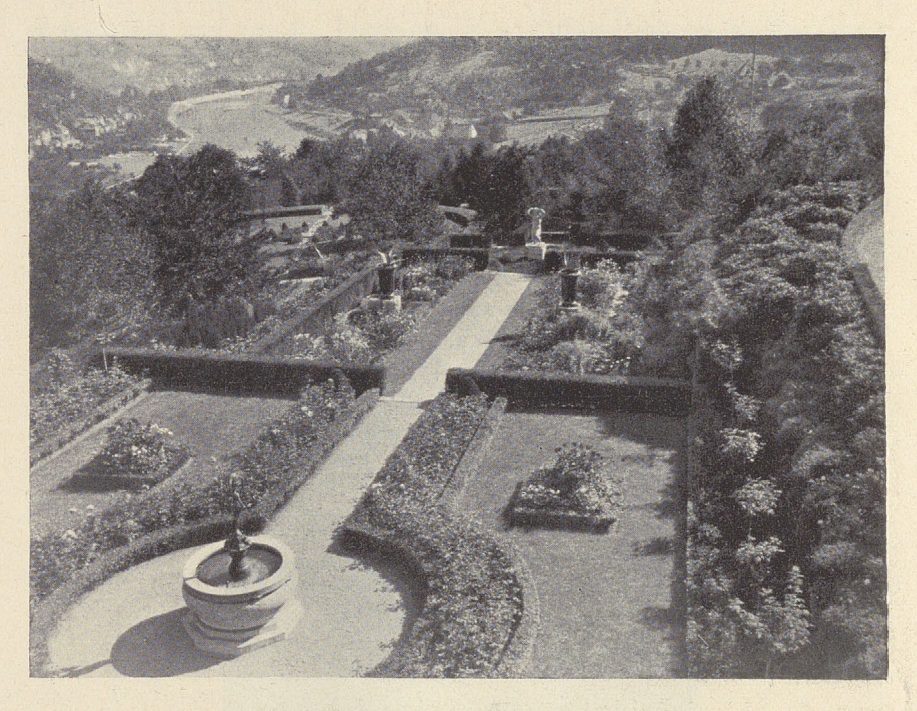
Hatten bereits während des 18. Jahrhunderts das botanische Wissen und der Artenreichtum gewaltig zugenommen, so stellte das 19. Jahrhundert in dem Bedürfnis, den Mangel an Form durch Vielfalt auszugleichen, ganz neue Anforderungen an die Gartenfirmen, deren Agenten nun in allen Erdteilen eine fieberhafte Tätigkeit entfalteten. Ostasiatische Zwergbäume und Päonien, nordameri-

kanische Nadelhölzer, südamerikanische Orchideen für die Gewächshäuser und afrikanische Palmen wurden in Massen eingeführt. Das beliebig eingelagerte Teppichbeet, der Ersatz des Fürsten Pückler für das Blumenparterre, mußte mit fremdartigen und immer neuen Farbenreizen ausgestattet werden. Das Wohnhaus verlor den Zusammenhang mit dem Garten. An die Stelle der alten Stadtwälle traten romantische Täler mit buchtenreich gewundenen Gewässern, an deren Gestade Felsgebirge emporschossen und aus deren Spiegel sich stimmungsvolle Rous-



Muskau (Oberlausitz). Blick von der Karolinenhöhe.
Photo: Deutscher Kunstverlag, Berlin

seau-Inseln erhoben. Ein geschützter Südhang wurde zu einer Riviera im kleinen, an der jeder reisebeflissene Bürger seine Sehnsucht nach dem Süden einstweilen ausleben oder seine Riviera-Erinnerung auffrischen konnte. Öffentliche, glasüberdeckte Palmenwälder, der Wintergarten des wohlhabenden Hauses und schließlich die überaus empfindliche Zimmertanne des kleinen Mannes – in diese Art von Pflanzenwunschwelt wurde der Durchschnittsdeutsche von der neuigkeitsbegierigen und fabelhaft leistungsfähigen neuen Gärtnergeneration verschleppt. Was sich an Kenntniserweiterung ergab, was an wahrhaft herrlichen Baum- und Vegetationsgruppen dabei zur Entfaltung gebracht wurde, muß als großer Gewinn gerühmt werden. Die bedenkliche Nebenwirkung war aber häufig eine



Aus dem Garten von Dr. Reimer, Heidelberg.
Photo von dem Gestalter des Gartens Fr. Wirtz, Heidelberg

fast völlige Entfremdung vom Heimischen und Bodenständigen. Manchenorts drohte mit dem hausverbundenen Garten auch die Achtung vor den seit Jahrhunderten heimatberechtigten, sinn- und sagenerfüllten Kulturgewächsen zu verschwinden. Der Garten des reich gewordenen Bürgers aus dem Ende des 19. Jahrhunderts mit seinem dumpfen Baum- und Strauchdickicht, seinen grellen Prachtbüschen, den krampfhaft Weite vortäuschenden Brezelwegen, den kümmerlichen Rasenzwickeln und dem prunkenden Teppichbeet zur Straße hin war nichts weiter als ein plebejisches Zerrbild des großen Wurfs, den Fürst Pückler mit den Parks von Muskau und Branitz getan hatte, und eine Parodie auf die vornehmen und von echter Naturempfindung erfüllten Gedankengänge Hirschfelds.

Der gebaute Garten von heute

Mit der beginnenden Befreiung des Bauwesens von den historisierenden Stilen am Ende des 19. Jahrhunderts bahnte sich auch eine neue Ordnung im Gartenwesen an. Der Engländer Reginald Blomfield begann 1892 seinen Feldzug gegen den in England seit langem schon angefeindeten Landschaftsgarten und stellte die Frage: „Wie weit ist der Mensch ein Sklave der Natur?" Gleichzeitig schrieb Lichtwark in Hamburg seinen angreiferischen Aufsatz „Makartbukett oder Blumenstrauß?", wobei er auf die Schönheit der Bauerngärten des hambur-

gischen Gebiets hinwies. Avenarius verspottete die gedankenlose Landschaftsgärtnerei, den „Piepenbrinkgarten", und Muthesius forderte Bewohnbarkeit des Gartens, klare Aufteilung durch Hecken und Mauerstufen, sachliche Gartenmöbel und Pergolen statt der pseudonatürlichen Knüppelbänke und Borkenhäuschen. Schultze-Naumburg, aus der Schule Avenarius' und Lichtwarks hervorgegangen, faßte in einem Band seiner „Kulturarbeiten" die Forderungen dieser neuen Bewegung zusammen, und Olbrich schuf in seinem rheinischen Frauenrosenhof ein frühes köstliches und wahrhaft romantisches Beispiel der neuen Einheit von Haus und Garten.

Wer moderne Grünanlagen mit ihren weiträumigen Flächen, festumrissenen Rosen- und Staudenbeeten sowie klar gegliederten Sport- und Badeplätzen mit den malerischen Stadtringparks vergleicht, erkennt die Wandlung. Er merkt auch, daß die einfache Linienführung die Entfaltung großformiger Gehölzgruppen und prachtvollen Blumenwuchses keineswegs behindert. Die gleiche Ordnung waltet im Hausgarten, in dem sich nun Wassergarten und Blütengehölz, Obstbaumstück und Spielwiese, Staudenzone, Kräutergarten und Gemüse sauber durch Hecken und Strauchreihen, gemauerte Steinstufen und geradlinige Wege voneinander scheiden, zugleich aber mit dem wohnlichen Haus eine echte Gemeinschaft bilden, die von der dicht gefügten, baulich oder vegetativ betonten Grundstücksgrenze umschlossen wird. Heimatliche Wildpflanzen in einer behutsamen Steigerung durch gärtnerische Zucht, die urwüchsige Kraft winterharter Stauden, die zarten Reize der Felsengewächse bedürfen der Helle und der Ordnung, um ihre ganze Herrlichkeit entfalten zu können. Der große tönerne Blumenkübel, die Sonnenuhr und das Astrolabium, alte und neue Gartenplastik, Steinbänke und Wegplatten — viele der Schmuck- und Baustücke des alten Wohngartens kehren zurück. Die Gefahr der Wildnisgründung allerdings ist noch nicht gebannt, Mammutsteingärten und ungebändigte Staudenhaufen so gut wie überdimensionierte Teppichbeete stören da und dort das wiedergefundene Gleichgewicht und verwirren das gültig gewordene Maß. Doch will es scheinen, als ob in unserem Jahrhundert — wir brauchen nur an Gartenkünstler wie Karl Foerster, Harry Maaß und Leberecht Migge zu erinnern — der praktische Gärtner ein enges und fruchtbares Bündnis mit dem Architekten geschlossen habe, das den deutschen Hausgarten seiner uralten Wesensbestimmung erhält.

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Georg Wilhelm Friedrich Hegel

(1770–1831)

Aphorismen aus der Jenenser Zeit

Zur historischen Logik. Es wird versichert, daß wir urteilen: das Gold ist gelb. Diese Versicherung ist wahrscheinlich. Aber nicht ebenso wahrscheinlich ist, daß wir schließen: alle Menschen sind sterblich: Cajus ist ein Mensch, also ist er sterblich. Ich wenigstens habe nie so plattes Zeug gedacht. Es soll im Inneren vorgehen, ohne daß wir Bewußtsein darüber haben. Freilich, im Inneren geht viel vor, z. B. Harnbereitung und ein noch Schlimmeres, aber wenn es äußerlich wird, halten wir die Nase zu. Ebenso bei solchem Schließen.

*

In Deutschland wird immer der gesunde Menschenverstand in Schutz genommen gegen die sogenannten Anmaßungen der Philosophie. Eitle Mühe, denn wenn ihnen die Philosophie auch Alles einräumt, so nützt es sie doch nichts, denn — sie haben keine. Der echte gesunde Menschenverstand ist nicht bäurische Roheit, sondern in der gebildeten Sphäre mit den Bestimmtheiten der Bildung frei und gewaltsam umgehend nach der Wahrheit, und dann unmittelbar Rousseausche Paradoxie, wenn er seinen Widerspruch gegen die Bestimmtheiten ebenso wie die Bildung selbst, in Grundsätzen ausdrückt, oder als Erfahrung, Räsonnement, Witz wie Voltaire und Helvetius. Der Adel in Deutschland hat wohl auch gesunden Menschenverstand, aber eben darum braucht er ihn geradezu, ohne zu beweisen, daß er gebraucht werden dürfe — als wobei jene stehenbleiben.

*

Einem Skrupulanten kann man sagen, daß das Gewissen eine moralische Laterne sei, die zwar auf gutem Wege leuchtet; geht man auf bösen, so bläst man sie aus.

*

Wieland, dem man sonst eben nicht Paradoxie vorwirft, hat den paradoxen Satz aufgestellt, daß es dienlich sei, von der Materie, worüber man schreibe, etwas zu verstehen, und man hat ihn probat gefunden.

*

Die Antwort, die Robespierre auf alles gab — hier hatte einer dies gedacht, jenes getan, dies gewollt oder jenes gesagt — war: la mort! Ihre Einförmigkeit ist höchst langweilig, aber sie paßt auf Alles. Ihr wollt den Rock: hier habt Ihr ihn; auch die Weste: hier; Ihr gebt einen Backenstreich: hier ist auch der andere Backen. Ihr wollt den kleinen Finger: haut ihn ab. Ich kann Alles töten, von

Allem abstrahieren. So ist der Eigensinn unüberwindlich und kann an ihm selbst Alles überwinden. Aber das Höchste, was zu überwinden wäre, wäre gerade diese Freiheit, dieser Tod selbst.

*

Das Zeitungslesen des Morgens ist eine Art von realistischem Morgensegen. Man orientiert seine Haltung gegen die Welt an Gott oder an dem, was die Welt ist. Jenes gibt dieselbe Sicherheit, wie hier, daß man wisse, wie man daran sei.

*

Es ist ein schöner Zug, welche Verachtung man in Deutschland gegen das Geld hat und zeigt. Die Deutschen dichten ihm einen Ursprung an, der nicht verächtlicher und niedriger sein kann. Man stellt ihn fürs Auge in Figuren dar, die Geldsch . . . r genannt werden. Es soll eine mythologische Beziehung zum Grunde liegen. Eine Bratwurst oder was es sei, mag man nicht mit einer niedrigen Entstehungsart zusammen denken.

*

Nicht die Gottheit, sondern die Menschheit selbst durch Mißbrauch ihrer Gaben, durch falsche Anwendung ihrer Fähigkeiten, durch Kleinmut und Trägheit, trägt die Schuld von Allem. Der Mensch mißbraucht, was ihm zu seinem Glück gegeben ist, Religion, Regierung und die Wissenschaft.

*

Zur Moral: Ihr höchstes, die Schuld und die Leiden dieses Herzens in ihm selbst begraben, das Herz zum Grabe des Herzens zu machen.

*

Lieber sich zehn Millionen mit Gewalt nehmen, sich ins Gesicht spucken, sich mit Füßen treten, sich prügeln lassen, als eine Million freiwillig geben, freiwillig sich einer Wunde aussetzen, indem man Wunden austeilt: das ist der Sinn der Deutschen Nation. Mit dem zehnten Teil des Aufwandes von Geld und Naturalien, mit dem tausendsten Teil der Leiden, mit Ersparung des Gebirgs von Schande, die die Deutschen der vergangene Krieg gekostet hat, konnten sie durch 9/10 des Verlorenen 999/1000 der Leiden abwenden und statt der Schande Ehre erwerben. Aber die Deutschen wollen die Satisfaktion haben, neutral zu bleiben, d. h. von beiden Teilen sich ausschinden zu lassen, als einem Teil anhängen. Sie haben die Befriedigung, doch für sich geblieben zu sein. Sie sind die Quäkernation von Europa. Nehmen lassen sie sich alles, den Rock, und aus Gutmütigkeit, um kein böses Gesicht zu bekommen, geben sie noch den Wams. Wenn sie einen Backenstreich von einer Seite, einer der kriegführenden Mächte bekommen, so setzen sie sich in die Stellung, von der andern auch bekommen zu müssen. Wie Tertullian die Christen beschreibt.

*

Es ist kein Land, wie Deutschland, wo jeder Einfall sogleich zu etwas Allgemeinem gemacht, zum Götzen des Tages ausgebildet, und die Ausstellung des-

selben zur Scharlanterie getrieben wird, so daß er auch ebenso schnell vergessen wird und die Frucht verlorengeht, die er tragen würde, wenn er in seine Grenze eingeschränkt worden wäre. Dadurch würde, wenn er in seinem Maße erkannt und so viel geschätzt und gebraucht, als ihm gehört, da er auf die andere Weise mit seiner ungebührlichen Aufklärung sogleich ganz zusammenschrumpft und, wie gesagt, vergessen wird.

*

Der eine klärt das Zeitalter auf, der andere empfindet es in Sonetten hinauf, erzieht es auf, reflektiert, schaut es hinauf, betet es hinauf. Das Zeitalter ist für jeden der truncus ficulnus, aus dessen Ganzen jeder einen Merkur fabrizieren will: aber der Teufel führt ihm unter den Händen den truncus, oder, um in ein Gleichnis überzugehen, den Montblancgranit weg und läßt ihm nur ein Splitterchen oder Körnchen, so daß, wenn man sein fertiges Werk nunmehr beim Licht besieht, er ein verdammt kleines Merkürchen herausgebracht hat, und nicht genug über Schlechtigkeit der Zeit und des Teufels schimpfen kann, der ihm nur solche Brosamen gelassen hat, so daß nun eine Menge von Zeitälterchen herumlaufen, die alle anders schildern: Salzmännisches, Campesches, Kuhpockenzeitälterchen – es abklären, daß es reiner klarer Äther werde, aus dem frei die Sterngestalten in ewiger Sonnenschönheit in der Mitte herausspringen.

Aus dem Buche „Dokumente zu Hegels Entwicklung". Herausgegeben von Johannes Hoffmeister (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag).

PAUL FECHTER

Der Prozeß des Vergessens

Die Fähigkeit des Behaltens, des Sich-Erinnerns hat die Menschen von jeher mehr interessiert und gereizt als die Gabe des Vergessens und Aufgebens. Die Erinnerung war und ist ewiges Thema der Dichtung; Lebenserinnerungen sind Früchte des Daseins für alle, die ein tätiges, bewegtes Dasein hinter sich liegen sehen. Das Problem des Sich-Erinnern-Könnens, der Fähigkeit und Schnelligkeit des Behaltens hat es sogar zu wissenschaftlicher Laboratoriumsreife gebracht: in den psychologischen Instituten der Universitäten wurden Generationen junger Menschen immer wieder auf die Schnelligkeit ihrer Gaben des Behaltens und die Dauer ihres Sich-Erinnern-Könnens geprüft. Sich-Erinnern-Können – das hieß ja besitzen, hieß einen Schatz von Erinnerungen haben, aus dem man Erfahrung und Lebenskenntnis ziehen konnte; Sich-Erinnern war im Grunde gleichbedeutend mit Leben haben, mit Leben erworben und zur Verfügung haben. Wenn das Wort Heinrich Goeschs zutrifft, daß wir Leben nur in der Form von Vergangenheit besitzen, dann ist die Kraft des Erinnerns gleichbedeutend mit der Kraft, diesen Besitz zu bewahren und zu halten – ja vielleicht sogar mit einer entscheidenden Kraft des Lebens selber.

Das Vergessen erfreut sich erheblich geringerer Beliebtheit. Schon die Dichtung zeigt es: wie selten erhebt einmal einer die Stimme zum Preise dieser Gabe der Götter, die doch nicht minder wichtig ist für das Leben der Menschen als die Kraft des Sich-Erinnerns. „Herz, ich trinke dir Vergessen zu" – das steht mit dem Trostwort des alten Nestor von dem Trank der Labe, der den großen Schmerz vergessen läßt, und ein paar anderen Versen all den unzähligen Lobliedern der Erinnerung gegenüber, in denen die Dichter das einzige Gegengewicht gegen das leidvolle Vergehen, gegen die unaufhaltsame Flüchtigkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens sehen. Vergessen – das ist etwas für die Unglücklichen, die Mühseligen und Beladenen; der im Leben Wirkende, das Leben Bejahende, der Mensch des Glücks und des Erfolgs, der Tat und des Schaffens will die Erinnerung, will nicht vergessen, will festhalten, was einmal hindurchging durch diesen seltsam leuchtenden, unfaßbaren Schnittpunkt von Ich und Welt, Raum und Zeit, den wir Gegenwart nennen. Vergessen, vom Vergessen getroffen werden, ist Schicksal und Strafe: was lebt, sucht Erinnern, in sich wie in anderen.

Und doch sind Erinnern und Vergessen Geschwister, Pole, die einander bedingen, komplementäre Vorgänge, die aneinander ihr Leben haben. Es gibt kein Erinnern ohne Vergessen und umgekehrt: sie gehören zueinander wie das Plus und das Minus, und es ist nicht immer ganz sicher, auf welche Seite, vom Leben aus gesehen, das positive Vorzeichen zu setzen ist. Das Erinnern ist für das Leben, sobald es die ersten, primitivsten Stufen hinter sich hat, sicher die erste Voraussetzung eines höheren, d. h. eines gemeinsamen Daseins; Gemeinsamkeit wächst nur auf der Grundlage des Sich-Erinnern-Könnens an gleiche Erlebnisse und

Erfahrungen. Aber diese Gabe an sich wäre wertlos, wenn ihr nicht das Vergessen gesellt wäre, die Gabe des Auslöschens, des Ausschaltens, das Geschenk der Auslese aus der Fülle, unter der der Einzelne ersticken müßte. Erst das Vergessen macht aus dem Sich-Erinnern ein Instrument des Lebens; erst die Auswahl erlöst von dem Furchtbaren, das sich ergäbe, bliebe alles Gelebte Erinnerung oder auch nur Möglichkeit der Erinnerung.

Das Vergessen ist es, das im Grunde aus der unübersehbaren Vielfalt des Gelebten erst die große Linie der Erinnerung herauslöst. Unter seinem Schutz stehen die frühen Jahre des Kindes, in denen es die geschichtslose Zeit der Menschen nachholt, in denen keine Erinnerung an das Gestern sein Heute trübt und nur nach vorwärts, nur in eine Zukunft gelebt wird, deren Begriff noch so wenig gegeben ist wie der der Vergangenheit. Aus dem wunderbaren Vergessen-Können strahlt der Glanz über frühen Kinderjahren, ihre Helle und Unbeschwertheit ist sein Geschenk. Erst wenn die Erinnerung ihm die Waage zu halten beginnt, setzt das Erwachen ein, beginnt der Mensch Leben in Form von Vergangenheit zu sammeln, beginnt das Leben zuerst allein, dann zu vielen, zuletzt zu zweien, fängt das Aufheben des Gewesenen an, singen die Nächte das Lied vom gestern gewesenen Tage; das Vergessen aber schwebt unsichtbar milde daneben und hilft die Lasten tragen, in dem es ihren größten Teil lautlos und unbemerkt im dunkeln Strom der Lethe versinken läßt.

Denn wenn man es einmal auch nur flüchtig überdenkt: wie unendlich vieles ist als Ereignis, Schicksal, Begegnung, Tat und Leid durch das Leben gegangen – und wie wenig ist davon Erinnerung geworden, Besitz geblieben! Tausende von Menschen, von Büchern, von Fahrten, Erlebnissen, Landschaften brachten die Jahre: wie wenig davon ist wirklich Besitz, lebendige Erinnerung, innerer Teil des Lebens geworden! Man versucht, sich die Wirklichkeitsflut vorzustellen, durch die man hindurchgegangen ist, und daß sie wirklich Erinnerung geworden wäre; ein leiser Schauder geht über die Seele. Tausende von Tagen als Erinnerung mit sich herumtragen müssen, als Gegenwart – wen erschreckte nicht schon die bloße Vorstellung? Ein gnädiger Schleier des Vergessens legte sich über das bewegte Meer der Jahre, die hinter uns liegen: nur das blieb sichtbar, was höher ins Leben ragte, aus tieferer Wurzel stieg – und ordnete sich, unter dem stummen Helfen des Vergessens, zur Erinnerung. Die Masse versank, blieb nicht einmal als Möglichkeit irgendwo in den unteren Schichten des Erinnerns; sie wurde Humus, um das zu nähren, was wert ist, erinnert, wieder verwirklicht, dem Leben bleibend eingeordnet zu werden.

Es ist sehr eigen zu sehen, wie das Vergessen von Jahrhundert zu Jahrhundert wichtigere Funktion des Lebens geworden ist – und wie es zugleich mit dem geistigen Aufstieg des Einzelnen für das Ganze ebenfalls immer mehr an Bedeutung und Notwendigkeit gewinnt. Der Mensch des frühen unbewegten Lebens saß in seinem festen, begrenzten Bereich, empfing von ihm, was nötig zum Lachen und Weinen, die Eindrücke und Erfahrungen, aus denen sein erinnertes Leben sich formte. Der Kreis war klein, die Stadt, das Dorf, das Land gab jahraus, jahrein die gleichen Bilder, und die Zahl der Menschen, die das Leben kreuzten, war ebenfalls be-

grenzt. Es gab die allgemeinen Erlebnisse und die persönlichen, Sommer und Winter, Geburt und Tod, Feuer und Krankheit, Krieg und Unwetter: es gab das alles direkt, unmittelbar, als anschauliche Erfahrung der Nähe, die allein Lebensraum war. Was dahinter geschah, jenseits dieses Raumes, in der näheren und der weiteren Ferne, blieb außerhalb des Lebens, wurde allenfalls erzählte Nachricht, später Sage, Legende. An ihm hatten unmittelbar nur Wenige teil, die Menschen, die sich schon herausgelöst hatten aus der warmen Enge des natürlichen Daseins und hinübergriffen in die gefährliche Welt, in der zum eigenen das fremde Erlebnis, wenn auch nur im Bericht, zur eigenen Erinnerung die fremde, von draußen übermittelte, kam. Für diese Menschen begann schon früh das Problem der Verarbeitung der Massen – genau so, wie für die, die auf dem Weg über das Wissen an der allgemeinen Erfahrung und Erinnerung der Menschen teilnehmen wollten. Für diese setzte das Problem zuerst ein; es wurde akut in dem Augenblick, in dem die Schatzkammern der Erinnerung, die Bücher, nicht mehr in mühsamer einmalig handwerklicher Arbeit hergestellt, sondern Objekte der Maschine, des mechanischen Druckverfahrens wurden. Da begann vor jedem, der nur der Kunst des Lesens fähig war, das Gebirge der fremden Erinnerungen drohend aufzuwachsen, während fast gleichzeitig mit dem beginnenden Zeitalter der Entdeckungen auch die Möglichkeit eines ungeheuer vergrößerten Sammelns eigener Erinnerungen zum mindesten als Lockung und Reiz zu wirken anfing. Noch lag die Welt in Ruhe, noch war das Leben nicht vom Boden gelöst und in Bewegung geraten: die große Mehrzahl der Menschen saß noch in der Sicherheit der alten abgeschlossenen Umwelt. Die Katastrophe, die Gutenbergs Erfindung vom Inneren her bedeutete, bekam ihr Seitenstück von außen her erst im 19. Jahrhundert, als mit der Erfindung der Dampfmaschine und der Lokomotive die Welt aufgerissen und der Mensch vor die Aufgabe gestellt wurde, außer mit Mitteilungsmassen im Druck auch mit Massen von unmittelbarer Erfahrung, Anschauung, Erlebnissen fertig zu werden, von denen frühere Zeiten sich keinerlei Vorstellung gemacht hatten.

Das 19. Jahrhundert ist das Jahrhundert, in dem das Vergessen begann, ein notwendiger Hilfsfaktor des Lebens zu werden. Der Mensch dieses Säkulums, der jeden Tag eine Zeitung und vielleicht jede Woche ein Buch las, dessen Heimat durch Eisenbahn und Dampfschiff ins Ungeheure ausgedehnt wurde, der Erinnerung in Bildern des Gesehenen, Rudimenten des Gelesenen, Bruchstücken des Gelernten in Massen bekämpfen mußte wie keine frühere Generation – dieser Mensch mußte, bewußt und unbewußt, als Hilfsmittel des Lebens den Prozeß des Vergessens einschalten, um des Erinnerns überhaupt Herr zu werden. Seele und Geist mußten eine Sicherungsfunktion ausbilden, um sich überhaupt gegen die Vervielfältigung dessen halten zu können, was von außen her direkt und indirekt auf sie einstürmte. Das Vergessen wurde fast notwendiger als das Erinnern, sollte das Leben nicht erstickt werden unter der Vielfalt seiner Niederschläge. Es mußte ein Organ der Auslese ausgebildet werden, das das Erworbene wieder siebte und beiseiteschob, ein Organ, das fast künstlerisch die Gabe des Auslassens

auf das übermäßige Erinnerungsmaterial anwandte. Und zwar beim Einzelnen wie bei den Völkern, den Nationen.

Denn ebenso wie bei den in Bewegung geratenen Individuen wuchs auch vor den Völkern, die durch diese Bewegung und durch die neuen Nachrichtenmethoden mit immer größeren Erfahrungs- und Berichtsmassen in Beziehung gebracht wurden, die Notwendigkeit der Auslese, der Vereinfachung im Vergessen. Immer größer wuchs die Masse der Geschichte, der eigenen wie der fremden, auf – und immer näher kam sie allen. Zeitung, Telegraph, Telephon, Rundfunk lassen heute die Geschicke der ganzen Welt auf die ganze Welt einstürmen, mit dem Anspruch, überall Erinnerung zu werden. Man versuche sich einmal vorzustellen, was ein einziger Tag gleichzeitig an Nachrichtenmaterial vor der lesenden und hörenden Bevölkerung der Erde ausbreitet – und dann stelle man sich vor, daß das tagaus, tagein, jahraus, jahrein so geht. Bitte erinnern Sie sich, Vorstoß vor Bilbao, Erschießung Tuchatschewskis – war da nicht eben erst etwas Ähnliches, nur mit andern Namen in Rußland geschehen? – Der Riesenstreik in New York, die Hochzeit in England, Jubiläum in Dänemark, Eröffnung der Weltausstellung: das ist, wenn es gut geht, Inhalt eines Tages, einer Woche. Rekonstruieren Sie einmal aus der Erinnerung den Inhalt eines Jahres – Sie werden dann selber, an sich selber sehen, wie sehr, ohne daß es Ihnen zum Bewußtsein gekommen ist, Ihre Seele sich schon selber geholfen und unvermerkt das große Vergessen eingeschaltet hat, die große Selektionsvorrichtung, mit der sie sich gegen den Massenansturm instinktiv sichert.

Wie unendlich viel ist als Ereignis, Schicksal, Begegnung, Tat und Leiden durch das Leben des Einzelnen gegangen, und wie wenig ist davon Erinnerung geworden, Besitz geblieben. Sicher; aber wie unendlich viel mehr ist durch das Leben der Völker gegangen – und wie wenig, wie unendlich wenig ist Geschichte geworden, wird Geschichte. Nehmen wir nur einmal die letzten beiden Jahrzehnte – von Kriegsausbruch an: was hat jeder Einzelne der älteren Generation erlebt – und wie unendlich wenig ist in der Erinnerung geblieben. Wie unendlich viel hat das Volk als Ganzes erlebt – und wie wenig ist Geschichte, erinnerte Erfahrung auch nur des Einzelnen, geschweige denn des Ganzen geworden. Der Einzelne schaut, sich befragend, zurück; wie war das doch, damals bei Lille, wie sind wir durch Serbien gezogen – und stellt fest, daß ferne Schatten das Einzige sind, was blieb, wenn er nicht seine Notizen und Briefe zu Hilfe nimmt. Dann steigt vieles als etwas völlig Neues wieder ins Licht, von dem kein Rest der Erinnerung geblieben war: das Vergessen hat aufgeräumt, hat all die tausend fremden Ortsnamen, all die vielen Menschennamen und Menschengesichter versinken lassen und nur wenige Linien, ein paar Ereignisse als Höhepunkte, ein paar Menschengesichter stehenlassen. Derselbe Einzelne, jetzt auf die miterlebte Geschichte des Ganzen, der eigenen Nation in diesen Jahrzehnten zurückblickend, stellt schaudernd fest, daß das Vergessen noch viel mehr Lücken gerissen, noch weniger stehengelassen hat. Wie war das doch im Osten, wie vollzog sich die Ablösung von Rußland, im Baltikum? Wie war der Weg der Katastrophe in Posen, wie gingen die Kämpfe um Oberschlesien? Wie war es in Berlin, in

München, Spartakus, der Kapp-Putsch, die Besetzung von Frankfurt? Wir haben doch all das mitgemacht, waren zum wenigsten über Freunde, Verwandte, ganz nah beteiligt: wo ist das alles geblieben? Der Prozeß des Vergessens ist darüber hingegangen: die Bücher, die Notizen der Einzelnen, die Aufzeichnungen der Geschichte haben es aufgehoben, nicht das Leben. Das Leben kann die Verbindung nach rückwärts offenbar nur in sehr beschränktem Umfang aufrechterhalten: es kann, wofern es lebendiges Leben ist, nur nach vorwärts leben, unbehindert durch das Erinnern des Gewesenen. Was war, hinterließ für eine Zeit seine Spuren in dem Einzelnen, verblaßte, wurde Geschichte. Man kann von Glück sagen, wenn wenigstens die Erfahrungen, die die unmittelbar Beteiligten aus den jeweiligen Ereignissen empfingen, nicht ebenfalls vom Strom des Lebens wieder hinweggespült und wirkungslos gemacht wurden.

Das aber ist das Unheimlichste an diesem Gegeneinanderspielen von Erinnern und Vergessen: daß sich, was die nicht nur gedruckte, sondern die Leben bleibende Erfahrung angeht, das Vergessen als die weitaus stärkere Macht gegenüber dem Erinnern erwiesen hat. Erfahrungen lassen sich schon bei Einzelnen kaum übertragen: bei Völkern versinken sie ganz schnell, sobald neue Geschlechter herangewachsen sind und die unmittelbaren Erfahrungsreste, die in den Älteren noch fortleben, in den Hintergrund treten. Völker wie die Japaner versuchen offenbar, durch Verwendung sehr alter Menschen in den führenden Stellungen das Abreißen der Erfahrungskette zu verhindern, den Prozeß des Vergessens unschädlich zu machen: die politischen Erziehungsmethoden der Engländer von Eton und Harrow über die Colleges bis zum Klub und weiter in die Ämter sind ebenfalls Versuche, die Gefahren zu paralysieren, die dieser Prozeß mit sich bringt. Eine Garantie der Kontinuität des bewußten, von Erfahrung und Erinnerung, Lebenskenntnis und Geschichte gespeisten Lebens ergeben sie auch nicht — eben weil im Einzelnen wie im Ganzen Erinnern und Vergessen polar einander bindende Prozesse sind. Diese Garantie gibt nur in seltenen Fällen der geniale Mensch der Politik, dessen Genialität eben darauf beruht, daß die Gaben des Erinnerns und Vergessens sich in ihm nicht nur die Waage halten, sondern sich zur rechten Zeit ablösen. Der geniale aktive Mensch der Politik besitzt die erinnerunggetragene Erfahrung: die Geschichte ist in ihm Situationsinstinkt geworden — und das Vergessen setzt nur ein, wo er handelt und keine Erfahrung, sondern nur noch Energie braucht. Da bekommt der Prozeß des Vergessens auf einmal ein anderes Gesicht: er bekommt das Schöpferische, was er bei den Malern, den zeichnenden Gestaltern ebenfalls hat. Zeichnen ist die Kunst des Fortlassens — man kann genau so gut sagen, des Vergessens. Politisch denken und handeln involviert dasselbe abkürzende Sehen und Vorgehen — im Sinne der Allgemeinheit. Es wäre zu untersuchen, ob im Leben des Einzelnen und in der Rolle, die der Prozeß des Vergessens in diesem Leben spielt, sich eine ähnlich sinnvolle Auswertung des Vergessens feststellen läßt, ob es am Ende auch da helfen muß, dem Persönlichkeitsbild, das der unpolitische Mensch allein gestalten kann, die dem Künstlerischen entsprechende Formung zu geben, die der politische Mensch, sich erinnernd und vergessend zugleich dem Ganzen gibt.

RUDOLF PECHEL

Es ist alles ganz anders...

„Wer dieses Europa von heute unbefangen betrachtet, der hat oft tatsächlich den Eindruck, daß es dort nicht eigentlich an Klugheit und Einsicht, auch nicht an geistiger Überlegenheit gebricht, sondern ganz einfach an einem Schuß sanftmütiger Lebensweisheit. In solchen Augenblicken möchte man es für Europas einzige Chance halten, daß es über seine hitzköpfige Jugendlichkeit, seine bloß intellektuelle Genialität hinauswächst, und daß nach weiteren hundert Jahren eines wissenschaftlich betonten Fortschritts die Welt immer noch kleiner wird und die Europäer einsehen lernen, wie notwendig eine duldsamere Einstellung zum Leben und zum Mitmenschen ist, wenn man nicht völlig vor die Hunde gehen will."

Lin Yutang, „Mein Land und mein Volk".

Es ist alles ganz anders, als die glückliche Sicherheit der Dummen es sich träumen läßt, die ihre Ansichten von andern fertig von der Stange beziehen. Es fährt sich allerdings bequemer in ausgefahrenen Gleisen mit eingefahrenen Wagen, und es sitzt sich besser auf benutzten Möbeln — das Leben ist einfacher; richtig ist es nicht. Der Subalterne ohne Verantwortungsgefühl zum eigenen Denken, auf den Krücken von tausend fables convenues ist für den Apparat unentbehrlich: niemals ist er Träger der Zukunft zu neuen Zielen auf neuen Wegen.

*

Die ganze Menschheit, insonderheit aber Europa, befindet sich in einer so ernsten Krise, daß der gemeinsame Aufruf der hellsten Geister, in welchem Volke sie immer sich finden, allein noch eine Möglichkeit bietet, gemeinsam den Weg aus dem Wirrsal zu finden. Es geht um die Notwendigkeit, das allen Völkern Gemeinsame zu finden. Es war eine Angelegenheit des erledigten Liberalismus, mit einem großartigen Aufwand subtiler Verstandesarbeit und überfeinerter Psychologie den Tatbestand der Unterschiedlichkeit aufzunehmen und sich mit seiner Feststellung zu begnügen als einer unabdingbaren Tatsächlichkeit. Die Not ist über solche Verstandesspiele zur Tagesordnung übergegangen. Und sie ist eine allgemeine — und nur gemeinsam kann sie überwunden werden. Die Verknüpfung aller Völker ist so stark und so fest, daß bei jedem Versuch eines Volkes, sich eine neue Ordnung zu geben, dieser Versuch an die Nerven aller Völker rührt.

Wir sind vor dem Verdacht geschützt, irgendwie in verwaschenen oder verblasenen Menschheitstheorien zu machen oder gar den unseligen Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts wieder galvanisieren zu wollen. Uns geht es um etwas ganz anderes. Weder Versuche mit geistreichen Theorien noch solche mit tätigen Maßnahmen haben uns irgendeinen Schritt weitergebracht. Nicht Künsteleien noch Primitivitäten fördern, sondern nur das Zurückgehen auf die Grundtatsachen allen menschlichen Lebens, über die sich Männer unterhalten sollen.

So wählen wir uns als Eideshelfer nicht die erhabenen Narren der Menschheitsbeglückung, sondern klare Geister, die fest im eignen Volkstum wurzeln und

grade aus der Sicherheit ihres nationalen Seins zur Erörterung der Menschheitsprobleme vorgestoßen sind: den Chinesen Lin Yutang, den Engländer Stanley Baldwin, den Franzosen Paul Valéry, den Amerikaner Alexis Carrel und den Deutschen Eugen Diesel.

*

Zunächst gilt es, ein Gestrüpp aus dem Wege zu räumen. Zu überkommenen Bequemlichkeiten und wohlfeilen Entschuldigungen gehört auch die Behauptung von der unüberwindbaren Fremdheit der einzelnen Völker und Rassen untereinander. Sie ist nicht haltbar. Zum mindesten ist die Fremdheit zwischen den Angehörigen fremder Völker nicht größer als die zwischen denen eines einzelnen Volkes, sofern sie grade in der heutigen Zeit von unterschiedlichen politischen Anschauungen ausgehen. Denn es ist übertrieben, von einem Verstehen, das diesen Namen verdient, unter den politisch entgegengesetzt denkenden Gliedern eines Volkes — von wenigen Völkern abgesehen — zu sprechen. Der flurnachbarliche Haß ist größer als die Abneigung gegen die Fremden in der Ferne, wie wir es zur Genüge bei den früheren Parteien erlebt haben.

Auf allen Gebieten herrscht ein Chaos, hergestellt durch künstliche und dem Wesen wie dem Werte nach unbeständige geistige Voraussetzungen. Weder die Welt noch ein einzelnes Volk — die wenigen Völker von geschlossener innerer Einheit immer ausgenommen — haben es verstanden, obgleich sie in der Machtfülle des gewaltigen technischen Kapitals an ihre Aufgabe herangehen, eine Politik, eine Ethik, eine Idee, ja nicht einmal ein Zivil- oder Strafrecht zu schaffen, die wirklich in Einklang wären mit den Lebens- oder Denkformen der Gesamtheit. Überall sehen wir nichts als Krise: Krisen der Politik, der Sitten, der Wirtschaft, der Wissenschaft, der Kunst. Nichts ist mehr allgemeingültig und allgemeinverständlich, nachdem die fortschreitende Säkularisierung seit dem Ausgang des Mittelalters unaufhaltsam ein Gebiet nach dem andern ergriffen hat. Die Krisis des modernen Menschen ist für fast alle Kulturvölker die gleiche. Es gelingt nicht, ein gemeinsames, für alle gültiges Gesetz des Lebens und eine allgemeinverbindliche Lebensform zu schaffen — was nur durch ein bewußtes Rückgängigmachen des Säkularisationsprozesses möglich wäre.

Aber die Schwierigkeiten, die in dieser Fremdheit liegen, verringern sich, sobald man wirklich ernsthaft den Versuch macht, auf der allgemeinmenschlichen Ebene diese Fragen zu betrachten. Ein gewöhnlicher Sterblicher bringt es allerdings nicht fertig. Dazu bedarf es außer eigener Sicherheit „eines großen brüderlichen Weltgefühls, eines Gefühls für die gemeinsamen Bande der Menschlichkeit und für das Glück der Kameradschaft". Ein fühlendes Herz ist genau so notwendig wie ein scharfblickender Geist und die Fähigkeit, sich loszulösen von sich selbst und all den gängigen politischen Phrasen und Begriffen, unter denen übrigens noch jeder meist etwas anderes versteht als sein Nachbar. Also echte Liebe zur Sache, kritisches Urteil und Geistesschärfe mit Herzenswärme gepaart. Das ist die Forderung des weisen Chinesen Lin Yutang in seinem Buche „Mein Land und mein Volk" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt).

Und Stanley Baldwin setzt sich in seiner erschütternden Abschiedsrede an die

englische Jugend, die fordert: „Seht die Menschen als Ziel und niemals als Zweck an und lebt für die Brüderschaft der Menschen, die die Vaterschaft Gottes in sich schließt!", mit der spröden Leidenschaftlichkeit seiner Art „für die heute so oft bespöttelte und verhöhnte Gemeinschaft der Menschheit" ein: „Wir mögen uns noch so sehr gegen diesen Gedanken sträuben, mögen ihn noch so sehr ablehnen, aber unsere Seele und auch die Welt werden keine Ruhe finden, ehe dieser Gedanke von der Gemeinschaft der Menschheit nicht Allgemeingut wird."

Paul Valéry erzählt in seinem geistvollen Vortrag „Die Politik des Geistes" (Wien, Bermann-Fischer) von der Fahrt eines französischen Geschwaders von Toulon nach Brest, die er mitmachte. In dem gefährlichen Fahrwasser bei der Insel Sein voll Felsenklippen, über und unter der Wasserlinie, geriet das Geschwader vom schönsten Wetter in tiefen Nebel. Da lagen nun sechs Panzerkreuzer, mehr als dreißig leichtere Einheiten und Unterseeboote wie durch einen Schlag mit Blindheit geschlagen, abgestoppt inmitten eines Klippenfeldes, dem Wind und den Strömungen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Diese Wunderwerke höchster technischer Vollendung waren von einem Augenblick zum andern durch die Vernebelung zu völliger Machtlosigkeit zurückgebracht. Dieses Bild macht im Gleichnis den heutigen Zustand der Menschheit offenbar: sie ist mit Blindheit geschlagen und steht ohnmächtig da, bewaffnet mit all dem Wissen und all dem Können des geistigen und technischen Rüstzeuges, inmitten einer Welt voll Gefahren, für deren So-Sein wir alle voll mitverantwortlich sind. Wenn schließlich den Schiffen immerhin noch Kompaß und Lot die Weiterfahrt und ein leidlich sicheres Navigieren auch im Nebel ermöglichen: die Menschheit von heute hat weder Kompaß noch Lot. Und dann lese man nach, was Eugen Diesel in seinem Buche „Der Weg durch das Wirrsal" (Stuttgart, J. G. Cotta) über das Erlebnis unserer Zeit und die Sehnsucht nach dem unmittelbaren Menschentum zu sagen hat, und vergleiche Alexis Carrels Schrift „Der Mensch, das unbekannte Wesen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. S. „Deutsche Rundschau", Oktober 1936).

*

Nach den Erfahrungen des Weltkrieges und der Nachkriegszeit gibt es für die illusionslose Menschheit keinen Denker, keinen Philosophen, keinen Historiker, keinen Politiker und vor allem keinen Nationalökonomen mehr, dem alle nach den trüben Erfahrungen irgendeine Voraussage über die kommende Entwicklung glauben und zu dem sie überhaupt noch ein gemeinsames Vertrauen aufbringen würden.

Man mag auf menschlichem, wirtschaftlichem, kulturellem oder politischem Gebiet an Versuchen anstellen, was immer man will: niemals lassen sich endgültig die Gesetze, die alles menschliche Leben nach dem Willen des Schöpfers regeln, außer Kraft setzen und auch nicht einmal auf eine wirklich zu Buch schlagende lange Frist unwirksam machen. Alles bleibt tragisch und ungewiß, was gegen diesen Grundsatz verstößt. So edel auch oft die Beweggründe utopischen Strebens sein mögen — ebensooft belegt die Geschichte der Menschheit übrigens, daß Utopien aus rein selbstsüchtigen Motiven entstanden — so wird schließlich doch immer der Prüfstein für die Richtigkeit jeden Versuches, Bestehendes zu ändern, die Ausrichtung

nach dem Leben in seiner gesetzlichen Gegebenheit sein. Und niemand wird auf die Länge die Völker zwingen oder sie überreden können, gegen die Grundgesetze menschlichen Seins zu handeln. Die wahre Politik wird sich immer nach dem Leben ausrichten.

Die Geschichte der Menschheit läßt sich einteilen nach den verschiedenen Versuchen, sie von dem Sinn des Lebens abzudrängen oder sie dem Sinn des Lebens anzunähern. Versuche der letzteren Art beginnen oder vollenden Epochen des Reifens und menschlichen Wohlergehens auf Erden, die der anderen Art beginnen mit Scheinverheißungen wie im Mittelalter und enden im Krampf und Katastrophe.

Der einfachste Weg, zu wissen, um welche Art der beiden Versuche es sich handelt, ist die Anlegung des Maßstabes, ob eine Vergewaltigung der menschlichen Natur oder ihre Entfaltung und Erhebung in einen höheren Grad der Reife ermöglicht wird. Die meisten der politischen Utopien wurden dadurch gerichtet, daß sie Zwangsgebilde bleiben mußten, weil ihre Träger von der Voraussetzung ausgingen, die Menschen ihrem eignen Gesetz untreu machen zu können, d. h. im Grunde die Möglichkeit bejahten, Menschen auf einem andern als dem von der Natur gewollten Wege herstellen zu können.

Es wird nicht übersehen, daß zur Erreichung neuer Reife — denn den Fortschrittsglauben haben wir wohl alle begraben — Mittel angewandt werden müssen, die für lange Perioden Völker und Menschen zwingen, sich vorübergehend von den natürlichen Gesetzen zu entfernen. Denn nur der gewinnt das Mögliche, wer die Axt nach dem Unmöglichen wirft, und man muß den Bogen überspannen, damit bei der Entspannung das erstrebte Ziel im Bereich der Sehne in Ruhelage bleibt.

*

Selbst bei der unbedingten Bejahung der Notwendigkeit solcher Zwangsmaßnahmen zur Erreichung großer Ziele ist Eines nicht außer acht zu lassen: niemals darf der Weg mit dem Ziel verwechselt werden.

Die Geschichte der einzelnen Völker, soweit man ihnen politische Reife zubilligen kann, läßt sich verstehen aus dem Streben der wirklichen Staatsmänner, das eigene Volk so in seiner Art zu festigen, daß es ohne Verlust an Substanz in der Sicherheit des nationalen Seins als vollwertiges Glied in eine größere Gemeinschaft eingehen kann. Völker, denen die Geschichte die Gnade versagte, sich die Sicherheit des nationalen Seins zu erwerben, und die sich statt dessen an den nationalen Traum klammerten, müssen in der Tat, wenn die Weltstunde die größere Gemeinschaft verlangt, selbst durch nationalistische Gewaltkuren das Versäumte nachholen. Man sollte sie darum nicht schelten, sondern die geschichtliche Notwendigkeit begreifen, auch wenn den Reifen die Methode vielleicht abstößt. In jeder Gesellschaft gibt es doch keine unerfreulichere Erscheinung als den Menschen, der fortgesetzt seine Minderwertigkeitskomplexe abreagiert, bald durch grelle Aufdringlichkeit als Trompeter eigner Vortrefflichkeit, bald durch hündische und falsche Demut. Je schneller er die selbstverständliche Sicherheit erreicht, um so angenehmer für die Gesellschaft.

In diesem Sinne ist der Nationalismus ein notwendiger Weg zum höchsten

Ziel. Ja selbst Europa, das den auf dem Wege des Nationalismus Befindlichen als Ziel erscheinen mag, wird zum Wege, sobald das letzte Ziel sichtbar wird: die in ihrer Form noch unvorstellbare Gemeinschaft der Völker. Jeder Mensch und auch jedes Volk ist unter diesem Gesichtswinkel unverwechselbar und zugleich ununterscheidbar in einem. Die erlangte Sicherheit des eignen Seins und das ruhige Bewußtsein eignen Wertes lassen kein Beurteilen anderer Völker mehr zu als nur nach dem Maßstab des Anders-Seins. Es geht nicht an, den Wert eines andern Volkes bestimmen zu wollen nach einer Währung von moralischen Pfunden, Dollars, Taëls, Franken oder Mark.

Es ist nicht wahr, daß die Völker dazu verdammt sind, sich ewig mißzuverstehen, weil ihre Lebensform, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Denk- und Gefühlskategorien so unterschieden voneinander sind, daß es eine Brücke des Verstehens nicht gäbe. Diese Brücke ist vorhanden. Die Völker sind oft klüger und reifer, als ihre offizielle Politik es erkennen läßt. Sie sind allerdings um so ferner von der Möglichkeit, andere zu verstehen, je weiter sie sich vom wahren Leben entfernt haben. Aber solange neue Menschen entstehen aus der liebenden Begegnung der Geschlechter, solange auf der ganzen Welt eine Frau unter Schmerzen Kinder gebiert und sie in Sorge und Liebe aufzieht, solange der Mann kein höheres Ziel kennt, als für die Familie zu sorgen, solange in allen Völkern der ganzen Welt Mannesmut, Mannesehre und Mannesfreundschaft zu finden sind, so lange bleibt Verständigungsmöglichkeit auf der sichersten und unerschütterlichen Ebene des unmittelbaren Menschentums gegeben. Man muß auch in fremdartiger Tracht in jedem Volk „das echte Frauen- und Muttertum erkennen, und in der Ungebärdigkeit der Knaben, der Verträumtheit der Mädchen richtig zu lesen wissen. Knabenstreiche und Mädchenträume, Kindergelächter und das Klatschen der kleinen nackten Füße, Frauentränen und Männerleid — das alles kommt aus e i n e r Welt, und nur aus Männerleid und Frauentränen können wir ein Volk richtig verstehen. Die Unterschiede zwischen den Völkern liegen nur in den Formen des sozialen Zusammenlebens. Dies einsehen, heißt eine Grundlage zu vernünftiger Kritik zwischen den Völkern schaffen" (Lin Yutang).

*

Der wirkliche Zustand der Welt widerspricht ungefähr in allem dem wünschenswerten. Aber schließlich bleibt die Sehnsucht der Völker nach einer neuen Ordnung der gesamten Welt auf einer anderen als der bisherigen Basis siegreich. Und deshalb sollten die echten Staatsmänner bei aller Betonung zeitgebundener politischer Notwendigkeiten in jedem Volke d i e Menschen hegen und fördern, die dank der Gnade von Lebensnähe und -reife die Fackelträger des großen Gedankens der Gemeinschaft der Völker sind und ohne Worte durch einen Blick sich mit den gleichgearteten der andern Nationen in diesem Ziele verstehen. Nur auf der Ebene des Allgemeinmenschlichen läßt sich der Wille zu nüchterner Klarheit, der unbeirrbare Blick des Verstandes, das Gefühl für wahre Größe und Echtheit und die Weite und Kraft des Herzens bewahren, die vielleicht die Katastrophe noch abwenden können.

Rundschau

Hin und Her. Das Deutsche Reich hat gemeinsam mit Italien aus dem Versagen des Nichteinmischungsausschusses die notwendigen Folgerungen gezogen und seine Handlungsfreiheit zurückgewonnen. Die Schwierigkeiten, die durch die englische und französische Weigerung aufgetreten sind, der deutschen — von Italien unterstützten — Forderung stattzugeben, gemäß den Vereinbarungen, die Deutschlands und Italiens Wiedereintritt in den Ausschuß bewirkten, gemeinsam den schweren Bedrohungen der internationalen Seestreitkräfte durch das rote Spanien entgegenzutreten, sind ernst. Die Lage ist gespannt, und es ist noch nicht entscheidbar, ob allseitig so viel guter Wille vorhanden ist, daß die Gefahren sich werden beschwören lassen. Der unerhörte Angriff auf die „Deutschland" und die schnelle Sühne dieses Überfalls durch selbständiges deutsches Handeln hatten nach vorübergehender Verwirrung doch eher zu einer Klärung und Entspannung geführt als zu neuer Beunruhigung. Man erhoffte auch, daß der angekündigte Besuch des deutschen Außenministers in London, der sich unmittelbar an seine von der ganzen politischen Welt mit größter Aufmerksamkeit verfolgte Balkanreise anschließen sollte, außer der Lösung der Frage des Rücktransportes der fremden Freiwilligen in Spanien auch Gelegenheit zur Besprechung und Ordnung anderer brennender Fragen geben würde. Nun mußte der Besuch auf unbestimmte Zeit vertagt werden. — Bilbao ist gefallen, aber die Kämpfe in Spanien gehen weiter, und ein Ende des Blutvergießens ist noch nicht abzusehen.

Inzwischen ist die politische Welt durch die blutigen Vorgänge in Sowjetrußland stark bewegt worden, und man kann wohl annehmen, daß nicht nur in den Ländern, die durch Bündnisse oder bündnisähnliche Abmachungen mit Sowjetrußland verbunden sind, sondern auch in England sehr ernsthaft und nachdenklich der Einsatzwert einer Armee erörtert wird, in der noch vor kurzem auf das höchste gepriesene militärische Führer in einem Gewaltverfahren als gemeine Verbrecher und Verräter zum Tode verurteilt werden können. — Die Kabinettskrise in Frankreich, deren Zeitpunkt Léon Blum selbst gewählt hat, lähmt in ihren Auswirkungen die außenpolitische Aktivität Frankreichs. Denn das Kabinett Chautemps, das sich gleichfalls auf die Volksfront stützt, trägt alle Zeichen eines Übergangskabinetts, das keine besondere Neigung spüren dürfte, außenpolitische Entscheidungen von größerer Tragweite zu treffen.

Im Fernen Osten ist eine Beruhigung eingetreten, und der chinesische Minister Dr. Kung hat sich bei seinem Besuche Europas davon überzeugen können, mit welcher Sympathie und welcher Achtung nicht nur in Deutschland, sondern auch in England die bewundernswerte Aufbauarbeit des Marschalls Chiang Kai Schek gewürdigt wird. In England hat er die Versicherung von Außenminister Eden erhalten, daß eine englisch-japanische Verständigung nicht auf Kosten Chinas gehen soll und die britische Regierung bei jeder Bemühung zur Besserung der Lage im Fernen Osten die chinesischen Interessen voll berücksichtigen wird. Man nimmt in England an, daß Japan China gegenüber eine gemäßigtere Haltung einnehmen

wird als bisher, schon mit Rücksicht auf das japanische Streben nach der englischen Freundschaft. Die Neigung zur Mäßigung dürfte auch dadurch in Japan unterstützt werden, daß die Wahlen keine wirkliche Klärung der innerpolitischen Verhältnisse und damit keine starke Regierung gebracht haben.

In Europa aber ist nur von einer verschärften Spannung zu berichten.

Philosophie in Frankreich. Wenn der Nationalstolz eines deutschen Menschen nach Legitimationen suchte, die auch vor einem Gerichtshof des absoluten Geistes standhielten, so dürfte er sich schwerlich auf die an Fehlungen und Torheiten so reiche politische Geschichte unseres Volkes berufen. Aber auch Technik, Wissenschaft, Kunst bis hin zum dichterischen und prophetischen Wort würden weder in der Gegenwart noch in der Geschichte unbestritten in jedem Falle bei uns für erste Plätze ausreichen. Nur vielleicht in der Musik und bestimmt in der Philosophie gestehen es nicht nur die Urteilsfähigsten unter den anderen, sondern sagt es uns auch unser eigenes sachkundiges Gewissen, daß der Deutsche für diese Menschheitsanliegen unter den neueren Kulturvölkern in der Tat die überragende Begabung mitbekommen hat. Bei der Philosophie ergibt dies nun freilich ein etwas zu fernes und luftiges Geländer, als daß sich an ihm der Nationalstolz breiterer Menschenmassen emporranken könnte. Sind es doch weniger die frisch aufgeschossenen „deutschen Philosophen, Welt- und Gottanschauungen", in denen sich jene überragende Begabung des deutschen Menschen verwirklichte, als vielmehr eben d i e Philosophie, die Eine, Ewige, von der seit den Griechen fast nur in den Werken des deutschen Idealismus von Leibniz und Kant bis Hegel eine einigermaßen vollkommene Spiegelung eingefangen wurde. Um sie allein haben und konnten uns andere Völker beneiden bzw. ihretwegen mit höchster philosophischer Achtung begegnen. Es lag daher vielleicht mehr Übereilung und Schaden als Gewinn darin, daß wir in den letzten Jahren in der Philosophie unter Umkehrung von Ursache und Folge die Wertmarke des Deutschen oft vor die Sache stellen wollten, wo den Menschen draußen doch nur eine solche Sache von ihrem Werte überzeugen kann, die sich trotz seines eigenen ihr entgegenstehenden Nationalgefühls und Selbstgefühls in ihm zwingende Geltung verschafft.

Wir haben vor eineinhalb Jahren diese Fragen hier schon einmal in besonderem Bezug auf die „Nationalisierung unserer philosophischen Gesellschaften" glossiert, während wir in diesem Jahre Gelegenheit haben, die immer problematische, aber nicht immer gleich geschickt bewerkstelligte Verquickung von Nationalgefühl und Philosophie bei unserem westlichen Nachbarvolk zu beobachten. Frankreich begeht das Merkurfest der Weltausstellung, und es begeht zu gleicher Zeit ein ebenfalls weltbedeutsames philosophisches Jubiläum: das jetzt dreihundert Jahre zurückliegende Erscheinen von René Descartes' „Discours de la méthode". Mit Descartes im ganzen, mit diesem Buche im besonderen beginnt bekanntlich in der Philosophie die bis in die Gegenwart reichende Epoche der „neuen Zeit". Das Jahr 1637 ist hierdurch im philosophischen Denken eine der einschneidendsten historischen Zäsuren gewesen und geblieben, obwohl der

neuere philosophische Geist, der damals in Frankreich aufging, seinem Heimatlande nicht lange über den Tod Descartes' hinaus treu geblieben ist. Ja, obwohl man vielleicht sogar sagen kann, daß die Franzosen nur den toten Descartes bei sich behalten haben, während Spinoza, Leibniz und später der deutsche Idealismus das Lebendige seines Geistes fortentwickelten. Grund genug für die Ersteren, jenes Erbe, sei es auch mit einiger Mumifizierung, aufs Höchste zu ehren. Der französische Staat hat, wie wir hören, eine Briefmarke mit dem Bildnis Descartes' herausgegeben, sein Andenken wird in Schule und Öffentlichkeit aufgefrischt, Neuausgaben der „Abhandlung über die Methode des richtigen Vernunftgebrauchs" erscheinen, und manch einer wird sich an der unsterblichen intellektuellen Frische dieses ebenso echt französischen wie echt philosophischen Buches erfreuen. Dies alles jedoch weit weniger unter der Marke Franzosentum, als unter der der Philosophie. In die Zeit der Weltausstellung, d. h. in den August, werden außerdem zwei nicht nur große, sondern schon riesenhafte philosophische Kongresse fallen, mit denen Paris und Frankreich ebenfalls weniger in die Welt hinauswirken, als sie gewissermaßen auf eine zwanglose Weise in sich hineinziehen möchten: der 9. Internationale Philosophenkongreß unter dem Ehrenvorsitz von Henri Bergson und der 2. Internationale Kongreß für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft. Auf dem Programm dieser Kongresse stehen buchstäblich Hunderte von Referaten in den fünf, sechs Hauptsprachen der Welt. Eine Organisations- und Regieleistung, die ihre Bewunderung verdient auch durch den relativ geräuschlosen Ablauf, mit dem sie sich vollzieht. Es ist — wenigstens bei uns in Deutschland — bisher überhaupt nur in ausgesprochenen Fachkreisen bekanntgeworden, daß diese Kongresse stattfinden und welchen Umfang sie haben. Mag es daher auch schon sein, daß wir von drüben schwerlich entscheidende philosophische Förderung erfahren können (Scholastik, Descartesscher Rationalismus und Bergsonsche Lebensphilosophie sind nach wie vor die drei Eckpfeiler, zwischen denen das französische Philosophieren pendelt); so könnte uns doch bei den Franzosen die Philosophie i n n e r h a l b des Lebens und der Nation in ihren Formen der gegenseitigen Bindungen wie der Freiheiten ein wenig nachdenklich machen.

Französische Ausstellung. Die französische Regierung hat in Gemeinschaft mit der Preußischen Akademie der Künste in Berlin in den Räumen der Akademie am Pariser Platz eine Ausstellung französischer Kunst veranstaltet, die in einer Überschau von rund 350 Werken der Malerei und Plastik den ständigen französischen Willen zur Klassik, zur Ruhe, zum Ausgleich des Widerstreitenden sehr dekorativ dokumentiert. Von Maurice Denis bis zu André Derain, von Luce bis Matisse, von Bonnard und Vuillard bis zu Rouault und Leger sieht man gedämpfte, ausgeglichene Malerei, hinter der das einst Revolutionäre, Unmittelbare nur noch ganz von ferne, kaum noch vernehmbar mitgrollt. Der Ausklang aller einst modernen Strebungen im kultiviert Bürgerlichen, das Ende von Impressionismus und Neoimpressionismus, Expressionismus und Kubismus, von Fauves und Independants in der ewigen französischen

Welt des Salons — das ist der Kern dieser, von hier aus sehr interessierenden Ausstellung. Die Entwicklungslinien, die sie andeutet, kennen wir seit bald einem halben Jahrhundert aus vielen Berliner Ausstellungen; die ewige Akademie, die den bleibenden Grundbaß Frankreichs bildet, und hier mit einer Reihe trefflich gediegener Porträts vertreten ist — und über ihr die Verklärung der douce France in allen möglichen Schattierungen von der lichten Landschaft bis zum eleganten religiösen Bild, vom zierlich modischen Interieur bis zum dekorativ heroischen Wandbild, in dem, leicht durch ein blasses Vermeer-Holland aufgehellt, Ingres, der ewige Zuchtmeister der französischen Malerei, fortlebt. Da es sich um eine offiziell repräsentative Ausstellung handelt, sind im wesentlichen die Arrivierten vertreten, die Maler der älteren Jahrgänge; das Experiment, das Suchen der Jungen, der heutigen Malerei, das natürlich jenseits des Rheins genau so stark vorhanden ist wie bei uns, hätte in den reifen Reichtum dieser gesicherten Welt eine Unruhe gebracht, die die schöne Geschlossenheit dieser Gesamtschau nur gestört und den beabsichtigten Eindruck des Bildes nur abgeschwächt hätte.

Unzeitgemäß. Als Stanislaus Leszczynski (1738—1766), der unter Karls XII. von Schweden starker Hand von 1704 bis 1709 König von Polen gewesen war, nach der Schlacht von Poltawa vertrieben wurde und es dann 1735 wiederum versucht hatte, auf den polnischen Thron zu gelangen, endgültig auf diese Hoffnung verzichtet hatte, wurde er bekanntlich 1738 Herzog von Lothringen mit der Residenz in Luneville. Nach seinem Tode 1766 fiel Lothringen an Frankreich. Sein Gedächtnis ist in Lothringen nicht erloschen, und dazu trägt auch die von König Stanislaus gegründete „Académie de Stanislas“ in Nancy bei, eine Gesellschaft für die wissenschaftliche Erforschung des alten und neuen Lothringen, die auf Grund ihrer wissenschaftlichen Leistung in der ganzen Welt Ansehen genießt. Die „Memoirs“ der Akademie sind gediegen und genügen allen wissenschaftlichen Ansprüchen. Neben diesen Veröffentlichungen gibt die Akademie eine Zeitschrift „Le Pays Lorrain“ heraus, in der in mehr belletristischer Form alle auf das Land Lothringen und seine Bevölkerung bezüglichen Fragen behandelt werden. Die Schriftleitung und die Mitarbeiter sind ehrenamtlich tätig, und die Zeitschrift hat durch freiwillige Spenden ihrer Leser über den üblichen Abonnementspreis hinaus die Unterstützung weiter Kreise. Es ist bedauerlich, daß die Akademie sich im Dezember 1936 hat verleiten lassen, in ihrer öffentlichen Sitzung u. a. folgende Preisaufgabe zu stellen, die jetzt in der Zeitschrift „Le Pays Lorrain“ veröffentlicht wird. Wir geben den Wortlaut: „Prix du Souvenir, de 1000 Francs, attribué à une personne ou collectivité, de préférence française ou belge, qui, de quelque façon, jugée efficace et de haute valeur morale, par un livre, une pièce de théâtre, une oeuvre d'art, une propagande de conférences, soit par son enseignement, soit par quelque initiative ou de quelque acte, aura contribué à entretenir et fortifier le souvenir des responsabilités et des crimes commis par l'Allemagne durant la Grand Guerre.“

Unverständlicherweise macht sich die Akademie gerade jetzt zum Träger einer

längst abgetanen und in ihren Wurzeln sehr üblen Hetze von durchaus nicht „hohem moralischem Wert" gegen Deutschland. Das ist um so befremdlicher, als gerade jetzt französische und deutsche Schulmänner gemeinsam eine sehr dankenswerte Arbeit verrichten, nämlich alle Beschimpfungen und unsachlichen Behauptungen aus den Schulbüchern Frankreichs und Deutschlands auszutilgen, um nicht einen unfruchtbaren Haß mit anfechtbaren Mitteln zu verewigen, und da weiter die Frontkämpfer beider Völker sich sehr ernsthaft bemühen, aus der gemeinsamen Erinnerung an das große Erleben des Weltkrieges zu einer geistigen Entspannung beizutragen. Die „Académie de Stanislas" würde dem Andenken ihres ritterlichen Gründers besser gerecht werden, wenn sie den in diesem Preisausschreiben niedergelegten Bestrebungen sich verschließen und nicht ein Bemühen unterstützen wollte, das aus sehr trüben Quellen kommt.

Das Auge auf der Stirn. Als vor einigen Jahren einmal auf einer Vortragsveranstaltung der „Lavater-Gesellschaft" eine heftige Diskussion über die Existenz oder Nichtexistenz der okkulten Phänomene, Geistererscheinungen, Telepathie usw. entbrannte, räkelte sich plötzlich die massige Gestalt des damals noch lebenden Nordlicht-Dichters Theodor Däubler aus ihrem Zuhörersessel empor und griff mit jupiterhaftem Zornesschwunge in die Auseinandersetzung ein: Daß man auf diesem Gebiete immer wieder von vorn anfangen wolle, daß jeder ungläubige Thomas immer wieder höchst persönlich von der Wirklichkeit übersinnlicher Phänomene überführt werden müsse, damit ihnen Existenz zugestanden würde, wo doch eine reich ausgebreitete Literatur vorhanden sei und es nichts weiter als krasse Unkenntnis bedeute, in diesen Dingen heute noch auf der Anfangsfrage, ob sie existieren oder nicht existieren, herumzutreten . . .!

Däubler hatte mit der sachlichen Seite seiner Einwände recht und übersah doch den entscheidenden Punkt: das Okkulte würde für den Menschen nicht nur seinen Wert, sondern seinen spezifischen Charakter verlieren, wenn man es in den Tatsachenarchiven unserer Erkenntnis einsargen wollte. Die frische persönliche Erfahrung, nicht die Erfahrung an sich, ist hier alles, aus dem einfachen Grunde, weil das Okkulte die Kehrseite des Lebendigen, nicht aber irgendeine bislang unentdeckte Zone der raum-zeitlichen Wirklichkeit darstellt. Daher regt jegliches Phänomen dieser Art die Gemüter immer von neuem auf, so sehr es auch nur eine Wiederholung „längst bekannter" Erscheinungen sein mag; genau wie der persönliche Tod von niemandem sachlich genommen werden kann, obwohl gerade er doch — mit Nietzsche zu sprechen — die größte Trivialität, der Gemeinplatz schlechthin für alles Lebendige ist. Der hochtrabenden „parapsychologischen Wissenschaft" gehen allerdings diese fundamentalen Erkenntniszusammenhänge ab, und sie sammelt dafür — wie ein Dieb in der Unterwelt rasch und wahllos um sich greifend, ehe das Tor des Hades ins Schloß fällt — okkulte „Tatsachen", gleichsam Memorabilien eines unbekannten Landes, um über deren Ausdeutung dann freilich zur Strafe in ein ebenso heilloses wie erheiterndes Denkchaos hineinzugeraten. Was ist seinerzeit bei den „Sachverständigengutachten" über Konnersreuth herausgekommen? Man hat sich wie schon in zahllosen früheren und

parallelen Fällen an der „Erklärung" dieser Erscheinungen müde gedacht und sie schließlich liegengelassen, bis bei einem nächsten Fall das gleiche Spiel von vorn angefangen wird. So erregte unlängst ein dreizehnjähriger Knabe namens Patrick Marquis aus Glendale (Kalifornien) mit seinen in der Tat recht originellen übersinnlichen Fähigkeiten das Aufsehen der amerikanischen Öffentlichkeit. Patrick Marquis „sieht" mit vollkommen verbundenen Augen in einem Trancezustand, in dem er seine Person mit der eines Persers aus dem elften Jahrhundert vertauscht und bei diesem mystischen Personenwechsel auch Persisch zu sprechen und zu lesen weiß, obwohl er diese Sprache nie gelernt hat und im Normalzustand kein Wort von ihr versteht. Die Nachrichten über die mit ihm angestellten Experimente lauten so, daß man sich bei einem groben Zweifel an den Fähigkeiten des Jungen nicht aufzuhalten braucht. Interessanter als das somnambule Sehen bei verbundenen Augen und das Sprechen in fremder Zunge ist jedoch ein kleines Zusatzexperiment, das ein gewisser Dr. Reynolds vom Königlichen Physiker College London mit dem Jungen vorgenommen hat: die somnambule Sehfähigkeit hörte mit dem Augenblick auf, wo dem Knaben nicht nur die Augen, sondern auch die Stirn verbunden wurde. Es handelt sich also offenbar um eine weniger tiefe, noch nicht gänzlich organlose Form des übersinnlichen Sehens. Patrick Marquis hat sein drittes Auge auf der Stirn wie manche Götter und Zyklopen der alten Mythologien, denen auf diese Weise wieder einmal ein wenig Staub abgewischt wird. Die Erscheinung bleibt aber wahrlich eine arge Zumutung für das Begreifen der Physiker, die sich andererseits immer wieder — ähnlich wie das primitive menschliche Bewußtsein — zu derartigen Unbegreiflichkeiten am unwiderstehlichsten hingezogen fühlen. Was bleibt ihnen übrig, als der „Tatsache" mit dem Universalrezept der modernen Naturwissenschaft zu begegnen: was sich auch immer auf dem Wege einwandfreier Tatsächlichkeit dem menschlichen Erkennen darbietet, ist als wirklich zu akzeptieren und — wie wir hinzufügen können — wofern es sich nirgends in die leider eben doch immer vorhandenen Zusammenhänge alles wissenschaftlichen Erkennens eingliedern läßt, wieder tunlichst zu vergessen. Ceterum censeo: d i e Geister und das Übersinnliche sind eben doch im Grunde nur in dem Geiste aufzubewahren und, vom geistigen Charakter a l l e s Wirklichen her zu verstehen, wo sie dann freilich samt und sonders zu untergeordneten Schreck- und Aufrüttlungsmitteln des von den Sinnen immer wieder mit Haut und Haaren überwucherten Lebens herabsinken.

SIEGFRIED BERGER

Die Schwedenorgel

Erzählung

(1. Fortsetzung)

Dem Hauptmann war, als sie von dem langen Eßtisch aufgestanden waren und den Dank gesagt hatten, zumute, als sei er jetzt erst heimgekehrt. Das spartanisch einfache Abendessen, auf köstlichem, altem Porzellan und Silber dargeboten, das behagliche Haus, der martialisch-humoristische Hausherr und die alte Gräfin Bottenhausen mit ihrer unvergleichlichen Kunst der Gesprächsführung, das alles war eine Wohltat für einen nach Berlin verschlagenen Kriegsmann, wo Elend und Lebensgier durcheinanderflossen. Die klare Erscheinung Erdmuthes aber, so gestand sich der Nüchterne und Vielerfahrene im ersten Augenblick, da er sie gesehen, hatte er seit Jahren gesucht und schließlich schon für einen Traum gehalten. Der Hausherr hielt den willkommenen Gast aus der Armee fest und wollte vieles wissen aus Krieg und Frieden, aus Hauptstadt und Heer, was ihm in der Einsamkeit der Harzberge verborgen blieb. Schließlich waren beide in Kriegserinnerungen vertieft, die anderen Gäste drängten herzu, und bald saßen alle um die Männer am Kamin geschart, indessen Hans Freygang sein Instrument sorgsam einpackte und die Noten ordnete. Dann trat auch er hinzu. Der Hauptmann, der ihn musterte, bemerkte, daß der Geiger zuweilen nach Erdmuthe hinübersah, die am Kamin lehnte, ihrem Stammplatz, die Hand mit leiser Zärtlichkeit an die Wange der Putte schmiegend. Der Hausherr, als Rittmeister verabschiedet und im Kriege Major bei den Fahrtruppen, bat den Hauptmann, doch einmal zu erzählen, was eigentlich ein hoher Stab — alle Soldaten, die nicht dazu gehörten, sähen ihn scheel an — leisten müsse, und der Hauptmann schilderte einen Gefechtstag im Korpsstabe so anschaulich, daß sich auf alle Hörer die kaum erträgliche Spannung übertrug, die im Gehirn eines riesigen Truppenkörpers an Kampftagen herrscht. Freygang hörte gespannt zu, er kannte den Krieg nur von einer anderen Seite. Wo nur hatte er den Hauptmann schon gesehen, wo in dieses schmale, etwas hochmütige Gesicht geblickt, dessen Schläfen so fein gebildet waren. Wo war er diesem Blick begegnet, in den soviel Härte und Wille treten konnten? Er strich die Mähne zurück, die immer von neuem ungebändigt in die Stirne fiel. Ob der Fremde lange hier bleiben würde? Nun, in einer Woche wimmelte es hier von Stabsoffizieren, da war der Hauptmann nicht mehr der Held und Erzähler. Freygang schalt sich töricht. Er sah die Kriegsauszeichnungen, sah auch das silbergestickte Johanniterkreuz auf dem grauen Rock und träumte ihm nach. Schwester Charlotte hatte es als Brosche getragen, die Tapfere. Unsanft wurde er aus seiner Träumerei gerissen. Der Gutsherr wandte sich an ihn und fragte derb, ob er nicht auch etwas zu erzählen wisse. Den alten Herrn hatte die weiche Haltung und der verträumte Ausdruck des Musikers in stille Wut versetzt. Frey-

gang wehrte ab, er habe schon genug geredet und wolle gern zuhören. Doch der Freiherr konnte keinen Widerspruch oder gar Ausweichen vertragen. Ob der Herr Doktor denn nicht mitgemacht habe? Er habe niemals gefehlt, sei stets zur Stelle gewesen, antwortete der Musiker, erschrocken die Feindschaft der Frage spürend. Freilich an sehr geringer und unbekannter Stelle habe er gestanden. Mit dem Stabe hätte er nichts zu tun gehabt, fragte der alte Herr weiter, der den verweisenden Blick der Gräfin fühlte und scherzend ablenken wollte. Erdmuthe wunderte sich über den starren Ausdruck, der einige Atemzüge lang in Freygangs Mienen trat. Es war ihr unbehaglich, als der Freund jetzt langsam sagte, er habe sogar ein Erlebnis gehabt mit dem Stabe des 40. Reservekorps, dem der Herr Hauptmann angehört habe. Es sei im März 1916 gewesen, zweite Hälfte, im Frontabschnitt zwischen Narosc- und Wischniewsee. Überrascht blickte der Hauptmann auf und nickte. „Erzählen, Freygang!" befahl jetzt der Hausherr. Erdmuthe preßte die Handflächen zusammen und sah die Gräfin bittend an. Aber die alte Dame blickte ruhig nieder. Dies mußte ausgetragen werden. Schon begann der Baron wieder: „Erzählen Sie nur, wenn es auch nicht so schön wird wie Ihre rührende Geigenholzgeschichte."

„Ich will es recht kurz erzählen", antwortete Freygang, „und so, als ob es um einen dritten Mann ginge. Es soll zugleich ein Dank werden an einen berühmten General, der einen unscheinbaren Soldaten so ritterlich gegrüßt hat. Ich nannte schon das Jahr, den Monat der Brussilow-Offensive, und ich nannte auch das Sumpfland zwischen den Seen."

Hans Freygang trat noch einen Schritt zurück in das Dunkel des Zimmers und zog einen hochlehnigen Stuhl herbei. Er sammelte sich: es galt, diesen hochmütigen Herren und den Frauen etwas Wahrhaftiges zu erzählen von einer Tapferkeit, die nicht mit blitzenden Kreuzen geehrt wurde ... Und er sprach eindringlich, mit halber Stimme. Hinter der Gruppe lauschender Menschen, hinter der reichgeschmückten Fassung des alten Kamins tauchten die russischen Wälder in seiner Erinnerung auf und die Not eines Tages:

„Über Knüppeldämme und durch den Morast zerfahrener Waldwege, über die festere Grasdecke von Schneisen, dann wieder auf alten russischen Heerstraßen lief der schmächtige Sanitätssoldat. Er lief mit letzter Kraft. Nicht um sein Leben, aber er wußte, sie schrien nach ihm. Immer noch war ein bißchen allerletzte Kraft in den Knochen und im Herzen. Der Wille war noch da und hielt den Kerl zusammen. Es war ein verfluchter Weg. Der kleine Soldat pflasterte ihn mit Stoßgebeten: aushalten, weiter, sie brauchen dich! Die Hunderte von grünen Glasfläschchen, die er in Tornister und Brotbeutel, in kunstvoll getürmten Packen mühselig durch den russischen Wald schleppte, ostwärts an die Front zum Hauptverbandplatz, hatten kostbaren Inhalt: das Mittel gegen den tödlichen Wundstarrkrampf. Jeder Verwundete erhielt es eingespritzt, und wem das geheimnisvoll kräftige Serum nicht in die aber tausend feinen Gänge des Körpers floß, dem drohte qualvoller Krampf und Tod. Der große Kasten aber, der dem Sanitätssoldaten vor der Brust hing und den er sorgsam mit der Hand zu stützen und beim Stolpern zu wahren suchte, barg eine Fülle der zartwandigen Fläschchen mit

Morphium; Schlafnebel und Vergessen für die Kameraden, die so laut schreien mußten wie Tiere.

Er glaubte diese Schreie durch den endlosen Wald zu hören und lief um das Leben von Hunderten, die er auf den Zeltbahnen liegen wußte, vor der Hütte, in welcher der Arzt seit vielen Tagen operierte. Gestern früh, nach durchschufteter Nacht, hatte er dem Soldaten, erschrocken den Haufen leerer Tetanusflaschen musternd, befohlen, sofort loszulaufen und so viel Ersatz zu holen, als er bekommen und schleppen könne. Übernächtig und von den vielen Narkosen, die er gegeben, umnebelt, hatte der Sanitätssoldat umgeschnallt und war davongerannt. Zuweilen war er ein Stück Weges auf einem leeren Munitionskarren mitgefahren, dann wieder galt es zu fragen, zu telephonieren, an einem fremden Sanitätswagen vergeblich zu betteln, bis er endlich ein Depot fand. Er hatte sich kaum Zeit genommen zu essen. Als er fertig bepackt war, hatte ihm ein gutmütiger Kamerad noch die Waffe ausgehakt und gesagt: ‚Nimm dafür noch hundert Fläschchen mehr. Waffen liegen da vorn genug.'

Nun lief der kleine Soldat schon wieder Stunden und Stunden zurück, auf einen kräftigen Stock gestützt. Zwischen den Knüppeln der Dämme spritzte das Sumpfwasser auf. Die Füße brannten, der Rücken schmerzte. Mühsam zwang er sich, nach den Wegzeichen zu spähen und der Telephonleitung in den Wipfeln. Er wußte nichts von Tageszeit und Stunde, er wußte nur, daß er nicht schlapp machen durfte. Auch des Pferdegetrappels hinter ihm achtete er nicht. Eine Schar schöner Reiter galoppierte an ihm vorbei, frontwärts. Er sah rote Streifen an den Hosen und nahm den schmerzenden Kopf nach links, so gut es ging. Der General! Da traf ihn ein verächtlich hingezischtes Wort: ‚Soldat?'

Der General hatte es herausgestoßen; es schnitt dem Packträger ins Herz; er schämte sich sehr, spürte die Stelle an der Linken, wo die Waffe fehlte und sah sich plötzlich stolpernd und gebeugt unter seiner Last, sah sich mühsam forthinken. Es war ihm härteste Strafe, dieses hingezischte ‚Soldat'. Der schließende Reiter rief noch ein derbes Wort. Das kühlte die Scham. Nun, statt der Waffen trug er in diesen grünen und weißen Fläschchen Rettung und Linderung. Als hätte er frische Kraft, lief er weiter; eine Welle fremden Willens hatte ihn berührt.

Bald sah er einen der Reiter zurückkommen. Der Offizier fragte barsch, und der Packträger schrie ihm Truppenteil und Meldung, auch die Zahl der Medikamente entgegen. Tetanus, Morphium, schrie er zum Schluß wie zum Dank für den Haustiernamen, der ihm um die Ohren geklatscht war, und hinkte vorwärts. Einen Kilometer weit mochte er auf schmerzenden Füßen in durchweichten Stiefeln weitergepatscht sein, als er die Reitergruppe wieder sah. Sie hielt. Der Soldat erwartete dumpf, daß man ihn tüchtig anpacken würde, und es schien ihm jetzt auch recht und billig. Das war kein Aufzug, an seinem General vorbeizumarschieren, so wunderlich bepackt und behangen, so hinkend und schwach vom hastigen Marsch. Und waffenlos! Ach, der General konnte nicht wissen, wie oft in den Tagen vorher der Sanitätssoldat die Rauschmaske über leidenverzerrte Gesichter gehalten und wie lange er nicht geschlafen hatte. Er wollte den Stecken fortwerfen, fühlte aber, daß er dann nicht weiter gekonnt hätte. Und die Kameraden

schrien nach Morphium. So lief und stolperte er tapfer weiter, auf seinen General zu. Der wendete langsam das Pferd, auf dem er, weißschimmernden Haares unter der grauseidenen Mütze, straff und herrenfest saß, wie um Parade abzunehmen. Jetzt marschierte der übermüdete Sanitätssoldat an ihm vorbei und blickte den General fest an, der die Meldung des Hauptmanns erhalten und begriffen hatte, was für kostbare Last der kleine Träger schleppte. Und der Herr hob die Hand an den Mützenschirm, langsam und ritterlich, und grüßte den kleinen Soldaten wie eine tapfere Truppe."

„Ich entsinne mich", sagte der Hauptmann in das lange Schweigen hinein, das der Erzählung folgte. Erdmuthe sah, daß er sich bezwang, als er aufstand und Hans Freygang die Hand reichte. „Ja, so etwas muß auch sein", stieß der Freiherr mit rauher Kehle hervor und starrte in die Glut. Kurz danach brachen die Gäste auf. „Ich habe zweimal erzählt, war das recht?" fragte der Geiger Erdmuthe leise beim Abschied. „Man hat es von Ihnen verlangt", sagte das Mädchen und drückte ihm die Hand. Aber sie war nicht zufrieden mit dem Abend, es war ihr etwas fremd geblieben, besonders in der letzten Geschichte. Freilich war es tapfer, was der kleine Sanitätssoldat getan hatte, und sie bemühte sich auch, die schmucklose Ehrlichkeit der Erzählung anzuerkennen. Wenn Hans Freygang die Geige nahm und spielte, dann war Erdmuthe erfüllt und überzeugt von seiner Kraft. Doch er hätte sich nicht so schildern dürfen, wie er am Rande der Kraft mühsam an den Offizieren vorbeimarschierte. Sie wußte nicht, was sie an diesem Bilde quälte, aber lange lag sie wach in dieser Nacht.

*

An einem trüben Novembertag marschierte Hans Freygang durch Berlin, schwer bepackt mit Geigenkasten und weidengeflochtenem Reisekorb. Er hatte nicht gewagt, den Koffer vom Schloß anzunehmen, den ihm die Muhme Hohnstein gebracht hatte. Er brauchte ein stoßfestes Ding, auf dem man sitzen konnte und das die dicksten Notenbücher vertrug. Noten so viel wie möglich mitzunehmen, hatte auch Barthel Stoy geraten, den er hier in Berlin treffen und mitnehmen sollte. Die Gräfin Bottenhausen, die alle Welt kannte, hatte ihm diesen musikalischen Begleiter verschafft. Der einzige Mensch in unserem fleißigen Deutschland, hatte sie gesagt, der unbegrenzt Zeit habe, in Schweden mit herumzureisen, ein Glücklicher, der niemals dächte, etwas zu versäumen, wenn er nur Musik machen dürfe, und der Einzige, der aus jeder asthmatischen Orgel und jedem zernagten Klavier noch Töne herauslocken könne, ein Zauberkünstler und ein großes Kind. Hans Freygang brauche kaum auf ihn achtzugeben. Barthel Stoy habe seinen Schutzengel. Sie hatte bei ihrem Vorschlag auch an die schmale Reisekasse und an Barthels Bedürfnislosigkeit gedacht. Denn der Pianist und Organist zog arm wie ein Apostel durch das Land, ohne feste Wohnung, ohne etwas zu besitzen, als was er bei sich trug. Er kannte alle Musiker und Instrumentenmacher, alle Musikschriftsteller und Kritiker und hatte — seltsam in diesem Reiche der eigenwilligen und starken Naturen, die ohne Ehrgeiz und Kampf nicht leben können — keine Feinde, weil er nichts für sich selbst wollte. Und er lächelte auch

dann, wenn er ausgenützt wurde. Es erheiterte die Gräfin Bottenhausen sehr, die beiden Toren und armen Kirchenmäuse zusammen auf Kunstreise zu wissen. Es sei gut, hatte sie zu Erdmuthe gesagt, wenn die Herren Vettern über dem baltischen Meer sähen, daß Darben, Ringen und viel Können gut zusammen stimmten. Ja, daß wir jetzt in der Not noch höher strebten als je. Denn daß die beiden wunderbar zusammen musizieren würden, wußte die alte Kunst- und Menschenkennerin.

Hans Freygang hatte kaum den Wartesaal des Stettiner Bahnhofs betreten, als ein kleiner, dicker Mann auf ihn zukam und ihn mit heller Stimme anrief: „Ich bin Barthel Stoy!" Dann lotste er ihn in eine Ecke, wo Freygang nur mit Mühe seine Habe zwischen Pappschachteln und Instrumentenkästen unterbringen konnte. Er warte hier seit gestern, sagte der berühmte Organist heiter. Die Karte der Gräfin habe er verlegt und sei lieber einen Tag zu früh als zu spät auf Wache gezogen. Auf des Geigers erschrockene Frage betonte er, das Warten kränke ihn nicht und wies auf einen dicken, zerschlissenen Band, den Freygang sogleich als einen aus der Bachschen Gesamtausgabe erkannte. Herr Freygang kenne gewiß auch keine Langeweile, fragte Barthel liebenswürdig und schlug auf die Noten. Solange man sich nur Musik im Geiste machen könne, sei alles gut. Und während Freygang sorgenvoll den Befehlszettel las, den ihm Erdmuthe mitgegeben hatte und auf dem genau verzeichnet stand, was er hier alles auf dem Stettiner Bahnhof zu tun habe, während er die dicken Papiergeldbündel aus dem Koffer holte, um die Fahrkarten zu kaufen, war Barthel Stoy schon lange wieder in das Studium einer großen Orgelfuge vertieft, unbekümmert um das Getriebe und Gebrause ringsum. Dem Reisemarschall Freygang aber waren die steilen, herrischen Buchstaben Erdmuthes ein rechter Trost; er vermahnte Barthel, gut auf den Violinkasten achtzugeben. Der Organist nahm das Instrument auf den Schoß, legte ein Bein auf den Weidenkoffer des Gefährten und studierte weiter. So hatte er schon auf allen großen Bahnhöfen Europas gesessen und auf irgend jemand gewartet, der ihn zu einer Orgelbank oder einem Klaviersessel bringen sollte, und noch niemand war auf den Gedanken gekommen, bei Barthel gäbe es etwas zu stehlen. Er sah aus wie Franz Schubert, stellte Freygang fest, als er von der Saaltür noch einmal besorgt zurückblickte und den in seine Notenwelt versunkenen Musiker betrachtete. Mit Erdmuthes Zettel kam der Geiger überall musterhaft zurecht, nur daß es so schnell ging, wunderte ihn sehr. Es zeigte sich dann, daß der neue Reisegefährte viel mehr Erfahrung besaß, als ihm anzusehen war. Wie er ein Personenabteil stürmte, sein verworrenes Gepäck kunstvoll verstaute, sich dazwischenlegte und sofort einschlief, war erstaunlich. So gut hatte es der Geiger nicht. Immer wieder griff er zu Erdmuthes Zettel und ließ sich aufmuntern, wenn er las: ‚Wieviel Gepäckstücke haben Sie? Zählten Sie nach? – Vor dem Konzert kein Gepäck schleppen. – Geigerhände hüten. – Kopf hoch. – Leute, die soviel können wie Sie und Barthel Stoy, sitzen überall oben.' So ging es weiter, und Freygang genoß die Besorgnis, die hinter den energischen Sätzen waltete, als wäre es Zärtlichkeit, während der übervolle Zug durch die schier endlose Ebene rüttelte und wohl zehnmal die Reisenden

wechselte, bis er Namen aufrufen hörte, die ihm sagten, nun kommt das Meer! Er hatte es noch nie gesehen und wußte eigentlich von ihm nur durch den Homer. Es blieb ihm aber nicht einmal Zeit zu einer Enttäuschung, auf so vieles mußte er achtgeben. Von der Fähre an reisten sie als Gäste der schwedischen Vetternschaft Erdmuthes, und es galt viele Papiere und Scheine auseinanderzuhalten. Während er mit dem Inhalt seiner Brieftasche, den Zollbeamten und dem Gepäck kämpfte, hielt ihm Barthel Stoy, vom langen Bahnschlaf erfrischt, einen trefflichen Vortrag über die Fuge des späten Bach. Dann schlief der Organist, die breiten Bänke der Fähre preisend, sogleich wieder ein. Freygang kramte den Block hervor, den ihm die Gräfin mitgegeben hatte. Er sollte Tagebuch schreiben, abwechselnd mit Stoy, und es blattweise einsenden. Mit einem Loblied auf den Kameraden und Erdmuthes Reisezettel begann er seinen Bericht und daß er sich die erste Begegnung mit dem Meere anders vorgestellt habe. Nun sei das gewaltige Wasser um ihn und unter ihm, und er müsse auf Gepäck und Fahrscheine achten. Aber es sei ja auch eine Orgelfahrt und keine Seereise. Er schrieb dann noch verwirrtes Zeug von dem verschmähten Lederkoffer und seinem Studentenkorb, von Barthels zerweichten Pappschachteln und daß sie Ehre einlegen wollten. Schließlich standen da ein paar griechische Verse, die der gelehrte Bottenhausensche Freund vergeblich im Homer suchte.

*

Dorf und Schloß Rieda waren, während die beiden Musiker über die Ostsee fuhren, plötzlich von soldatischem Leben erfüllt. Dem Hauptmann war ein großer Stab gefolgt und hatte im Schloß Quartier genommen. Die Schreiber waren auf dem Pfarrhof untergebracht, dessen geräumige, leere Zimmer sich trefflich zum Aufstellen der Zeichen- und Kartentische eigneten. Die Ordonnanzen und Pferdepfleger hausten bei den Bauern, und der Ort, seit Jahrzehnten unberührt von Manövern, war wie verwandelt. Im Gasthof war es abends lange hell und lustig laut, und in den Ställen standen die schmucken Dienstpferde neben den schweren Gäulen der Bauern. Nach dem Willen des Obersten wurden alle Offiziere und Soldaten aus der Feldküche gespeist, die in einem Schuppen des Gutes stand, aber der Tisch war für den Stab im Herrenhaus festlich gedeckt. Erdmuthe hatte die seit langem ruhenden großen Damasttücher und andere alte Schätze aus den Truhen hervorgesucht und wußte mit Silberleuchtern, Obstschalen und Tannengrün die Tafel schön zu decken. Das Mädchen, das mit ihrem Vater ein versponnenes, nur durch nachbarlichen Verkehr berührtes Leben führte, sah sich plötzlich als Hausfrau im großen Kreise, altritterlich von den Offizieren geehrt und ein wenig umworben. Sie wußte die Stellung der Hausfrau zu wahren, als sei es seit Jahrzehnten ihr Amt. Die unentbehrliche Muhme Hohnstein, ein junges Stallmädchen und bei Tisch auch die fremden Ordonnanzen ließen sich gern von ihr lenken. Sie genoß ihre junge Würde heiter, und freute sich, daß dem Vater jetzt lang entbehrte Gespräche vergönnt waren über die Dinge, die ihm am Herzen lagen und um die er sich im stillen quälerisch sorgte. Sie sah und hörte, wie er mit dem Leben der Armee neu verbunden war und wißbegierig fragte, zweifelte und sich gern belehren ließ. Unter den Huldigungen der jüngeren Offiziere hob

sich sehr bald die ernsthafte des Hauptmanns hervor, der es öfters einzurichten wußte, daß es zu zweisamen Ausritten kam. Er war der Geodät und Geologe im Stabe, und wenn Erdmuthe vom Vater an genaues Kartenlesen gewöhnt war, so hatte sie doch nicht geahnt, wie spannend das Lesen eines Meßtischblattes sein konnte, wenn ein Erdgeschichtler zur Seite stand. Sie spürte beglückt, wie die vertraute Landschaft neues Leben erhielt, nachdem sie gelernt hatte, den Unterbau zu erkennen, und hörte mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit zu, wenn der Hauptmann, der einfühlende Betrachter des Landes und Waldes, in einem verlassenen Steinbruch oder an einem Erdrutsch die dramatische Geschichte der Erdgestaltung aufrollte und Zahlen aus grauen Zeiten nannte, die das Mädchen erschauern ließen. Eines Tages unterbrachen sie den Heimritt am Pfarrhof, um die geologischen Karten zu lesen und etliche Eintragungen zu machen. Erdmuthe sah gespannt zu, wie der Hauptmann mit Zirkel und Stift hantierte, und ließ sich auch gern danach ausfragen, ob sie das Wesentliche behalten hatte. Er hatte zuweilen etwas Lehrhaftes in seiner Art, das schnell in verhaltene, ganz jugendliche Huldigung umschlagen konnte. Erdmuthe folgte den kräftigen Händen des Mannes, die über die großen Karten glitten und betrachtete die scharfen Linien seines Profils. Das rotblonde, feine Haar hatte die Neigung, sich unsoldatisch zu lockern; er trug es länger als die anderen Herren, und beim Kartenlesen fiel es leicht nach vorn. Das Mädchen lauschte auf seinen etwas harten Tonfall, als er jetzt dem Feldwebel, der das Kartenwesen betreute, noch einige Wahrnehmungen diktierte, in genauer Einteilung und knappen Sätzen. Dabei kam ihr der Gedanke, wo heute die Schwedenfahrer sein möchten, und sie ertappte sich dabei, daß sie die Getreuen ja gar nicht mehr im stillen begleitete. Wo spielten sie heute? Sie suchte sich die Reisekarte vorzustellen und der letzten Tagebuchblätter zu entsinnen, die von Bottenhausen herübergesandt waren, aber es kam ihr vor, als stünde der Hauptmann ruhig und stattlich vor der Wandkarte der skandinavischen Halbinsel, versperrte ihr den Blick und wiese andere Dinge.

Sie gingen die Treppe hinab. Im Erdgeschoß blieb sie nachdenklich vor der verschlossenen Tür des Studierzimmers stehen. Fragend blickte der Hauptmann sie an, und sie hielt seinem Blick stand. Er dachte mit Unbehagen an den gelehrten Geiger, der sonst hier das Feld beherrschte und jetzt im fremden Lande den Klingelbeutel schwang, wie er es nannte. Er möge von dem hohen Sims über der Tür den großen Schlüssel zur Kirche herabnehmen, bat ihn Erdmuthe. Der Offizier tat, was ihm geheißen war, und sagte, es sähe hier im Hause so aus, als hätten französische Besatzungstruppen gehaust, so kahl und abgewohnt sei alles. Die beiden Zimmer, die Doktor Freygang inne habe, seien verschlossen, erwiderte das Mädchen und ärgerte sich über ein törichtes Erröten. Sie nahm den Schlüssel und schritt voran. Der Hauptmann ging zu den Pferden, die im Pfarrgarten auf und ab geführt wurden, nahm den Degen vom Sattel und folgte Erdmuthe durch ein Pförtchen auf den von Heckenrosen und Teufelszwirn überwucherten Friedhof. Sie schritten an alten, halb versunkenen Grabsteinen und verfallenen Hügeln vorbei. Dann standen sie vor der balkenbewehrten, mit Eisenbändern und Nägeln verzierten Pforte der uralten Kirche. Der Schlüssel knarrte im Schloß. Erd-

muthe durchquerte leichtfüßig und jeder Steinquader gewohnt das dunkle Gemach unter dem Turm. Trübes Licht nur drang durch die hoch gelegenen Fenster in das mit ungefügen Emporen verbaute Kirchenschiff. In der Apsis mühte sich ein dörflicher Barockaltar, etwas Leben und Bewegung in die dunkle Feierlichkeit zu bringen. Verblichene Bilder schmückten die Empore ringsum, verwelkte Kränze hingen an den Totentafeln. Der Hauptmann wandte sich und blickte zur Orgel hinauf. Die Zinnpfeifen, von verblichenem Holzwerk umgeben, schimmerten schwach im Dämmerlicht. „Ist es denn so schlimm mit der Heiserkeit der Orgel?" fragte der Hauptmann, gereizt, den Spuren des Musikers schon wieder zu begegnen. „Würden sonst die beiden Männer die weite und ungewisse Kunstreise machen?" war die Gegenfrage Erdmuthes, und er hörte wohl heraus, daß sie befremdet war. Doch es trieb ihn zum Widerspruch. Er möge diese Reise nicht gutheißen! Im fremden Lande solle der Deutsche nicht bitten gehen. Erdmuthe verteidigte sich: „Aber sie bringen doch ihre Kunst, ihre wirkliche Kunst, spielen deutsche Meister und vertreten uns – eben in deren großen Werken! Was sind da ein paar hundert Kronen!" Der Hauptmann schwieg, aber er hob den Degen ein wenig und stieß ihn auf die Steinplatten nieder. „Was würden Sie tun als Patron der Kirche", fragte Erdmuthe, „als unvermögender Patron?" Rasch kam die Antwort: „Die Orgeltüren zuschließen und verwahren, warten, bis zur Wende. Mag der Kantor so lange die Geige streichen zu Liturgie und Choral!" – „Was wissen Sie von der Christnacht und vom Abendmahl der Bauern am Karfreitag, gestrenger Herr!" sagte das Mädchen und wandte sich ab. Sie kämpfte mit den Tränen und schämte sich darüber. Der Hauptmann, seinen scharfen Ton bereuend, trat an den Herrschaftsstuhl, der sich gegenüber der Kanzel breit und schmuckvoll in das Kirchenschiff vordrängte, und musterte aufmerksam die verblichenen Wappenschilder. „Hier ist das Ebersteinsche!" rief er nach einer Weile. „Das habe ich auch in der Sechzehner-Reihe!" Erdmuthe trat herzu, gab sich Mühe, unbefangen zu erscheinen und reichte ihm die Hand: „Also: Herr Vetter! Nun dürfen Sie auch in dem Kurfürstenstuhl sitzen! Über die Schwedenreise streiten wir noch!" Sie öffnete das knarrende Glastürchen des Herrschaftsstuhles, hieß ihn die steile Stiege zum Oberstock hinaufklimmen und folgte. Der Hauptmann sah sich aufmerksam in der geräumigen, hell gedielten und ringsum mit Butzenscheiben verglasten Stube um. Vorn an der Brüstung stand der berühmte Samtsessel; man sah die sorgfältig eingesetzten Flicken im Bezug. Derbe Leisten stützten die morschen, barockgeschwungenen Füße. Der Hauptmann ließ sich feierlich in dem Sessel nieder und ward auf die Inschrift verwiesen, die den Besuch des Siegers von Fehrbellin am Tage der Huldigung der Grafschaft im Schloß und sogar den Text verkündete, über den damals gepredigt worden war. Erdmuthe hatte sich auf den niedrigen Stuhl gehockt, der neben dem Fürstensessel stand. Als sie zu dem Vetter aufsah, erblickte sie in Augenhöhe auf dem grauen Soldatenrock das schwarze, Eiserne Kreuz mit dem schmalen Silberrande. Das schon oft geschaute Zeichen der Treue und des Dienstes ergriff sie in seiner einfachen Schönheit. Der Soldat fühlte es; ein erstes Glück stieg in ihm auf, daß ihm die Heimkehr vergönnt gewesen war und diese Begegnung. Er hakte den Degen aus, lehnte sich bequem

zurück und nahm die Waffe über die Knie. Sie war Erdmuthe schon wegen der Breite und Schwere zwischen den leichteren Waffen der anderen Offiziere aufgefallen. Jetzt betrachtete sie aufmerksam den schön geschmiedeten Griff, der aus einer stählernen Rundstange kunstvoll gebogen war.

„Verzeihen Sie einem Kriegsmann den scharfen Ton", begann der Hauptmann. „Meine Heimat war das Kadettenhaus, dann das Regiment, der Stab. Wann komme ich mit Frauen zusammen? Nur ab und zu mit Damen. Und wenn ich die zwei Wochen zurückdenke, die ich hier bin, die zwei schönen Wochen, so habe ich mit Ihnen auch mehr wie zu einem jungen Kameraden geredet als zu einem jungen Mädchen."

Erdmuthe widersprach: „Mein Vater sähe mich auch lieber als Leutnant denn als junges Mädchen, wie Sie so gnädig sagen. Was für eine Vorstellung haben Sie von Frauen? Muß ein junges Mädchen ein wenig töricht, ein bißchen kunstliebend sein und auf den Mann warten? Bilden Sie sich denn ein, diese harte Zeit träfe nur die Männer?"

„Ich bin ungeschickt im Ausdruck", begütigte der Hauptmann, „ich gestehe es. Aber Sie wissen auch nicht, welchen – weiblichen Wesen ich in der Gesellschaft der Hauptstadt begegne."

„Denken Sie, ich wäre aus diesem Waldtal noch nicht herausgekommen?" fragte Erdmuthe. „Umgekehrt ist es, Sie sind noch nicht aus Ihren Bezirken herausgekommen und denken, Sie kennen die Welt." Der Mann sah auf seinen Degen nieder. Das Mädchen hatte recht! Zum erstenmal fühlte er sich in diesem schönen Herbstquartier, durch die gemeinsamen Gänge und Ritte in das Kleinleben des Hofes und Waldes eingeweiht, in einen anderen Bannkreis gezogen, und lernte diesen geschlossenen Lebensring lieben, der auf dem Naturlauf beruhte, schicksalhaft von ihm bestimmt, gefördert, belebt oder auch gehemmt. Er kannte sonst nur den strengen Dienst und die Wissenschaft, die er jedoch wieder auf seine militärischen Aufgaben zurückbezog. Er hätte gewiß, in schwer zu lösende Fragen vertieft, auch diesmal den so anders gearteten Lebenskreis in seiner Fülle nicht erkannt, wenn ihm nicht die Gespräche mit Erdmuthe so teuer gewesen wären, und ihre Art, die Tiere, die Bäume, die Äcker und ihr Leben zu zeigen, ihn von der ersten Stunde an entzückt hätte. Ob sie hinkauerte und ein Kätzchen aufhob oder ob sie sein Pferd mit festem Griff und Streicheln begrüßte, jede ihrer sicheren Bewegungen war ihm lieb. Der Name Erdmuthe, ein Familienname, wie er soeben an den Inschriften des Herrschaftsstuhles entdeckt hatte, stand ihr anmutig; sie konnte gar nicht anders heißen, wenn man miterlebte, wie sie auf der Fohlenkoppel zu Hause war und jeden Acker, seine Tugenden und Leiden, seine Lage zu Sonne und Wasser kannte. Noch nie war er darauf gekommen, über einen Namen zu sinnen; diesen pflegte er in Gedanken schon zärtlich auszusprechen und hatte sich gefreut, daß er nicht abgekürzt wurde. Er beobachtete und prüfte sich, wenn er solchen weichen Regungen nachgehangen hatte, im nächsten Augenblick sehr scharf. Nein, es war keine Schwärmerei, es war mehr. Und er versuchte, heiter zu sprechen, als er auf die Inschrift deutete: „Ich überlege, wie es dem Brandenburger zumute war, als er hier saß. Ihr Herr Vater hat neulich so herrlich aus-

gemalt, wie die Stände der Grafschaft dem neuen Herrn mit unterdrücktem Seufzen gehuldigt haben, weil sie sich vor den Steuern fürchteten, und wie sie dann unter dem roten Adler so gut aufgehoben gewesen sind. Ich denke, der Kurfürst wird in diesem Sessel ein wenig geruht haben an jenem Abschlußtage, so schön bequem ausgestreckt, wie ich es mir jetzt gönne. Er hatte wenige solche Stunden! Aber was für ein Text steht denn da in der Inschrift verzeichnet, meine sehr verehrte, neuentdeckte Base?" Er beugte sich vor und las: „Rosse und Streitwagen werden wohl bereitet, aber den Sieg verleiht der Herr!" Sie blickten sich an, als der Hauptmann versonnen fortfuhr: „Das ist ein tiefes Wort, und es gilt für jeden Kampf. Wie vernichtend klänge es für uns, wenn wir Deutschen den letzten Streit hinter uns hätten ... Aber zurück zu uns, Fräulein Erdmuthe. Wenden wir den Spruch einmal ganz weltlich auf uns selber an, auf unseren Streit. Wir rüsten und bereiten die Worte und fechten aneinander vorbei. Wer siegt? Das entscheidet doch immer die höhere Gewalt! Sie antworten nicht? Dann geben Sie es zu!" Er mühte sich, seine Worte auch so herzlich klingen zu lassen, wie sie gemeint waren, als er fortfuhr: „Ich habe wirklich außer dem Dienst keine Heimat! Sehen Sie, verehrte Base, wenn Sie durch den Wald reiten, dann sagen Sie, diese Buchen hat der Urgroßvater gepflanzt, und die Mutter ließ diese Lindenreihe setzen, und wenn Sie die Familienbilder, die Inschriften und Wappen hier ringsum, und alles, alles in Feld und Flur dazunehmen, dann ist das Ihre Sippengeschichte. Meine ist nicht so weitläufig in ein schönes Waldtal eingeschrieben, sie ist kriegerisch kurz auf dieser Klinge zu lesen, die schon einmal lange im Zeughaus gehangen hat. Dann wurde sie der Familie zurückgegeben. Seit 1866 führen wir sie als Dienstwaffe. Der König befahl es."

„Erzählen Sie die Geschichte meinem Vater", bat Erdmuthe, „er hat Freude an solchen Dingen. Ich sah ihn neulich Ihren Degen betrachten; eigentlich ist er ja ein Schwert. Ich fühlte, wie gern der Vater die Waffe vom Haken genommen und näher besehen hätte."

„Ja", bestätigte der Hauptmann und dachte hoffnungsvoll an die Freundlichkeit, die ihm der alte Gutsherr erwies, „ja, und ich will ihm vieles sagen – nicht nur ihm, Fräulein Erdmuthe! Doch bevor wir unseren Streit ganz ausfechten und ich Ihnen heute oder später gestehe, was ich auf dem Herzen habe, will ich hier auf des Brandenburgers, unseres Kriegsherrn, Sessel bekennen, daß ich ein armer Soldat bin und nicht viel mehr besitze als diese ehrliche Waffe und was so in zwei Junggesellenzimmer hineingeht."

Erdmuthe erschrak. Sie wollte Aufschub und griff unwillkürlich nach dem schönen Degenkorb, dessen bläulicher Stahl dicht neben ihr schimmerte. „Ziehen Sie nur blank", sagte der Hauptmann lächelnd, „Sie werden etwas entdecken." Sie stand auf und zog den Degen aus der Scheide. Die breite, alte Klinge war bedeckt mit Namen und Zahlen. Aber Erdmuthe las sie nicht. „Ich fürchte, bei diesen Namen und Zahlen werde ich schlecht bestehen", sagte sie und wog die Waffe in der Hand. Die Klinge war wuchtig, aber der Degenkorb gab ein gutes Gegengewicht. „Welches ist die älteste Zahl?" fragte sie. „Lützen 1632." – „Also schon wieder Schweden in Sicht", sagte Erdmuthe und versuchte zu

lächeln. „Fehrbellin ist die nächste Gravierung", wandte der Hauptmann ein, „und da wurde die Klinge schon gegen die Nordmänner geführt." – „Spitzfindigkeiten!" wehrte Erdmuthe ab. „Mit Lützen begann es, und damals ist der Ahn' hinter Gustav Adolf geritten. So berufe ich mich auf die gute Klinge", fuhr sie fort, „wenn ich Sie bitte, mich wegen der Schwedenfahrt nicht wieder zu kränken. Schließlich wiegt ein Degen im Schwedendienst schwerer als ein Geigenbogen." Sie griff nach der Schwertscheide und stieß die Waffe klirrend hinein. „Eben sah ich noch: 1812. Das gibt Geschichten am Kamin, Geschichten für den Vater und für mich. Kommen Sie jetzt!" Sie kletterten die Stiege hinab, sorgfältig schloß der Hauptmann die kleine Tür. Dann trat er zu dem Taufstein hin, legte die Hand in das getriebene Silberbecken und sah Erdmuthe an. Das Mädchen lächelte: „Ja, auch ich bin aus diesem Becken getauft, wie wir alle. Und dort ist die Schlafkammer für meine Leute. Soweit sie nicht in fremder Erde liegen." Sie deutete auf die Falltür im Fußboden, welche die Gruft abschloß. „Verehrte Base", sagte der Hauptmann, „jetzt wünsche auch ich, daß hier wieder eine schöne Orgel klingt. Ich gebe mich geschlagen. Hoffen wir, daß die beiden Männer glückliche Fahrt haben, ehrenvolle Aufnahme und redliche Beute." Erdmuthe gab ihm versöhnt die Hand und wollte recht herzlich an ihre Schwedenfahrer dabei denken, aber der Blick drang nicht durch den Ostseenebel, oder war es der Hauptmann, der ihr die Sicht wieder versperrte. Verwirrt wandte sie sich dem Ausgang zu. Der Soldat aber dachte, als er den mächtigen Schlüssel herumdrehte, an den Spruch: Das Kriegsglück ist veränderlich! Mochte der Mann mit der Geige seine Siege im Norden feiern. Er dachte sehr klar, der Hauptmann, mit der Schärfe und Nüchternheit der Märker, die in jeden Winkel hineinleuchtet. Nein, im Bannfrieden dieses Tales sollte sich kein unglücklicher Roman abspielen, keine unklare romantische Geschichte die schöne Wappenreihe verwirren. Fühlte Erdmuthe, was in dem Manne vorging? Sie sah starr geradeaus und eilte auf die Pferde zu, die im Pfarrgarten auf und ab geführt wurden. So bemerkte sie nicht, daß der Hauptmann am Pfarrhaus eine Ordonnanz herbeiwinkte, sich den Meldeblock geben ließ und einige Zeilen schrieb. Er drahtete nach seiner Flöte und nach Noten, denn er wollte nicht länger als Musikfeind gelten. Ein Soldat darf nichts versäumen, was ihn dem Siege näherbringen kann.

*

Die schwedische Wallfahrt hatte den Geiger und den Organisten, sobald sie nur Schonen hinter sich hatten, in den tiefen Winter geführt. Dunkelheit und Kälte, Schnee und Wind waren der Hintergrund für die helle, fröhliche Gastlichkeit der schwedischen Vettern. Die Gesandten der deutschen Musik fanden sich überall wohl aufgenommen und versorgt. Ging es dann in den kleinen Städten durch den dunklen Abend zwischen Schneehaufen über weite, windüberbrauste Plätze hinweg in die Kirche, dann genossen die beiden als echte Musiker das Geheimnis des fremden Raumes, der sich ihnen erschloß. Sie pflegten schon lange vor Beginn des Konzertes die Klangwirkung auszuproben, Freygang mit kühnen, langausgehaltenen Tönen und frischen Kadenzen, indessen Barthel vorsichtig die Register

versuchte und ab und zu vollere Klänge ertönen ließ. Oft war der Kirchenorganist zugegen, half registrieren, warnte auch zuweilen angstvoll, der Schwächen des Orgelwerkes kundig. Barthel Stoy liebte die Orgeln wie der heilige Franz die Tiere und Blumen und wußte schon nach einer Stunde, was er dem Instrument zumuten dürfe, was ihm das vielstimmige Werk an Klangfülle schenken könne, und es gab kaum eine Orgelbank, auf welcher er nicht einen Bewunderer und Freund hinterlassen hätte. Freygang hatte es schwerer, ihn umsorgten die Geistlichen, fragten ihn nach den Luther-Stätten, nach Breitenfeld und Leipzig, Lützen und Nürnberg, und der Geiger erzählte immer wieder von der weiten, baumlosen Ebene in der Mitte seines Vaterlandes, wo sich seit Urzeiten die feindlichen Heere trafen und um die Entscheidung rangen, von dem grauen Nebel, der im nassen, oft noch lauen November über diesem blutgetränkten Blachfelde liegt. Eine fruchtbare Ebene, eine Kornkammer Deutschlands, in der sich die stattlichen Dörfer drängen. 1813 marschierten hier zuletzt schwedische Regimenter unter Bernadotte, dem Stammvater des erlauchten Königshauses, und der Wanderer trifft heute ab und zu auf ein schlichtes Denkmal, das mit einfachen Worten von großen Taten kündet. So lag auch zweihundert Jahre lang vor Lützen der heilige Stein mit den Zeichen G. A. 1632, ein unbehauener Findlingsblock, aber nun ist die schöne Kapelle entstanden, ein Hain ist gewachsen und verehrungsvoll ein eherner Baldachin über dem Gustav-Adolf-Stein gewölbt. So erzählte er unermüdlich dem Ortsgeistlichen, den Mittelgang in der Kirche entlang schreitend, die braune Geige in der Hand, damit sich das Instrument an den fremden Raum gewöhne, und mit der Spitze des Geigenbogens deutete er nach Süden und schilderte noch einmal das Schlachtfeld von Lützen. Der spitze Kirchturm erstand aus dem dichten Morgennebel, gedämpfte Trompetensignale erklangen und der schwedische Feldchoral. Gern versprach er, das alles heute nacht im Gemeindehaus zu wiederholen und auch tüchtige alte Weisen aus jener Zeit vorzugeigen. Damit war er endlich soweit, noch zur Probe spielen zu können, strich gewaltig die Saiten, ließ an dem gebannt lauschenden Pfarrherrn vorbei die Weise erklingen „Verzage nicht, du Häuflein klein" und alle Luther-Lieder und blitzte über den braunen Leib der Geige den nordischen Vetter musikverloren an, der mit gefalteten Händen dabeistand.

Dann kam die geheimnisvoll spannende Stunde, wenn sich die Kirche füllte. Im Herrschaftsstuhl kramten die Mägde mit Decken und Wärmflaschen, vermummte Bäuerinnen gingen feierlich durch das Schiff auf die altgewohnten Plätze, auch die Emporen füllten sich, bepelzte Männer mit schmalen, ernsten Gesichtern standen eine Minute im stummen Gebet, bevor sie die langen Mäntel dicht umschlugen und sich niederließen. Immer neu ward den beiden Aposteln der deutschen Musik das Herz schwer bei dem Gedanken, wieviel von ihnen erwartet wurde: eine feierliche Gabe, aus Geigen- und Orgelklängen gewebt, ein festlicher Kranz in dieser Gnadenzeit der Winterruhe und Weihnachtserwartung, eine Verkündung aus dem deutschen Land, das den Nordländern schon den Süden bedeutete. All diese Erwartung und Feierlichkeit ehrte und bedrängte die beiden Deutschen. Dann stand der Ortspfarrer vor dem Altar und erzählte von dem

uralten Berg- und Walddorfe unten in Deutschland und seiner Kirche und von dem jungen Kantor des Dorfes, der mit seinem Freunde ausgezogen sei, um sich ehrlich eine neue Orgel zu verdienen, die in der großen Nachkriegsnot des Landes nicht anders zu erlangen sei. Der deutsche Gast, der die Geige spiele, sei nicht weit von dem heiligen Felde geboren, auf dem Schwedens größter König fiel und verblutete, oft schon habe er am Schwedenstein gestanden und als Knabe mitgesungen, als der jetzige König dort weilte. Nach dem Konzert wolle der Herr im Pfarrhaus noch mehr berichten, im Gemeindesaal, von dem Hause und der Stadt, wo Luther geboren wurde. Es solle nur kommen, wer wolle, er werde alles getreulich dolmetschen.

Die beiden Deutschen lauschten, obschon sie die helle schwedische Sprache nicht verstanden, und Freygang schlug von Zeit zu Zeit leise die Quinten an, um die Stimmung der Saiten zu prüfen. Für Barthel Stoy war diese Stunde vor dem Spiel ein wahres Labsal; er genoß die Fremde, die Verantwortung, das Warten. Niemand fragte nach ihm, dem namenlosen Begleiter des Geigers, und er betrachtete alles begierig, die fremde Tracht, die Totenbretter an den Wänden, die Kriegstrophäen in der Altarnische und die Grabmäler der Grundherren, über denen wohl ein alter Degen oder der Stulphandschuh eines Kriegers hing. Auf den langen Bahnfahrten hatte ihm Freygang erzählt, was er von schwedischer Geschichte wußte, von dem zwölften Karl, von dem Kriegszug bis tief nach Sachsen hinein, dann nach Rußland, von dem Schicksal der Karoliner und des Königs tollen Ritten, auch daß Schweden einmal hell über Europa geleuchtet hatte, wie der Nordstern, freilich nur kurze Zeit.

Das alles und das Erlebnis des weiten, schneebedeckten Landes webte Barthel Stoy zu seinem wunderlichen Vorspiel geheimnisvoll zusammen, bis er wohl im Angesicht des heimischen Organisten, der neben ihm stand und die Register zog, ängstliches Staunen über die fremden Klänge empfand und zu der gewohnten Feierlichkeit der alten Choräle überleitete. Dann glänzte es auf in den Augen des nordischen Musikbruders, schneller flogen die Register hinein und heraus, und eine festliche Vertrautheit zog durch den lichterglänzenden Raum, die Vertrautheit zweier Völker, des kleinen, ehrenfesten im Norden und des lebens- und leidensvoll bewegten im Süden, jenseits der See. Dann war es die rechte Zeit, daß die Orgel schwieg, Hans Freygang auf das kleine Podium der Sängerkanzel stieg und begann Bach zu spielen, jenen feierlichen Gesang des Glaubens, den die Geige ganz einsam singt zwischen Himmel und Erde. Barthel Stoy hörte auf seiner Orgelbank mit einer Andacht zu, als lausche er dieser unsterblichen Anrede an Gott den Herrn zum erstenmal und nickte dem Freunde zufrieden zu. –

Ein andermal gelangten sie auf der vorgeschriebenen Vetternstraße in ein reiches Stadthaus, waren von alter Dienerschaft umhegt und standen am Abend vor einer glänzenden Gesellschaft im hellen Musiksaal. Viel zu hell war es Hans Freygang, der voll Schrecken an seine Kleidung dachte. Dem Freunde Barthel war das gleichgültig. Er verfügte über eine sehr geschmeidige, altväterische Höflichkeit mit einigen Dutzend Ergebenheitsformeln, die er gedankenlos und verschwenderisch anwendete. Im ersten freien Augenblick stürzte er zum Flügel, schlug

leise den Diskant und kurz polternd die Bässe an, klappte den Deckel hoch, starrte in die Klaviatur, untersuchte die Pedale und tat ganz, als ob er allein wäre. Er war auch wirklich ganz für sich und allein bei solcher ersten Zwiesprache mit einem Instrument edler Herkunft und interessanten Baues, durchprobte und durchtastete es bis in seine letzten Geheimnisse. Dann saß er vor den Tasten, spielte ohne anzuschlagen, genoß hin und wieder einen Ton und Akkord und lachte alle Vorüberkommenden breit und selig an. Er hatte es leicht durch seine sprichwörtliche Ähnlichkeit mit Franz Schubert. Man fand es ganz im Zuge der natürlichen Weltordnung liegend, daß dieser Mann sich hinter den Flügel verschanzte und dort thronen blieb. Seltsam erschien der Geiger, dem man ein wenig auf den Zahn fühlte. Doch da tat das Notizbuch Wunder, das ihm Erdmuthe, beraten von der Gräfin Bottenhausen, dieser großen Kennerin der Länder und ihrer Herren, mit Namen, Anschriften und Stammbaumnotizen dicht gefüllt hatte. Überall fand sich eine Beziehung, eine Studienfreundschaft, eine Bäderbekanntschaft oder Vetternschaft. Von Lützen brauchte er nicht zu sprechen und von Wittenberg, alle Gäste waren weit gereist; zwischen Stockholm und Palermo, Madrid und Budapest gab es keine Gemäldegalerie und Berühmtheit, die man nicht kannte und höflich oder begeistert — Freygang konnte es schwer unterscheiden — zu preisen wußte. Es war nicht leicht, inmitten des Glanzes der Leuchter und Spiegel, der festlich reich gekleideten Frauen standzuhalten mit hundertfältiger Antwort und den schuldigen Dank mit Würde zu sagen. Die Erkenntnis erschütterte ihn, wie fremd den anderen die Not im deutschen Vaterlande war, wie unausdenkbar all diesen liebenswürdigen und freundlichen Herrschaften unser Blutverlust geblieben war und bleiben mußte, und er sehnte sich nach den Kleinstadt- und Bauernkirchen, in denen sie hatten spielen dürfen. Es gab freundlich gemeinte Fragen, über denen er blaß wurde vor Erschütterung. Gerade wurde das Zeichen zum Beginn des Konzertes gegeben. Wie dankte er Barthel Stoy im Herzen, der mitfühlend und nie versagend begriff, daß Freygang jetzt nicht zu spielen vermochte. Ohne sich lange zu besinnen, sagte der Organist: „Apassionata von Beethoven", und setzte hinzu: „Als Dank für Frau Elsa Brandström". Es war eine Huldigung an die gütigste Frau und an ihr Land, und Barthel Stoy bewirkte mit diesem kurzen Spruch, daß aus der Gesellschaft viel beschäftigter und interessierter Menschen eine Gemeinde wurde. Er spielte die Sonate zugleich als Trost und Ermutigung für den Freund. Dem ging es seltsam. Er gewann die Fassung und Sammlung wieder, in dem er nach einem Wort suchte, an das er sich halten könne, ein Siegel für dieses Bekenntniswerk und Barthels herrliches Spiel. Aus einer heiligen Wechselrede fiel ihm die Antwort ein, die er leise vor sich hinsprach: „Recht und würdig ist es!"

Als der Spieler geendet hatte — die Gesellschaft saß still nachlauschend — sagte Barthel Stoy zu dem Geiger: „Und jetzt nur noch zwei große Konzerte und keine Bekenntnisse mehr!" Sie legten eine kühne Reger-Sonate auf, und ehe sie begannen, zog Stoy den Freund noch einmal an sich heran: „Hans", sagte er glücklich, „fühlst du es, wie reich wir sind, wir armen Schlucker? So reich!"

(Fortsetzung folgt)

Randbemerkungen

Wer viel mit der Bahn fährt, wundert sich manchmal selber, wie wenig Bemerkenswertes dabei geschieht. Neulich jedoch ereignete sich in einem Speisewagen ein Zwischenspiel, das mit einem Ruck Geschwätz und Tellerklappern zum Verstummen brachte. Außer den herkömmlichen Passagieren — jenem Rechtsanwalte, der in dem dicken Aktenbündel wühlt, dem Reisenden, der in seinem Hefte mit doppeltem Durchschlag die eingeheimsten Aufträge kummervoll überprüft, und jenem Manne, der sich so fürchterlich langweilt, daß er in äußerster Verzweiflung sogar die Mitropa-Zeitungen liest — also außer dem sozusagen genormten Reisepublikum befanden sich ein paar elegante Leute im Wagen, die von der Sportveranstaltung eines mondänen Kurortes kamen. Nach ihrer an- und aufgeregten Unterhaltung, die sich von Tisch zu Tisch spann, schienen übrigens die Resultate jenes Sportereignisses nicht ganz ihren Wetten und Erwartungen entsprochen zu haben. Da trippelten mit kleinen schüchternen Schrittchen Philemon und Baucis in den Wagen. Zwei reizende liebe Alte; in Schwarz gekleidet und einander so ähnlich, wie man es nach 40- oder 50-jähriger Ehe angeblich, aber hoffentlich nicht, werden soll. Es dauerte geraume Zeit, ehe die bescheidenen Leutchen unter dem heiter-wohlwollenden Beistand der Mitreisenden ihre Tischplätze gefunden hatten. Als der Kellner mit Schwung die Suppe servierte, da geschah es. Unangefochten von dem lärmenden und fremden Treiben falteten sie die Hände und sprachen mit halblauter Stimme ein Tisch- und Dankgebet. Uns allen glitt die vorgebundene Maske der weltmännischen Überlegenheit vom Gesicht. Wir schämten uns ein wenig und blickten betreten zur Seite. Und eine Minute lang herrschte im Speisewagen des FD-Zuges Schweigen und Stille.

★

In der Zeitung steht, das „Residenztheater" in der Blumenstraße soll abgebrochen werden. Woraus man messerscharf schließen darf, daß es als Bau überhaupt noch bestand. Seit Jahren erinnerte man sich seiner kaum, und man vermißte es nicht. Die Zeitungsnachricht wirbelt nun doch allerlei heitere Erinnerungen empor. Sollte am Tage des Jüngsten Gerichtes der Erzengel die Frage stellen, in welchem Raume auf Erden man am fröhlichsten gelacht habe — was, wie ich zugebe, für einen Erzengel und in solcher Situation freilich eine sonderbare, eine ganz merkwürdige Frage sein würde — dann müßte man sich nach einigem Schwanken zu Richard Alexander und seinem Residenztheater bekennen. Wie hübsch und anheimelnd war der kleine Theaterraum, der in seiner Stimmung und verschossenen Plüschpracht an Menzels „Théatre Gymnase" erinnerte! Hier war es übrigens, wo ziemlich unprogrammgemäß Halbes „Jugend" aus der Taufe gehoben wurde. Wir wollen nun gar nicht erst versuchen, Richard Alexander jenen Lesern, die ihn nicht mehr gekannt haben, mit ein paar Worten nahezubringen und die Feinheiten dieses pariserisch anmutenden Humoristen zu beschreiben, der gebürtiger Berliner war und eigentlich Krähahn (oder so ähnlich) hieß. Dieser diskrete Schwankkomiker mit dem quieksenden Lachen, der sich so unnachahmlich mit der Hand über den Mund fuhr, wenn in der vertracktesten Situation — „Himmel, meine Frau!" — die Sache kompliziert wurde. Wir wollen auch kein Aufhebens davon machen, daß zum Beispiel eines Abends der Chirurg Ernst v. Bergmann im Zwischenakte eines gewagten Schwankes hinter der Bühne erschien, um sich bei Alexander zu bedanken, weil er ihm nach einem besonders schweren Tage Laune und Humor wiedergegeben habe. Aber daß es nicht leicht ist, den Wesenskern solcher Künstler von Art und Rang Richard Alexanders herauszuschälen, erweist der Name jenes treuen Freundes, der vierzig Jahre lang diesem humorvollen und graziösen „Bonvivant" herzlichst zugetan gewesen ist, und dem zuliebe der Schauspieler am Ende seiner Bühnenlaufbahn nach München übersiedelte. Dieser unwandelbar treue Kamerad und Freund hieß — wer's

errät, bekommt einen Taler! – Ludwig Ganghofer. Auf die Gefahr hin, nicht ernst und für voll genommen zu werden, bekenne ich, daß unter allen wesentlichen Schauspielererlebnissen aus jungen Jahren neben Alexander und dem älteren Coquelin ganz hoch oben der nicht nur lange, sondern auch große Josef Giampietro des alten Metropoltheaters steht. Auch mir ist bekannt, was gegen Residenz- und Metropoltheater, diese ehemaligen Lieblingsbühnen der Konfektionäre jeglichen Berufs, einzuwenden war. „Wir tanzen auf einem Pulverfaß, gerade das, gerade das macht Spaß." So lautete der ebenso dumme wie gedankenlos zynische Text eines Metropoltheaterwalzers. Das also sang und tanzte man damals. Sonach stand das Manometer auf Hundert, die Zeit war faul und dekadent, und es gab nur eine Lösung und Erlösung, den Krieg. Mit Verlaub, dem war nicht so. Zunächst einmal sind Kriege keine Dekadenzerscheinungen. Der Aufbruch der Nation im Jahre 1914 hat es bewiesen. Die Jahre vor dem Kriege, deren Kulturgeschichte einmal geschrieben werden muß, waren rüde, kernig und urgesund und hatten sogar in ihren ausgelassensten Vergnügungen – Namen wie Alexander und Giampietro bezeugen es – so etwas wie Haltung und Stil. Wahrscheinlich sind dergleichen Rückerinnerungen sentimental verklärt. Mir fällt da der nette Dialog eines französischen Lustspieles ein, das die „Fahrt ins Blaue" hieß. Dort wird in hochvornehmer Gesellschaft über die Größe und Bedeutung der Herrscher und Könige Frankreichs gesprochen. Da sagt jene alte Gräfin, die lediglich dazu da ist, um Kommentare zu den Geschehnissen abzugeben und ungefähr die Rolle des Chors in der antiken Tragödie spielt: „Der größte König, der bedeutendste Herrscher Frankreichs ist Louis-Philippe gewesen." Gemurmel. Allgemeines Entsetzen. Ironische Zustimmung. Sachliche Proteste. Die alte Dame aber verharrt bei ihrer Meinung. „Für mich ist der Bürgerkönig der größte Herrscher Frankreichs. Denn unter seiner Regierung bin ich jung gewesen."

*

Beim vergeblichen Kramen und Stöbern fand sich nicht das gewünschte Buch. Statt dessen ein vergilbtes Zeitungsblatt, das auf den Tag zehn Jahre alt ist. „Sterne auf Erden. Augenblicksbilder aus dem Alltag der Filmstadt Hollywood" lautet die Überschrift des Artikels von Henry Hellssen. Wer Henry Hellssen ist? Ich habe keine Ahnung. Man setzt sich also hin, blickt bei der Lektüre sich gleichsam selber neugierig über die Schulter und liest die angestrichene Stelle:

„... Von einem andern Stern, der unlängst seine Residenz von Hollywood nach New York verlegte, erzählt man folgendes: Sie stammt aus einem schäbigen Heim in Brooklyn, und eines Abends vor zehn Jahren sagte ihr Vater: ‚Ich gehe einen Augenblick 'rüber in den Saloon und trinke ein Glas Bier!' Er nahm seinen Hut, ging aus der Tür. Und kam niemals wieder. Das junge Mädchen wuchs vaterlos auf und schuf sich einen glänzenden Namen. Unlängst fuhr sie in ihrem Rolls Royce mit ihrer Mutter durch den Central Park. Auf einer Bank saß ein Menschenwrack. Die Mutter bemerkte es im Vorbeifahren und gab der Tochter einen Stoß. ‚Du, da sitzt er ...' Der in Gefühlsausbrüchen geübte Stern war keinen Augenblick im Zweifel, was zu tun sei. Das war ja die große Szene, die sie so oft vor der Kamera gespielt und womit sie Millionen zu Tränen gerührt hatte. Sie gab dem Chauffeur ein Zeichen, stieg aus dem Wagen, ging auf den Vater zu, umarmte ihn und gab ihm einen Kuß. Er war nicht im geringsten erstaunt. Eher etwas peinlich berührt. Sanft wand er sich aus den Armen der Tochter. Vielleicht war er zu schamhaft, vielleicht auch nur stumpf, jedenfalls interessierte sie ihn nicht. Dagegen wandte er sich an die Frau und betrachtete sie lange:

‚Du bist dick geworden!' sagte er.

Worauf er sich ruhig hinsetzte und ins Leere starrte, als ob ihn der Auftritt gar nichts anginge. Und so blieb er sitzen. Mutter und Tochter fuhren in ihrem Rolls Royce wieder weiter durch den Park. Der Mann auf der Bank sah unendlich zufrieden aus."

Jetzt weiß ich, weshalb das Zeitungsblatt damals aufbewahrt wurde. Vorausgesetzt, daß dieser knappe Bericht kein einmaliger Zufallstreffer des offenbar dänischen Zei-

tungsmannes ist, gehört dieser Hellssen zu jenen Künstlern, die mit ihrem Talent in verschwenderischer Sorglosigkeit umgehen. „Ich male aus Faulheit", pflegte ein berühmter Reklamekünstler zu sagen, der seine wirkungsvollen Plakate auf die denkbar einfachste Formel brachte, indem er sich mit zwei, drei auffallenden Farbflecken und ein paar dicken Linien begnügte. Der Einwand, ein Gemälde sei im Format zu anspruchsvoll, da der malerische Einfall gerade für ein Aquarell ausreichen würde, oder ein breitgewalztes abendfüllendes Stück ergäbe bestenfalls einen netten Einakter, dieser Einwand ist häufig. Selten stellt man aber, wie in diesem Falle, mit Bedauern fest, daß eine Sache in zwanzig Zeilen erledigt ist, die Stoff für eine Novelle, für einen Roman hergeben würde. Unter den Künstlern von Rang sind diese „faulen" eine bemerkenswerte, sehr sympathische Klasse. Plietzsch.

Literarische Rundschau

Leben im Spiegel der Dichtung

Der Roman von Oscar Walter Cisek, „Der Strom ohne Ende" (Berlin, S. Fischer. RM 8,50), gehört unstreitig zu den bedeutendsten Romanen der ganzen letzten Zeit. Cisek hat wie wenige Erzähler den langen Atem des geborenen Romanciers; er versteht in klarer Gliederung eine Fülle von Gestalten hinzustellen, sie aus ihren eigenen Gesetzen leben und diese wie das Gesetz der Landschaft, aus der sie wachsen, durchsichtig werden zu lassen. Sein neuer großer Roman spielt in Valcov, einer Fischersiedlung an dem Mündungsarm der Donau, der Bessarabiens Grenze bespült. Von den Menschen, die in dem Schwemmland zwischen Schwarzem Meer, der Dobrudscha und Bessarabien siedeln, wußte die erzählende Kunst bisher nichts, und nichts von den Formen, in denen ihr Leben, Denken und Fühlen sich abspielen. Von jetzt an werden diese Fischer und ihre Frauen, ihr gefahrvolles Jagen auf die Störe, ihr Lieben, ihr Glück und ihre Not Bestandteil der Weltliteratur sein. Denn der breitschultrige Roman von 593 Seiten schlägt den Leser mit einer fast magischen Kraft in Bann, so daß er ihn zu Ende lesen muß und diese Störjäger nachher als Begleiter behält. Cisek kennt die Landschaft zu allen Jahreszeiten, kennt die Menschen, die ihr verpflichtet und verhaftet dort leben, bis in die letzte Einzelheit ihres äußeren und inneren Daseins. Mit eindringlicher Kraft gibt er jedem sein Gesicht, stellt die Lebensluft dieser eigenartig dumpfen Atmosphäre in den Trägern der primitiven Unerlöstheit und des rein animalischen Lebens ebenso sicher hin wie diejenigen unter ihnen, die durch Weisheit des Alters wie durch Gradheit und Richtigkeit des Herzens zum wahren Leben durchstießen. Um drei Fischerburschen bewegt sich die eigentliche Handlung: zwei Brüder und ihr Freund, und der unendlich vielfältig bunte Reigen der anderen Gestalten hängt so oder so von diesen dreien ab. Die Erzählung, die in breitem und ebenem Flusse, ähnlich dem Gleiten des mächtigen Stroms, beginnt, in die sich bald Unheimliches mischt durch das Gebundensein des einen Bruders an dunkle Triebe, gewinnt eine steile dramatische Steigerung in dem ausbrechenden Kampf auf Leben und Tod zwischen eben diesem Bruder und dem Freunde, dem Geliebten seiner Schwester, der mit dem Tode des unheimlich Fremden endet, um dann wieder in das ruhige Dasein und Werken der lebenssicheren Menschen auszumünden, die richtig und gut sind wie die vierbeinigen Geschöpfe Gottes.

In ganz anderer Landschaft, aber in der gewissen Dumpfheit der Existenz verwandt spielt Friedrich Grieses Erzählung „Die Tochter des Torfmachers" (München, Langen/Müller. 102 Seiten).

Auch hier beweist Griese seine so oft bewährte Kraft, Sinn und Seele einfacher bäuerlicher Menschen zu deuten, dabei sehr dichterisch den Rest an Ungeklärtem als Schicksal unangetastet zu lassen. In einem mecklenburgisch-pommerschen Gebiet leben in Kargheit, aber ergeben ihrem Schicksal ohne Widerstreben und trotz aller Dürftigkeit das eigene Dasein als die Lebensform schlechthin ansetzend, schweigsam und verschlossen, oft Werkzeuge geheimer Landschaftskräfte diese Menschen. Zwar ist gelegentlich ein Mädchen ihrer Sippe aus der Reihe getanzt, sie wurde ohne Groll und Aufsehen aus der Tatsächlichkeit gelöscht, wenn auch ihr Schicksal als Lebenserfahrung in das Bewußtsein aufgenommen wurde. Griese erzählt das Erleben der Tochter eines Torfmachers, die in Instinktsicherheit im Hause ihres Vaters, tüchtig in der Arbeit, fröhlich im Wesen und doch wie unter einem geheimen Gesetz in Erwartung stehend, aufwächst, bis einer der drei Gutsbesitzersbrüder, die die ungekrönten Könige dieser Landschaft sind, sie sich zur Frau holt. Zu einer unerfüllten, weil unerfüllbaren Ehe. Der Ruf des Schicksals ergeht an die junge Frau, und die Stimme ihres Blutes antwortet: sie geht mit dem ihr bestimmten Knecht davon, um nicht in der Ferne, sondern in der Heimatlandschaft, nur etwas entfernt von den anderen, ein neues Leben aufzubauen. Und dieses Leben ist so richtig und tüchtig, daß die Sippe es gutheißt.

Ebenso stark wie Griese ist auch Walter Vollmer seiner Heimatlandschaft verbunden. Seinem hier gewürdigten, lebensechten Roman „Die Schenke zur ewigen Liebe" hat er jetzt eine Erzählung folgen lassen „Vor Tagesanbruch" (Berlin, Propyläen-Verlag. RM 2,40). Auch sie spielt wieder in Westfalen an den Ufern der Lippe. Und echte und rechte Westfalen mit allen guten und weniger guten Möglichkeiten dieses deutschen Stammes treten als Handlungsträger auf. Ein im Weltkrieg vermißter Soldat, echt und kantig wie ein echter Westfale, der das Rechte tut, ohne viel davon zu reden, kehrt heim und stellt sich aufrecht und mutig dem Schicksal, das ihn wie andere Heimkehrer in dem Deutschland der damaligen Revolution erwartete. Er stellt sich mit harter Entschlossenheit gegen einen anderen Westfalen, der ein Nachfahr der Wiedertäufersippe ist, und gewinnt ihm die in Verstrickung geratene Frau wieder ab, muß sie dann aber an den Tod hergeben, den die Frau, um den geliebten Mann zu retten, auf sich zieht. Auch hier ist Magie der Landschaft, und auch hier ist Schicksal über den Menschen, das bejaht und bestanden wird.

Georg von der Vring ist den Weg, den er mit seinem „Schwarzen Jäger Johanna" beschritt, mit seinem neuen Roman weitergegangen: „Der Büchsenspanner des Herzogs" (Oldenburg, G. Stalling. RM 5,50). Auch dieser Roman spielt in der Franzosenzeit und führt uns an die Niederweser ins friesische Land. Zu seinen unter napoleonischer Knechtschaft stehenden Landeskindern schickt der in der Verbannung in Rußland lebende Herzog von Oldenburg seinen getreuen Rittmeister Otto von Toell, der in der Verkleidung als Schmuggler die Stimmung im Lande erkunden soll. Bekanntlich blühte der Schmuggel als durchaus anständiges Gewerbe während der Kontinentalsperre an den deutschen Küsten, und so gelang es Toell ohne Schwierigkeiten, ins oldenburgische Land zu kommen. Hier gerät er, ratend und handelnd, in die verzweifelten Versuche der Landesbewohner hinein, sozusagen privat das französische Joch abzuschütteln. Nach vielen Irrungen und Wirrungen, in die eine bunte Fülle prächtiger Gestalten von echtem Friesenschlage verstrickt ist, unter denen aber auch die jämmerlichen Verräter und Franzosenknechte nicht fehlen, endet alles glücklich, obgleich nach anfänglichem Erfolge das Land von den Franzosen wiederum besetzt wird. Sehr fein und von symbolischer Bedeutung ist die Beziehung des oldenburgischen Rittmeisters zu dem französischen Obersten, weil hier etwas in eine frühere Geschichtsperiode hineinversetzt wird, dessen wir uns stärker erst seit dem Weltkriege bewußt wurden: eine ritterliche Kameradschaft zwischen wirklichen Soldaten über die gegeneinander gekehrten Waffen hinweg. In dem Bestreben, eine neue Art guter vaterländischer Unterhaltungslektüre zu schaffen, die am Einzelfall, spannend erzählt, allgemeindeutsches Schicksal deutlich

macht — ein durchaus begrüßenswerter Versuch, wenn die richtigen Hände es angreifen — findet Vring Nachfolger. Auch in Maximilian Lahrs Roman „Ein Reitermarsch" (ebenda. RM 4,80) wird deutsches Schicksal abgehandelt. Dieser Roman spielt im Dreißigjährigen Kriege, und es stehen wie zu den napoleonischen Zeiten Deutsche gegen Deutsche. So zieht auch der pommersche Obrist Hans Jochen von Purnitz unter Schwedenfahnen gegen des Kaisers Truppen und die süddeutschen Brüder. In das wilde und harte Geschehen flicht eine feine und zarte Liebesgeschichte Blüten, und zwischen den „Feinden" gleichen Blutes knüpft sich durch die Ehe des Obristen mit einer fränkischen Adelstochter ein sinnvolles Band. Prachtvoll ist der Geist der finnländischen Reiter, zu denen der Pommer sich schlug, wiedergegeben, und ohne Verzärtelung oder Vergröberung entsteht ein packendes Bild echt soldatischen Reitergeistes. Solche Bücher aus dichterischer Hand können für die Geschichte unseres Volkes eine dauerhaftere Legende schaffen, als frühere Versuche es vermochten.

In einem anderen Sinne und mit anderen Mitteln, aber auf das gleiche Ziel gerichtet läßt sich Werner Beumelburgs neue Novelle „Die Hengstwiese" einordnen (ebenda. RM 2,80). Sie spielt zur Zeit Friedrichs II., des Staufers, und hier steht wiederum Deutscher gegen Deutschen. In die Händel der um die Gunst des Kaisers buhlenden Fürsten und Großen setzt Beumelburg in einer Vision von gesteigerter Kraft eine höhere Gewalt, verkörpert in einem edlen arabischen Schimmelhengst, die mit eigenem letzten Einsatz den Guten hilft und den Bösen richtet.

Gesunde und gute Kost, seelisches Hausbrot geben die Romane von Lilly Gräfin zu Rantzau, „Kamerad Frau" (Berlin, Ullstein. RM 4,—), Heinrich Federer, „Regina Lob" (Berlin, G. Grothe. RM 3,50), Meinrad Lienert, „Der doppelte Matthias und seine Töchter" (ebenda. RM 3,50), Heinrich Zerkaulen, „Der Strom der Väter" (Leipzig, Quelle & Meyer. RM 3,80). Von ihnen besteht der Roman der Gräfin Rantzau erstmalig die Probe der Leser, während die anderen schon ihren Weg gemacht haben. Lilly Gräfin Rantzau gibt in der Form eines Tagebuchs die ins Romanhafte gesteigerten Erinnerungen und Erlebnisse eines jungen Mädchens, das aus der künstlerischen Atmosphäre eines wundervollen Elternhauses im Kriege in den Dienst des Roten Kreuzes tritt, eine verfehlte Ehe schließt, aus der heraus sie sich zu dem ihr bestimmten Manne zu retten versucht, von dem sie aber dann eine ihr unerklärliche Absage erhält, so daß sie in herber Resignation dem gewählten Schwesternberufe treu bleibt. Endlich klärt sich das Geheimnis nach vielen Jahren: der völlig zum Krüppel geschossene Mann hatte ihr Opfer, das er mit Sicherheit erwarten konnte, nicht annehmen zu können gemeint und sich in letzte Einsamkeit zurückgezogen. Nun wird das Tagebuch das verschlossene Herz öffnen und beide zusammenführen. Hier ist in sehr geschickter Form durch kunstvolle Verflechtung von Lebensschicksalen, die allein schon einen Roman tragen könnten, eine schöne Ehrenrettung der oft verkannten Tätigkeit und Aufopferung der Rote-Kreuz-Schwestern im Kriege geschaffen. Aber dieses Thema, das die Verfasserin sich selber stellte, sprengt nicht den Rahmen des Romans, sondern schwingt nur dank der gestaltenden Kraft der Gräfin Rantzau als Dominante mit. — Heinrich Federers Roman „Regina Lob", der den Untertitel führt „Aus den Papieren eines Arztes", diese Geschichte eines Mädchens voll starker Leidenschaft, die eine Lebensfreundschaft zwischen zwei sehr ungleichartigen Freunden durch ihre Ehe mit dem einen zu zerstören droht und den anderen mit einem leidenschaftlichen Hasse verfolgt, bis endlich nach dem Tode ihres Mannes aus diesem Hasse eine starke und echte Liebe wird, hat dank der überlegenen dichterischen und erzählenden Kraft Heinrich Federers längst seinen Weg gemacht. Er liegt schon im 41.—50. Tausend vor. — Meinrad Lienerts, des anderen Schweizer Dichters, Roman, in jeder Zeile echt, lebensnah und heiter, hat das 8.—13. Tausend erreicht und wird weiter dafür sorgen, daß diese prächtigen Figuren, die ein echter Dichter schuf, ihren festen Platz in der großen Literatur behalten. — Heinrich Zerkaulen hat seinen Roman aus der

rheinischen Heimat „Die Welt im Winkel" völlig umgearbeitet und ihn jetzt unter dem Titel „Der Strom der Väter" erscheinen lassen, als 6.–9. Tausend der Gesamtauflage. Die Lebensschicksale dieser Jungens und Männer aus der großen Stadt am Rhein, mit dem glückhaften und tragischen Auf und Ab ihres Lebens, werden mit Sicherheit neue Freunde gewinnen. – Mit großen und unbekümmerten Strichen hat Hermann Treuner die Handlung des so viel beachteten Films „San Francisco" nacherzählt (Berlin, Aufwärts-Verlag. 252 Seiten), ohne daß die volle Wirkung des Geschehens auf der Leinwand erreicht würde. – Seinem Roman „Der Prinz aus Frankreich", in dem er das Schicksal des unglücklichen Prinzen von Enghien gestaltete, läßt Fritz Helke eine Erzählung von dichterischem Gehalt folgen: „Die Kietzmühle" (Oldenburg, Gerhard Stalling. RM 2,80). Sie spielt in einer kleinen Stadt der Mark um die Jahrhundertwende. Durch ein Feuer in der halbzerstörten Mühle, das die Gemüter der Kleinstädter in all ihren Schattierungen aufs äußerste erregt, werden Schicksale abseitiger Menschen, die das alte unausweichbare Gesetz von Schuld und Sühne erneut bestätigen, in einer Sphäre, die an E. T. A. Hoffmanns Gestalten erinnert, offenbar. Spricht hier neben den Humoren der kleinen Stadt und ihrer Leute das Schicksal sein gewichtiges Wort, so ist die Luft in Otto Erich Kiesels Roman „Acht Tage Hansberg" (Hamburg, Broschek & Co. 236 Seiten) einfacher und durchsichtiger, obgleich auch hier das Schicksal eines Kindes, des unglücklichen Opfers der Trennung seiner Eltern, sich vollendet. Kiesel beweist hier wiederum seine Fähigkeit, die wir aus seinen Eulenspiegelromanen schätzen, in scharfer Profilierung Gestalten hinzustellen, die er mit überlegenem Humor, aber unnachsichtig zeichnet.

E.-T.-A.-Hoffmann-Luft weht auch in den Erzählungen von Tania Blixen „Die Sintflut von Norderney und andere seltsame Geschichten" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 6,50). Die Übersetzung aus dem Englischen stammt von Martin Lang und W. E. Süßkind. Tania Blixen ist eine gebürtige Dänin, aber ganz in die angelsächsische Kulturwelt übergegangen, so daß sie ihre Bücher in englischer Sprache schreibt. Wie in ihrem Leben, ist sie auch in ihrem dichterischen Schaffen von fast tollkühnem Mut, der sie verleitet, keiner Schwierigkeit und keinem noch so unheimlichen Problem aus dem Wege zu gehen, sondern solche Probleme im Gegenteil mit heißem Bemühen zu suchen. Allen diesen Erzählungen – außer der Titelgeschichte „Die Straßen um Pisa"; „Die Träumer"; „Das Nachtmahl von Helsingör"; „Der Dichter" – ist die eigenartige unheimliche Atmosphäre gemeinsam, die das Leben in seiner schicksalhaften Verknüpfung und Erfüllung im Tode zeigt. Die gestaltende Kraft ist so stark, daß man dem Wunderbaren und Unheimlichen sich ohne Widerstreben überläßt.

Um seelische Abgründe kreist auch der neue Roman von D. H. Lawrence „Todgeweihtes Herz" (Wien, Ralph A. Höger. RM 6,–), in dem die Unkraft des Herzens zwei Menschen in schweres Leid bringt, die nach einem kurzen, leidenschaftlichen Glück in den Alltag zurücksinken, weil sie für die Gnade der Leidenschaft nicht stark genug sind. Der Roman zeigt den großen englischen Schriftsteller auf der Höhe seiner psychologischen Darstellungskraft. Die Übersetzung ins Deutsche ist von Herberth E. Herlitschka.

Ein großer Wurf ist der Roman des Isländers Gudmundur Kamban „Ich seh' ein großes, schönes Land" (Leipzig, Insel-Verlag. 455 Seiten, 1 Karte). In einer großartigen Vision ersteht hier das Bild der Isländer, ihrer kühnen Taten und ihrer gewaltigen und wilden Gefühle, die um das Jahr 1000 herum von Island nach Grönland fuhren, das sie besiedelten und von dort in echtem Wikingermut vorstoßend weiter nach Westen Amerika, „Winland", das große, schöne Land entdeckten und es zeitweilig in Besitz hielten im Kampfe gegen die Eingeborenen. Erik der Rote führt trotz eines furchtbaren Seebebens, das viele seiner Schiffe vernichtet, als erster die Isländer nach Grönland, ein anderer Isländer kommt bis Labrador, Eriks Sohn Leif trifft weiter südlich auf das amerikanische Festland und findet Nachfolger, die immer erneut den kühnen

Vorstoß wiederholen. Hier hat ein echter Dichter ohne vorgefaßte und festgelegte Legende ein Schicksalslied der Vorväter seines Volkes geschaffen, das in der Größe des männlichen Mutes und der weiblichen Liebeskraft und Leidenschaft an die altisländischen Sagas anknüpft.

Ein großer Wurf ist auch der Roman von Alfred T. Sheppard „Rom gibt, Rom nimmt" (Hamburg, H. Goverts-Verlag. RM 7,50). Die deutsche Übersetzung aus dem Englischen stammt von Lucy von Wangenheim. In der großartigen Gestalt des Kardinalerzbischofs Ponte-Trentano, dessen glühender Lebensehrgeiz, Papst zu werden, sich tragisch nicht erfüllt, läßt der Dichter die Zeit der beginnenden Renaissance, die schweren Kämpfe des Schismas, das Ringen in und um die Kirche in einem gewaltigen Gemälde von leuchtender Farbkraft und dramatischer Bewegtheit erstehen.

Ein liebenswertes und liebenswürdiges Buch ist das Bändchen von Elizabeth Russel „Alle Hunde meines Lebens" (Berlin, S. Fischer. RM 1,50). Sie zeigt ihre glänzende Erzählkunst und ihren echt englischen Humor in diesem Denkmal für die 14 Hunde, die ihr und denen sie Liebe schenkte, und flicht in diese Erzählung ihre eigenen Schicksale ein. Es ist prachtvoll, und es ist echt englisch, wie sie hier den letzten Grund der Liebe des Menschen zu den Hunden aufdeckt: eine standhafte Liebe und eine Treue zu finden bei der einfachen Kreatur, wie kein Menschenherz bei der Gebrechlichkeit aller menschlichen Einrichtungen sie für ein ganzes Leben mit Sicherheit gewähren kann.

Unter dem Titel „Zwischen Ebbe und Flut" — auf englisch „Within the Tides" — sind in der deutschen Übersetzung von E. McCalman vier Novellen von Joseph Conrad erschienen (Berlin, S. Fischer. 280 Seiten). Conrad will in dem Zustand zwischen Ebbe und Flut die gefährlichen Krisenzustände in dem Dasein jedes Menschen verstanden wissen, in denen er nicht vom Rhythmus des Lebens getragen wird und unerfüllt richtungslos treibt. In diesen Zeiten der Gefährdung macht sich dann das Böse in unheimlicher menschlicher Verkleidung an die Betroffenen heran, das nach Überwindung der krisenhaften Zeit ins wesenlose Nichts verschwindet. Conrad glaubt an diese Mächte der Unterwelt und ihre Kraft zum Eingreifen und versteht es, seinen Glauben mitzuteilen. Hier sind die Träger, mehr leidend als handelnd, vier Männer: ein Offizier, ein Kapitän, ein Pflanzer und ein Kaufmann. Das Buch ist von dämonischer Kraft.

Die Wiederbelebung von Bret Hartes Wildwestromanen wird durch die Neuauflage seines Romans „Die Geschichte einer Mine" fortgesetzt (Berlin, Aufwärts-Verlag. 252 Seiten), der den anderen Neuauflagen: „Gabriel Conroy", „Das Geheimnis der Sierra", „Im Walde von Caquinez" und „Drei Goldgräber" folgt. Die Reihe soll fortgesetzt werden. Hier werden mit unerbittlichen Strichen das Leben und die Menschen gezeichnet, wie sie wirklich waren, als der große Kampf um die Erschließung des amerikanischen Westens tobte. Diese Menschen alle sind aus dem vollen Leben genommen. Mord, Betrug, Lumperei jeder Art, aber auch anständige Kameradschaft, ehrliche und starke Herzenskräfte bilden in ihrem Gegen- und Miteinander ein Gewirr, wie es das Leben nun einmal ist. Die deutsche Übertragung ist von A. Passow. — Von Gaunern handeln auch zumeist die gesammelten Erzählungen von Karel Čapek „Aus einer Tasche in die andere" (Wien, Rolf Passer. 310 Seiten). Die Übertragung aus dem Tschechischen ist von Vincy Schwarz. Das alles wiegt nicht sehr schwer, ist aber amüsant genug, um Kurzweil zu bieten, und geht noch leichter ein durch die amüsanten Zeichnungen von Vlastimil Rada.

Rudolf Pechel.

Die Überwindung des Historismus

Es war ein schönes, vom Sprachbrauch leider nicht beachtetes Übereinkommen in der wissenschaftlichen Terminologie, die Endung „-ismus" zu verwenden, wenn eine Verfahrensweise durch Übersteigerung ihre Kompetenzen überschritt: „Impressionismus" hieß Rechtens eine Kunstform, die aus der impressio eine „Richtung" machte, „Historismus" ist die Erscheinung eines Geschichtsdenkens, das „als Übermaß von

Historie das plastische Leben angegriffen" hat. Als Nietzsche mit diesen Worten gegen sein Jahrhundert anging, wurde die latente „Krise des Historismus" offenbar: ein neues Verhältnis des Menschen zur Geschichte setzte die neue Zeit gegen die Vergangenheit ab; im Namen des Lebens opponierten junge Generationen gegen die Überwertung der Geschichte. Daß ein Verhalten der Vergangenheit gegenüber als „Historismus" gebrandmarkt werden konnte, bedeutete — von Recht und Unrecht des neuen Standpunktes abgesehen — eine Besinnung auf Grenzbegriffe der philosophischen Systematik, so daß ein Geschichtsschreiber des „Historismus" vor keiner geringeren Aufgabe steht als der, zu prüfen, wieweit durch die Positionen der Existenzphilosophie die Geschichtsphilosophie von anderthalb Jahrhunderten als „-ismus", als ungerechtfertigte Anmaßung historischer Methode in geschichtsfremden Bezirken sich erweist.

Friedrich Meinecke gehört so gewiß moderner Denkweise an, wie seine Ideengeschichte des historischen Bewußtseins (Friedrich Meinecke, Die Entstehung des Historismus. Zwei Bände. 655 Seiten. München, R. Oldenbourg. Geb. RM 22,—) mit dem Tatbestande rechnet, daß Geschichte niemals „gegeben", sondern stets sich selbst problematisch sein muß. Er nimmt das Schlagwort Historismus auf, fragt, wie es denn zu der durch Nietzsche evident gewordenen Krise kommen konnte, und antwortet mit dem Bekenntnis zum „Historismus", das will sagen: er leugnet das Recht, der Geschichtsauffassung des ausgehenden 18. Jahrhunderts, der deutschen Romantik, der Philosophie bis zu Hegel und der Forschung im Sinne Rankes das herabsetzende „-ismus" anzuhängen. Er braucht das Wort, das eigentlich eine Minderung meint, um mit ihm Entwicklung und Größe des philosophisch gegründeten Geschichtsdenkens seit Shaftesbury, Möser und Herder ehrend zu bezeichnen. Womit zumindest erwiesen ist, daß die Ansprüche des „Lebens" auf Entthronung der Historie nicht widerspruchslos anerkannt sind und daß sich Geschichtsforscher der Jetztzeit als legitime Erben einer Haltung empfinden, die durch das Wort Historismus negativ gekennzeichnet werden sollte. Es ist gewiß kein enger Gelehrtenstreit, sondern eine zentrale Erörterung des Problems der Überlieferung, wenn Meinecke die Entwicklungslinie bis auf Plato und den Platonismus zurückführt, den Protestantismus als das verinnerlichernde Prinzip bezeichnet, das den neuen Sinn für das Individuelle geschaffen habe, und den Historismus die „höchste bisher erreichte Stufe in der Vermählung von Idee und Realität" nennt. Historismus ist in Meineckes Definition, die er am schönsten und ohne jeden Doktrinarismus in der dem Buche beigegebenen Gedächtnisrede auf Ranke von 1936 ausspricht, nichts anderes als die Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts unter einem besonderen Aspekt, Geschichte „einer der größten geistigen Revolutionen, die das abendländische Denken erlebt hat", nämlich „die Anwendung der in der großen deutschen Bewegung von Leibniz bis zu Goethes Tode gewonnenen neuen Lebensprinzipien auf das geschichtliche Leben".

Meinecke sieht von einer systematischen Darstellung seiner Thesen ab und verdeutlicht die Revolution des Historismus an einigen scharf profilierten Einzeldenkern. Da sein Ausgangspunkt der Gedanke ist, daß Geschichte als echtes Problem erst auftreten konnte, als der starre naturrechtliche Glaube an die Unveränderlichkeit der menschlichen Ideale überwunden war, setzt er bei den Männern ein, die dazu beitrugen, das zeitlich zuletzt in der Aufklärung wirksame Denken zu erschüttern. So gilt der erste Band den „Vorläufern" von Vico, Leibniz, Shaftesbury bis zu Rousseau, Hume und Burke, also den Männern, ohne deren Leistungen die Krönung des Historismus in der deutschen Bewegung nicht zu denken ist. Von ihr spricht der zweite — Möser, Herder und Goethe gewidmete — Band des Werkes. In der beigegebenen Rede auf Ranke wird die Romantik als zweite, die Hochblüte der Geschichtsforschung im vergangenen Jahrhundert als dritte „historische" Generation bezeichnet. Und das methodisch Bedeutsame ist die Nähe Goethes zu Herder, die Meinecke vom Geschichtsdenken der beiden Großen zueinander behauptet und erweist. Er wendet sich damit mittelbar gegen

die vornehmlich an Josef Nadlers Namen geknüpfte Forschungsarbeit, in der der „Homeride" Goethe dem Führer der „deutschen Bewegung" Herder streng entgegengesetzt wird. Damit mündet Meineckes Frage nach Sinn und Geschichte des Historismus in den höchst aktuellen Problemkreis ein, was die Weimarer Klassik und die gemeinhin als „deutscher Idealismus" bezeichnete große Entwicklung als Lehrmeister des 20. Jahrhunderts bedeuten. Werner Milch.

Deutsche Geschichte in neuer Schau

In der stattlichen Reihe, in der der Herdersche Verlag in Freiburg i. Br. unter der sachkundigen Leitung von Heinrich Finke, Hermann Junker und Gustav Schnürer die „Geschichte der führenden Völker" herausgibt, bedeutet das Werk des Münchener Historikers Heinrich Günter „Das deutsche Mittelalter" (Erste Hälfte. Das Reich [Hochmittelalter]) eine besonders selbständige, besonders kraftvolle Leistung (376 S.). Während in einem zweiten Bande das Spätmittelalter als Volksgeschichte zur Darstellung kommen soll, wird hier aus der Fülle von Kenntnissen und Erfahrungen eines reichen Gelehrtenlebens die Idee des Reiches in den Mittelpunkt gestellt. Der schlichte Satz, daß die Könige und Kaiser an ihre Sendung und damit an die christliche Aufgabe des deutschen Volkes glaubten, und daß dieser Glaube ihr Handeln bestimmte, zeigt den deutschen und zugleich im besten Sinne katholischen Charakter der Erzählung. Nach diesen beiden Richtungen hin bildet das Zeitalter der „deutschen Führung", die mit der Kaiserkrönung Ottos des Großen am 2. Februar 962 heraufzog, das Kernstück: „Die mittelalterliche christliche Logik allein, die Überzeugung von der Berufung des Mächtigsten zum Schutze der Christenheit und zur Ermöglichung des Erlösungswerkes erklärt das deutsche Kaisertum würdig und quellenmäßig einwandfrei." Aus der vielfältigen Fragestellung der Gegenwart, welche Gedanken „bei der Abwicklung mitgesprochen haben könnten", lenkt Günter zu der sachlichen Betrachtung des Geschehens zurück. Von Heinrich I., der von den Karolingern ein überreiches Erbe übernahm, bis zum Tode Friedrichs II. ziehen die Herrschergeschlechter der Sachsen, Salier und Staufer als Führer ihres Volkes vorüber. Neben Abbildungen aus zeitgenössischen Handschriften erläutern Stammtafeln sowie insbesondere zahlreiche Schwarz-Weiß-Karten den Bericht.

Ganz anders und doch wieder in ähnlichem Sinne ein bedeutsames Zeichen des starken geschichtlichen Sinnes, der im deutschen Katholizismus lebendig ist, wirkt die großangelegte Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, die Franz Schnabel im gleichen Verlag veröffentlicht. Den drei ersten Bänden, die zunächst weit ausholend die Grundlagen nachzeichneten, als Inhalt der politischen Bewegung das Ringen zwischen Monarchie und Volkssouveränität herausstellten und endlich in ganz neuer Umschau Erfahrungswissenschaften und Technik in den ersten Jahrzehnten dieser Zeit behandelten, folgt als vierter Band eine umfassende Betrachtung der „religiösen Kräfte". Eine Vergleichung mit dem Werk Heinrich von Treitschkes, die der gemeinsame Titel nahelegt, wird weder der Arbeitsleistung noch der Zielsetzung dieser neuen Darstellung gerecht. Während dort das politische Schicksal in einzigartiger, hinreißender Schwungkraft und in ganz bestimmter Werbung für den preußisch-deutschen Einheitsgedanken zum Ausdruck kommt, versucht Schnabel alle die verschiedenartigen Richtungen und Bewegungen zusammenzufassen, die irgendwie die deutsche Geschichte im Vormärz bestimmten. Eine breite Schilderung des Wiederaufbaus der katholischen Kirchenverfassung nach dem Wiener Kongreß findet in einem Überblick über die Erneuerung des religiösen Lebens und der kirchlichen Wissenschaft ihre Ergänzung. Der „Mainzer Kreis" und die „Kölner Wirren" führen zur Auseinandersetzung mit dem „Zeitgeist", mit den Anfängen eines sozialen Katholizismus; als wichtige Zeugnisse dieser Wandlung werden Kirchenmusik und Malerei eingeschaltet. Der Bericht über den Protestantismus fällt demgegenüber ab. Der Errichtung der preußischen Landeskirche, Orthodoxie und Pietis-

mus, den liberalen Strömungen und dem „christlichen Staat" Friedrich Wilhelms IV. sind die Hauptabschnitte gewidmet. Wie in den früheren Bänden weisen Anmerkungen das Schrifttum nach, Personen- und Sachregister erschließen den Reichtum des Inhalts. — Mit wärmster Teilnahme verfolgen wir den Fortgang des Werkes!

P. Wentzcke.

Um Hegels Entwicklung

Es gibt zweierlei Arten von Jugendwerken, die ein allgemeines Interesse auslösen, obgleich das Jugendalter von Natur aus noch nicht zum Werkeschaffen bestimmt ist: einerseits die Erzeugnisse frühreifer, ausnehmend genialer und meistens allerdings dafür früh erloschener Köpfe (wir erlebten jüngst das Beispiel Eugen Gottlob Winklers); dann aber natürlich auch die Jugendschriften eben der großen, führenden Geister, welche durchaus zu voller, reifer Entwicklung und Aussprache ihres Talentes gekommen sind. Es besteht aber ein sehr bezeichnender Unterschied zwischen diesen beiden Arten interessanter Jugendwerke. Im ersten Falle ist die jugendliche Leistung in sich gewichtig und beschämt gewissermaßen die reiferen Lebensalter, die sich von „Knaben" belehren, führen oder auch nur in ihrem Gewissen aufwühlen lassen mußten. Im zweiten Falle gewinnt umgekehrt die jugendliche Leistung dadurch Interesse, daß sie die Frühstufe einer Entwicklung war, deren Reife uns eigentlich nur angeht; wo also die Jugendarbeit zusätzliches Gewicht aus der Person dessen erfährt, dem sie Entwicklungsstadium gewesen war. Holen wir daher aus der ersten Gattung von Jugendarbeiten mehr heraus, als dieses Lebensalter sonst an Früchten abwirft, so legen wir andererseits bei der zweiten Gattung mehr hinein, als die gebotenen Früchte von sich aus enthalten. Dies letztere bedeutet aber keineswegs einen Interpretationsfehler oder ein übertreibendes Wichtignehmen; es entspricht hier vielmehr durchaus dem Gebot der Sache. Die Bedeutung des betreffenden Geistes in seiner Reife hat sich als so groß erwiesen, daß noch die unscheinbarsten Symptome seines Entwicklungsganges das immer rätselhafte Fertige erklären und illustrieren helfen.

Dies um so mehr nun, wenn es sich um einen Fall handelt, der uns sonst gleichsam ohne die rechten Leitern und Vermittlungsstufen in abweisender, montsalvatischer Bergeshöhe gegenübersteht, wie z. B. dem heutigen Menschen die Philosophie Georg Wilhelm Friedrich Hegels. Jeder einigermaßen fortgeschrittene Hegelkenner ist sich darüber einig, daß die faktischen Schwierigkeiten des Hegelverständnisses, an denen nun mittlerweile ein ganzes Jahrhundert laboriert hat, zwar zu einem Teile die allgemeinen Schwierigkeiten des philosophischen Denkens, mehr aber noch propädeutische Sprachschwierigkeiten sind. Sie bestehen nicht in der gleichen Weise bei Kant; Hegel erscheint schwieriger als Kant, ist aber in Wirklichkeit um einige Grade leichter. Dagegen scheint Hegel manchmal fast in einer anderen Sprache zu sprechen; unser Verständnis setzt nicht — wie bei bloßen Denkschwierigkeiten — innerhalb eines Satzes aus, sondern von vornherein bei ganzen Sätzen und Satzgefügen. Wer diesen Verhältnissen auf den Grund zu gehen sucht, merkt bald, daß sie ihre Ursachen aber weniger in der einen Person dieses Denkers als in einem terminologischen Entwicklungsstadium seines Zeitalters haben, für das er allerdings der markanteste Ausdruck gewesen ist. Die Erfahrung bestätigt sich immer wieder: Hegel wird überraschend erleichtert, wenn man nicht nur ihn, sondern seine ganze Zeit, den gesamten Nährboden, aus dem er gewachsen ist, genauer kennt. Hieraus ist es zu erklären, wenn die Veröffentlichung der „Theologischen Jugendschriften" Hegels durch Hermann Nohl im Jahre 1907 und Theodor L. Haerings „Chronologische Entwicklungsgeschichte der Gedanken und der Sprache Hegels", die im Jahre 1929 zu erscheinen begann, so viel zum philosophischen Verständnis Hegels beigetragen haben, wie es derartigen, im wesentlichen philologischen Arbeiten sonst gar nicht möglich sein könnte. Der in der Entwicklung begriffene Hegel war eben der noch nicht so abweisend selbständige, der tiefer in sein Zeitalter eingebettete, und wir verstehen den fertigen Hegel leichter, wenn wir seine eigene denkerische Individualisierung und Kristallisierung auf jene Weise langsam eben-

falls repetieren und durchmachen. Daher denn der besondere Sinn, den eine Neuausgabe von „Dokumenten zu Hegels Entwicklung" besitzt, die Johannes Hoffmeister (Stuttgart 1936, Fr. Frommann. 476 Seiten) herausgegeben und zugleich der großen Jubiläumsausgabe von Hegels Werken des gleichen Verlages (dem Neudruck der Urausgabe von Hegels „Gesammelten Werken" durch seine unmittelbaren Schüler) als Ergänzung angefügt hat.

Das Buch enthält die wesentlichen, in die „Werke" nicht eingegangenen Texte aus der Stuttgarter Gymnasialzeit (also des 14—18jährigen Hegel), der Tübinger Studienzeit (also des 18—23jährigen Hegel), der Berner Hauslehrerzeit (also des 23—26jährigen Hegel), der Frankfurter Hauslehrerzeit (also des 27—30jährigen Hegel, in diesem Falle unter Auslassung der von Nohl edierten „theologischen" Schriften) und endlich aus der Jenenser Dozentenzeit von 1800 bis 1806. Den Abschluß machen eine Reihe von Gedichten aus den Jahren 1700 bis 1801. Wir können auf einzelne Stücke nicht eingehen (weisen aber auf die Proben in der „Lebendigen Vergangenheit" hin); und wir wollen auch die vorzügliche Herausgeberarbeit Hoffmeisters nur als solche erwähnen, ohne sie näher zu beleuchten. Überflüssig zu erwähnen, daß Hegel natürlich nicht zu den genialen Frühvollendeten, sondern zu den Normalen, aber eben zu den normalen Riesen des menschlichen Geistes gehörte. Er blieb in seinem Entwicklungstempo hinter Schelling wie hinter Hölderlin zurück, die Jugendschriften verraten daher auch viel weniger den „kommenden" Mann als diejenigen dieser seiner Freunde. Dabei aber doch welche durchaus früh sichtbare und entschiedene Begabung, welcher sichere Wachstumsprozeß, sei es in den eigenen Notizen und Gedanken, sei es auch bloß in den Exzerpten, bis schließlich die Jenaer Zeit den reifen Geist und Mann zum Ausdruck bringt.

Man kann dieses Buch zwar als Ganzes nur den bereits an Hegel und an der Philosophie Interessierten empfehlen, vielleicht aber daß sich deren Umkreis über diese neue Hegelnachlese und die Gedanken, welche sich an sie knüpfen, erweitern ließe, womit auch für das hier zu rezensierende Werk sicherlich das Beste getan wäre.

Joachim Günther.

Nation und Geschichte

Äußere Mannigfaltigkeit und innerer Reichtum des Sammelbandes, in dem uns unter diesen Stichworten Hermann Oncken Reden und Aufsätze aus den Jahren 1919 bis 1935 vorlegt (Berlin, G. Grote. 517 Seiten), zwingen den Berichterstatter zum Verzicht auf eine ausführliche Behandlung. Nur wenige Stücke seien aus den 21 Abschnitten herausgehoben: neben dem schönen Vortrag vom „Sinn der deutschen Geschichte", der erstmals in der „Deutschen Rundschau" 1924 gedruckt wurde, steht die weitverbreitete Übersicht über die „Historische Rheinpolitik der Franzosen", neben der Festrede zur Begründung der Deutschen Akademie (1925), der Oncken als Leiter ihrer wissenschaftlichen Arbeiten unvergessene Dienste leistete, der Kölner Vortrag (1926) über „die geistige und sittliche Bedeutung des Auslanddeutschtums", neben dem hoffnungsfreudigen Ausblick auf eine „Wiedergeburt der großdeutschen Idee" (1921) die bedeutsame Rückschau über „deutsche geistige Einflüsse in der europäischen Nationalitätenbewegung" (auf dem Internationalen Historikertag in Oslo 1928). Lebensbilder der beiden Deutschamerikaner Steuben und Schurz führen in das von Oncken mit besonderer Liebe gepflegte Arbeitsgebiet jenseits des Ozeans, vier andere Beiträge über Politik als Kunst (1920), über die Utopia des Thomas Morus und das Machtproblem in der Staatslehre (1922), über das politische Motiv der Sicherheit in der europäischen Geschichte (1926) sowie über Politik und Kriegführung (1927) in die überaus fruchtbare Auseinandersetzung zwischen Theorie und Praxis des politischen Lebens. — Eine reiche Gabe ladet zur Auswahl ein und zwingt alle Leser zu herzlichem Dank!

P. Wentzcke.

Deutsche Probleme

Für die Frage der deutschen Frühgeschichte war Schleswig ein großes Rätsel. Das

Buch von Hinrich Ewald Hoff: „Fifeldor. Wieglesdor. Haithabu. Neue Forschungen zur Frühgeschichte Schleswigs" (mit 3 Stammtafeln, 7 Karten und 15 Abb. Kiel 1936, Walter G. Mühlau. 194 Seiten. RM 7,50) ist deswegen besonders begrüßenswert. Die alten Sagen von der großen Stadt Haithabu, von wo aus die großen Kriegsfahrten der Angeln erfolgten, werden mit den modernen Methoden des Spatens untersucht. Die Grenze zwischen Deutschtum und Dänentum im Norden wird dabei geschichtlich in ein neues Licht gesetzt, indem auch die Veränderungen der Landschaft in historischer Zeit gewürdigt werden. In eine andere Himmelsrichtung führt uns die Schrift des ehemaligen Staatssekretärs in Rumänien, Lutz Korodi: „Deutsche Bilanz in Südosteuropa" (Berlin 1936, Georg Stilke. 110 Seiten), die in der „Schriftenreihe der Preußischen Jahrbücher" erschienen ist. Der Verfasser zeigt die Fehler, die früher vielfach in der deutschen Südostpolitik begangen worden sind, die Tragödie des Deutschtums im Südosten Europas und läßt sein sehr aufschlußreiches Werk ausklingen in eine Mahnung der Geschichte, draußen im fremden Lande unter diesen so schwierigen Verhältnissen einig zu sein und alle trennenden Gesichtspunkte zurückzustellen. Aus den Grenzgebieten kommen wir in die Kernfragen des Deutschtums in den beiden Schriften Dr. Guido Fischers: „Wehrwirtschaft. Ihre Grundlagen und Theorien" (Leipzig 1936, Quelle & Meyer. 205 Seiten. RM 4,–) und Dr. Friedrich Burgdörfers: „Volks- und Wehrkraft. Krieg und Rasse" (Berlin 1936, Alfred Metzner. In der Reihe der „Schriften zur Erblehre und Rassenhygiene". Hrsg. von Prof. Dr. Günther Just. 138 S. RM 1,80). Bei der bedrohten Lage Deutschlands inmitten Europas werden die in diesen Werken angeschnittenen Fragen größtes Verständnis finden. Der Statistiker Burgdörfer behandelt mehr die zahlenmäßige Auswirkung des Weltkrieges, wobei er aber auch neben die Zahl den Wert des Einzelnen und seine Stellung in der Rasse berücksichtigt. Besonders wertvoll sind seine Berechnungen für die zukünftige Entwicklung. Fischer untersucht mehr die Möglichkeiten der Mobilmachung der gegebenen wirtschaftlichen Kräfte, die bei einem „totalen Kriege" unvermeidlich ist, wie das bei der entwickelten Wehrwirtschaft des Auslandes der Fall sein wird. Seine Untersuchungen sind aber vor der englischen Aufrüstung abgeschlossen worden. In der Zeit der Rohstoffprobleme erscheint die 5. Auflage des Buches von Otto Schnirpel: Allgemeine Wirtschaftserdkunde mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands. Mit vielen Kartogrammen, Diagrammen und Kärtchen (München und Berlin 1937, R. Oldenbourg. 240 S. RM 4,20), das für den Unterricht an den Fachschulen und zum Selbstunterricht bestimmt ist. Hier kann man sich in gedrängter Form über die Tatsachen unterrichten, die heute so wichtig geworden sind, wie die Verteilung der wichtigsten Rohstoffe und der Aufbau der großen Kolonialreiche. Ernst Samhaber.

Fremde Länder

Es ist dankenswert, daß Hans Helfritz sein Buch „Chikago der Wüste", erschienen 1932, neu bearbeitete und erweiterte, denn seit damals ist auch in der arabischen Welt Wichtiges vorgegangen. Helfritz hat inzwischen Südarabien noch zweimal wieder besucht, und so stellt sein neues Buch „Vergessenes Südarabien. Wadis, Hochhäuser und Beduinen" ein zutreffendes Bild des gegenwärtigen Arabiens dar, das durch sehr gute und instruktive Abbildungen (146) ganz besonders lebendig wird (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 5,80).

Zwei weitere Reisebücher sind dadurch ausgezeichnet, daß sie die Stellungnahme geistig unabhängiger und selbständiger Männer, die keine Forschungsreise als solche mit großem wissenschaftlichem Apparat unternehmen wollten, zu den bereisten Ländern und den dort vorhandenen Volksgruppen darstellen. Da ist das Buch von Franz Graf Zedtwitz „Zaubervoller Balkan. Südosteuropa zwischen gestern und morgen" (Berlin, Ullstein. 47 Aufnahmen, eine Karte. RM 5,80). Graf Zedtwitz hat im Frühjahr 1936 den Balkan besucht, um auf die Bilderjagd nach seltenen Tieren zu gehen, an denen er seine Meisterschaft als Tierschilderer erneut be-

währen konnte. Unter großen persönlichen Strapazen und in opfervoller Arbeit ist es ihm gelungen, eine Bilderbeute heimzubringen, die außerordentlich reizvoll ist. Zedtwitz hat aber auf seiner Reise mehr gesehen als nur diese Tiere. Er ging der wechselvollen Geschichte des blutgetränkten Landes nach, versteht sie zu deuten, lehrt die Landschaft verstehen und hat Wesentliches zu sagen zu der Entwicklung, in der die Völker des Balkans mittendrin stehen.

Die beiden Engländer, Oberst P. T. Etherton und Vernon Barlow, bekannt durch ihre Teilnahme an der berühmten Fliegerexpedition, die als erste den Mount Everest überflog und Bilder von wundervoller Großartigkeit von dort mitbrachte, haben jetzt eine Reise unternommen mit dem Zeppelin nach Südamerika, dort mit dem Flugzeug die Fährten der Eroberer verfolgend, um endlich mit dem Zeppelin wiederum zurückzukehren. Hier zeigt sich eine innere Verwandtschaft zwischen dem Geist, der einst mit den Mitteln der damaligen Zeit kühne Männer übers Meer trieb zur Entdeckung und Eroberung neuer Länder, und dem Geiste der Flieger, die mit den Mitteln unserer Tage mit dem gleichen Ziel jetzt über den Erdball fliegen. Kennzeichnenderweise begannen die beiden Flieger ihre Fahrt mit einer Audienz beim Heiligen Vater in Rom in der klaren Erkenntnis, daß damals das Kreuz und die Kirche an der Erschließung neuer Länder und der Weiterentwicklung der in ihnen wohnenden Menschen den gleichen Anteil hatten wie Staaten und Kriegsmacht. Diese Reise ist aus einer großen Konzeption des Weltgeschehens überhaupt geboren worden und ergab in jeder Einzelheit Beobachtungen, die immer wieder einmünden in die großen Zusammenhänge alles Geschehens. Ein sehr persönliches und ein sehr aufschlußreiches Buch. Es trägt den Titel „Auf den Spuren der Eroberer" (Berlin, S. Fischer. RM 5,80).

An diese Bücher, aber doch auf einer anderen Ebene, schließt sich das Buch von Karl Krist „Allein durchs verbotene Land" (Wien, L. W. Seidel & Sohn. RM 5,50. 118 Abbildungen, 2 Karten). Der Österreicher Krist ist den Lesern der „Deutschen Rundschau" bekannt durch das aufwühlende Buch „Pascholl Plenny", in dem er seine Erlebnisse in russischer Kriegsgefangenschaft schilderte, die sich in ihrer Wirkung neben die Bücher von Dwinger setzen lassen. Krist ist acht Jahre nach Beendigung des Weltkrieges wie unter geheimem Zwang wieder nach Buchara gegangen, ein Land voll von Geheimnissen, das er schon auf seiner Flucht aus der Gefangenschaft berührte. Er arbeitete, da er in der veränderten Heimat nicht leben konnte, seit Ende 1922 mit einem persischen Teppichhändler in Täbris zusammen, zu dessen grenzenlosem Erstaunen er dann plötzlich wieder ins Ungewisse aufbrach. Er hat nahezu 12000 Kilometer zurückgelegt. Die bereisten Gebiete sind, soweit sie von Rußland abhängen, auch heute noch dem Europäer streng verschlossen, und nur unter persönlicher Gefährdung war es Krist möglich, hineinzugelangen und sich monatelang dort aufzuhalten im engsten Zusammenleben mit den Landesbewohnern. Er weiß von den Sitten und Gebräuchen der Sarten, Usbeken und Kirgisen in Buchara aus eigner Erfahrung zu berichten. Lange Monate weilte er bei den Kara-Kirgisen im Pamir. Über Persien kehrte er zurück. Die Ergebnisse dieser Reise, die er selber durchaus nicht als eine Forschungsreise angesehen wissen will, sind höchst interessant und aufschlußreich. Wesentlich ist auch seine Schilderung der Ermordung Enver Paschas, über die ihm der Hauptbeteiligte selbst berichtet hat; freilich bleibt auch hier noch ein Fragezeichen.

Wir brachten im Maiheft 1937 der „Deutschen Rundschau" aus dem Buche von R. H. Bruce Lockhart „Wieder in Malaya" einige besonders reizvolle Stellen zum Vorabdruck. Nun liegt die deutsche Übersetzung, die von Rudolf von Scholtz und W. E. Süßkind stammt, in Buchform vor: „Wieder in Malaya" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 6,75). Das Buch hält noch mehr, als die so anziehenden Proben versprachen, denn neben dem Reiz, der in der meisterhaften Erzählkunst und ihrer Unterstützung durch eine Fülle von prächtigen Anekdoten liegt, gibt Lockhart, ein sehr scharfäugiger Beobachter wie seines eignen Landes so auch der fremden Länder und Völker,

darüber hinaus Erkenntnisse, die wesentlich sind. Fünfundzwanzig Jahre war er seinem Jugendlande fern, nun kehrt ein durch Erleben und Geschehen Verwandelter in ein verwandeltes Land zurück. Ihm werden die großen Probleme, die inzwischen durch die veränderte Stellung des weißen Mannes und die erwachten farbigen Völker geschaffen sind, bis in ihre letzten Konsequenzen deutlich, und er versteht, diese Probleme dem Leser in ihrer ganzen Schwere und ihrem ganzen Ernst nahezubringen, und das alles in einer Form, die niemals im rein Ideenmäßigen und Theoretischen steckenbleibt, sondern ganz im Leben wurzelt.

Peter Fleming, der tollkühne Reisende, bringt ein neues Buch heraus: „Tataren-Nachrichten. Eine Reise von Peking nach Kaschmir" (Berlin, Ernst Rowohlt. Deutsch von Hans Reisiger. RM 7,50). Unverzagt, aus der Kraft seiner unverbrauchten Natur heraus hat der junge Engländer auch diese Reise angetreten, auf der er in sieben Monaten mehr als 3800 englische Meilen zurücklegte. Auch hier will Fleming nicht mehr geben als bei seinen früheren Reisen: die unmittelbare Anschauung eines frischen, klaren, unverbildeten Kopfes von Menschen, Ländern und Dingen, die er sah. Die sympathische Selbstkritik und Selbstbescheidung ohne Koketterie unterstreichen gerade die Klarheit und Bedeutung dessen, was er gesehen hat. Er hat diese Reise von Peking nach Indien zu Pferde unternommen und alle wirklich nicht unerheblichen Schwierigkeiten des Geländes, der Wüste und der Berge tapfer bestanden. Fleming kann glänzend erzählen, und sein Buch ist wiederum eine sehr unterhaltsame Lektüre, aber sie ist mehr: in dem Buch stecken wesentliche politische Erkenntnisse über die gegenwärtige Lage im Fernen Osten. Rudolf Pechel.

Krongut der Dichtung

So sollte ursprünglich die in Deutschland und in der ganzen Welt in unglaublich kurzer Zeit zur höchsten Schätzung und Anerkennung gelangende Sammlung heißen, die im Jahre 1912 als „Inselbücherei" ins Leben trat. Anton Kippenberg, ihr Schöpfer, schrieb damals an Rudolf G. Binding: „Wir wollen beim Schlichten bleiben und die Sammlung „Inselbücherei" nennen, indem wir die Prätention haben, anzunehmen, daß das Publikum von vornherein weiß, Krongut in einer solchen Sammlung zu bekommen." Kippenbergs Ansicht ist vom Publikum völlig bestätigt worden, und das Inselschiff trat mit dieser Sammlung eine beispiellose Siegesfahrt an. Von drei der ersten Bände konnte einen Monat nach Erscheinen das 11. bis 30. Tausend gedruckt werden, und unter ihnen war Rainer Maria Rilkes „Kornett", der noch heute mit 550 000 Exemplaren an der Spitze der ganzen Sammlung steht. 1912 im September waren in den beiden stillsten Monaten des Buchhandels, im Juli und August, die ersten hunderttausend Bände der Inselbücherei abgesetzt. Waren in der ersten Reihe die Vorausbestellungen 25 000 Stück, in der zweiten 30 000, so wurden bei der dritten bereits beim Erscheinen 45 000 Bände versandt, so daß insgesamt in einer Frist von 9 Monaten 375 000 Bände im ersten Jahre verkauft wurden. Im März 1914 konnte bei der Ankündigung der Reihe von Band 113—132 mitgeteilt werden, daß der Absatz der Inselbücherei die erste Million erreicht hätte. Trotz des Krieges und des gehemmten Absatzes überschritt der Verkauf der Inselbücherei Anfang März 1916 die zweite Million. Im Juli 1919 waren 5 Millionen Bände abgesetzt. Ein neuer starker Aufschwung folgte durch die Einführung der farbigen Bände. Weihnachten 1933 erschien der 450. Band der Inselbücherei, eine Meisterleistung, in der Reihe der „Farbigen": „Die Minnesinger in vielfarbigen Bildern der manessischen Handschrift", die bald ebenso wie das herrliche „Blumenbuch" das 100. Tausend überschritten. Viele Bändchen sind in mehr als 200 000 Exemplaren ausgegangen. Für die Güte der Sammlung spricht aber noch stärker die Zahl der sogenannten mittleren Auflagen: über hundert Bände der Sammlung haben das 50. Tausend überschritten, darunter — und das zeugt nun für die Qualität der Leser des Inselverlages — Kants „Betrachtungen über das Gefühl des Schönen

und Erhabenen", Fechners „Büchlein vom Leben nach dem Tode", „Die Lieder der alten Edda", „Der Ackermann und der Tod", Angelus Silesius, Hölderlin, Mörike, Nietzsche, Ricarda Huch, Storm und Rainer Maria Rilke, Jean Pauls „Wuz", Kellers „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" und Werner Kortwigs „Friesennot". Zu dem Jubiläum des 500. Bandes hat nun die Inselbücherei eine Gesamtauflage von 20 Millionen Bänden erreicht! Eine stärkere Bestätigung ihres Wertes und ihrer Gemeinde konnte sie nicht erhalten.

Wir geben einmal alle diese Zahlen wieder, weil es in der „Deutschen Rundschau" nicht notwendig ist, ein Preislied zu Ehren dieser ebenso schönen wie inhaltlich wertvollen Sammlung anzustimmen, die für jeden, dem einmal einer dieser hübschen Schmetterlinge ins Haus geflattert ist, zum unentbehrlichen Begleiter in guten und harten Stunden geworden ist. Der Verlag hat auch die große Genugtuung, daß er beim 500. Bande und den mit ihm in einer Reihe erscheinenden Bänden von dem ursprünglichen Plan und Programm nicht abzugehen brauchte. Gehörten zu den Dichtern der ersten 12 Bände Rainer Maria Rilke, der mit seiner „Weise vom Leben und Tod des Kornetts Christoph Rilke" die ganze Bücherei eröffnete, Cervantes, van der Velde, Bismarck, Verhaeren, Friedrich der Große, Gottfried August Bürger, Hugo von Hofmannsthal, Plato, Goethes Briefe an Gustel Stollberg, Jacobsen und Flaubert, so eröffnet die Jubiläumsreihe Hans Carossa mit einer Auswahl seiner schönsten und tiefsten Gedichte, ihm folgen Goethes „Westöstlicher Diwan"; Richard Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg", „Das kleine Pilzbuch", in dem in wundervollster farbiger Wiedergabe die einheimischen Pilze von Willy Harwerth nach der Natur gezeichnet sind, ein Büchlein, zu dem Friedrich Schnack ein Nachwort „Pilze und Schwämme" schrieb und Limbach eine sachkundige Darstellung der Speise- und Giftpilze gibt. Es folgen kleine Schriften von Rudolf Koch unter dem Titel „Ein Deutscher", „Die Bildwerke des Naumburger Doms" mit einem Geleitwort von Wilhelm Pinder, „Briefe Hölderlins", Wilhelm Busch „Hernach" mit einem Nachwort von Otto Nöldeke, Felix Timmermans prächtige Erzählung „Beim Krabbenkocher", „Gudrun", eine Nacherzählung des Volksepos von Severin Rüttgers, Ruth Schaumanns Märchen „Der Petersiliengarten" und Joseph Conrads Erzählung „Jugend". Als Sonderband ist eine Festschrift erschienen „Die Inselbücherei 1912–1937". – Am Schluß dieser Festschrift ist ein Verzeichnis beigegeben der für die Jugend geeigneten Bände der ganzen Sammlung, dem ein alphabetisches Verzeichnis der Inselbücherei folgt.

Diese tadellos gedruckten Bändchen mit den prachtvollen Reproduktionen und den lebhaften Farben auf ihren bunten Einbänden auf dem schönen Varese-Papier stellen in ihrer Gesamtheit eine Leistung dar, die ihresgleichen nicht hat. Sie gehen – wie alle Bücher des Inselverlages – durch nichts gehindert heute wie einst ins geistige Ausland, bei dem sie eingeführt sind durch ihr Zeichen wie beste Ware: Made in Germany.

Uns bleibt nur, der tiefen Verpflichtung und dem Danke für diese Arbeit des Verlegers und seiner Mitarbeiter dadurch Ausdruck zu geben, daß wir dem Inselschiff – gerade in der Form der Inselbücherei – glückhafteste Fahrt wünschen!

Rudolf Pechel.

Der kleine und der große Reiter

Merkwürdig sind die Schicksale der Deutschen, die nach dem Weltkriege nach Paraguay verschlagen worden sind. Da sind die „Brasilianer", die bereits seit Generationen in Südamerika sitzen und die vor der heranwachsenden Kultur aus Brasilien weiter nach Westen im alten Pioniergeiste gezogen sind. Da sind die Kolonisten, zusammengewürfelt aus allen Ständen, die der Heimat und ihrer Arbeitslosigkeit und Hoffnungslosigkeit entflohen sind, da ist es die Familie Reinhardt, die fest entschlossen ist, sich in der Neuen Welt eine zweite Heimat zu schaffen, da sind es die Abenteurer, die der Weltkrieg nach Paraguay

geschwemmt hat. Alle kämpfen sie gegen ein Schicksal, das viel schwerer ist, als sie das in der Heimat geahnt haben, gegen eine Natur, die ihnen fremd ist, gegen weltwirtschaftliche Verflechtungen, deren Krise ihnen die Frucht ihrer Arbeit nach Jahren unendlicher Mühe wieder zu rauben droht — und nicht zuletzt gegen das eigene Blut, das sich in der fremden Umgebung, in der tropischen Schwüle des Urwaldes zu empören beginnt. Dieser innere Kampf des deutschen Menschen mit dem Gluthauch des Urwaldes, der immer wieder über die Ansiedlung hinwegstreicht und selbst die Tiere in seinen Bann schlägt, ist das eigentliche Kernstück des prachtvollen Romanes von Hedwig Weiß-Sonnenburg „Der kleine und der große Reiter" (Berlin, Paul Neff. 288 S.). Die einzelnen Menschen stellen sich verschieden zur neuen Umwelt ein, teils können sie die Sehnsucht zur Heimat nie verwinden und zerbrechen an der Neuen Welt, wie der eine Sohn des Kolonisten Reinhardt, der junge Klaus, den ein Stachelrochen tödlich trifft; die anderen zerbrechen seelisch, wie der „kleine Reiter", ein österreichischer Offizier, der dann im Urwald ermordet wird. Die anderen verbittern unter den Schicksalsschlägen, aber die wertvollsten ringen sich durch schwere Krisen hindurch, wie der „große Reiter", ein deutscher Fliegeroffizier, und vor allem die Heldin des Romans, die Tilly Reinhardt. Zwei Lösungen scheinen offenzustehen, die Liebe zur neuen Heimat, die bei der Verteidigung Paraguays sich bewähren kann, und die Rückkehr in die Heimat, die aber nur bei besonderen Umständen offensteht. Dieses Problem des deutschen Menschen im Auslande ist hier mit wundervoller dichterischer Kraft menschlich gestaltet worden. Ernst Samhaber.

Des „Allbuchs" zweiter Band

In der angekündigten und strikte innegehaltenen Frist ist dem ersten Bande des Neuen Brockhaus nun Band 2, umfassend die Stichworte von F—K, erschienen (Leipzig, F. A. Brockhaus. Ermäßigter Vorbestellpreis für den Ganzleinenband RM 10,—). Bekanntlich soll der Neue Brockhaus 4 Text- und einen Atlasband umfassen. Man stellt bei diesem neuen Band wie beim ersten erneut mit Befriedigung fest, daß wiederum mit der gleichen Zuverlässigkeit und Ausführlichkeit hier ein wirkliches Wissen ohne Bevormundung des Lesers geboten wird, das ihm ermöglicht, sich über alles, ja wirklich über alles, was der einzelne Geist unmöglich in seinem Gedächtnis bereit haben kann, zutreffend zu unterrichten. Ob es technische Fragen schwierigster Art sind, ob es sich um künstlerische oder geistige Fragen oder um wirtschaftliche Dinge handelt: immer findet man in diesem „Allbuch" — es scheint, als ob der Name sich einbürgern würde — den Stand des Wissens der Gegenwart über den Gegenstand, dargeboten in einer allgemeinverständlichen Sprache. Wir wiesen schon darauf hin, daß der Neue Brockhaus insofern über die früheren Konversationslexika gestellten Aufgaben hinausgeht, daß er auch alle Ausdrücke des Alltagslebens und auch mundartlich eingebürgerte Ausdrücke berücksichtigt. Die Bildausstattung ist ungewöhnlich reichhaltig und sehr lehrreich; über 2000 Bilder, die einprägsam und leicht zugänglich sind, erhöhen den Wert dieses zuverlässigen Führers durch das Wissen der Gegenwart, bei dem man in jeder Zeile die hervorragende, durch so langjährige Arbeit auf diesem Gebiet erworbene Schulung erproben kann.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Ernst Samhaber, Berlin — Gertrud Kleinau, Berlin — Professor Dr. Wolfgang Windelband, Berlin — Dr. Georg Kurt Schauer, Leipzig — Dr. Siegfried Berger, Merseburg — Dr. Werner Milch, Wolfshau — Professor Dr. Paul Wentzcke, Frankfurt a. M. — Joachim Günther, Hohenneuendorf

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald • Verlag und Anzeigenannahme: Deutsche Rundschau G.m.b.H., Berlin W 35, Kurfürstenstr. 42 I • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg • DA. I, 1937: 4000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 4 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,50 RM, Jahresabonnement 15 RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25 %.

KURT WIEDENFELD

Staatsverwaltung und Wirtschaftsführung*

Zwei Wirkensbereiche gleicher menschlicher Unerläßlichkeit, in ihrem Aufbau aufeinander angewiesen und in ihren Erfolgen voneinander abhängig, stehen sich doch unter dem überwölbenden Dache des Staates (als des – nach Treitschke – zur unabhängigen Macht rechtlich geeinten Volkes) Staatsverwaltung und Wirtschaftsführung ihrem inneren Wesen nach, mit ihren Zielen und mit ihrem ganzen Tun, in entscheidendem und nicht auszugleichendem Gegensatz gegenüber. Der eine Bereich – eine Hoheitsverwaltung, von welchem Organ öffentlich-rechtlicher Zwangsgewalt immer sie ausgeübt werde – hat in allen seinen Handlungen wesensnotwendig das Ganze des Staates und Volkes als unmittelbare Aufgabe vor sich; auch die Behörden rein örtlicher Zuständigkeit und die Stellen der sog. Selbstverwaltung, der „abgeleiteten" Staatsverwaltung – die Städte und sonstigen Komunalverbände, früher die mannigfachen Wirtschaftskammern und heute die Ständegruppen – dürfen niemals ihre Sonderinteressen zu letzter Maßgeblichkeit emporbetonen, weshalb für die Angestellten der Selbstverwaltungskörper als „indirekte Staatsbeamte" von jeher wie die Rechte, so namentlich die Pflichten des öffentlichen Beamten gegolten haben und gelten. Im anderen Bereich dagegen, in der Wirtschaftsführung, wird der einzelne Vorgang in aller Regel durch das Selbstinteresse eingeleitet und in dessen Verfolgung durchgeführt; der Gemeinnutz, der dem Eigennutz vorgehen, ihn aber nicht ausschalten soll, kommt mehr als Grenze denn als treibender Beweggrund und nur mittelbar, durch die ins Allgemeine gehenden Wirkungen, beim wirtschaftlichen Handeln zu seinem Recht.

Sogar dann, wenn die wirtschaftlichen Unternehmungen in die Erfüllung staatlicher Aufgaben eingespannt werden, wie jetzt zur Durchführung des zweiten Vierjahresplans, erzwingt sich der wirtschaftliche Gesichtspunkt der Selbstkostendeckung

---

* Die hier nur kurz dargelegten Gedanken, die ich zudem des Raumes halber nur auf wenige Hauptpunkte richten konnte, habe ich ausführlich in einem kleinen Buch „Kapitalismus und Beamtentum" (Moderne Wirtschaftsgestaltungen, Heft 15; Berlin 1932) behandelt. Auf dies darf ich namentlich deshalb verweisen, weil ich dort versucht habe, die beamtenmäßigen Züge innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft einerseits und den kapitalistischen Einschlag in der öffentlichen Verwaltung andererseits besonders herauszuarbeiten und in ihrer Bedeutung zu würdigen. Die Lage hat sich seitdem zwar insofern verändert, als die eigentlich politische Aufgabe, ein starkes und letztlich ausschlaggebendes Staats- und Gemeinschaftsgefühl in das Ganze unseres Volkes hineinzutragen, der Beamtenschaft durch die NSDAP. abgenommen und jene auf ihre sachlichen Funktionen beschränkt worden ist. Da die grundlegenden Unterschiede von Staatsverwaltung und Wirtschaftsführung jedoch in der Durchführung der sachlichen Aufgaben erst ihr volles Gewicht zu bekommen pflegen und dieses auch behalten haben, so kann ich meine damaligen Ausführungen in allem Wesentlichen aufrechterhalten.

schon deshalb entscheidende Berücksichtigung, weil sonst die Nachhaltigkeit der staatlich geforderten Leistung gefährdet würde. Und eben dieses Ziel steht regelmäßig als Mindesterfolg vor der öffentlichen Hand, sobald sie selbst sich wirtschaftlich betätigt; auch der Gewinn wird hier nicht abgelehnt, wenn er geeignet erscheint, die aus den Hoheitsaufgaben kommenden Kosten decken zu helfen und so die Steuerlast für die Bevölkerung zu mindern. Niemand jedoch macht die Erfüllung solcher Hoheitsaufgaben etwa von der Frage abhängig, ob die Ausgaben der damit betrauten Verwaltungszweige von deren eigenen Einnahmen bestritten werden. Sogar die Sondergebühren, wie sie bei einzelnen Hoheitshandlungen erhoben werden (Gerichtsgebühren z. B., Schulgeld usw.) sollen zumeist nur der Bevölkerung eine jeweils überlegte und deshalb sparsame Beanspruchung der entsprechenden Staatseinrichtungen nahelegen, nicht aber zu irgend voller Kostendeckung führen. Dort also, im Wirtschaftsleben, bestimmt sich das Handeln im wesentlichen nach der Schätzung des materiell-geldlichen Erfolges; hier dagegen, im Gesamtbereich der Staatsverwaltungen, herrscht die Empfindung absoluter Notwendigkeit.

Gewiß erstreckt sich der Begriff des staatlich Notwendigen keineswegs zu allen Zeiten und in allen Staatsgebieten auf immer die gleichen Betätigungsfelder; neben dem elementaren Schutz von Leib und Leben nach außen und innen, neben der Sicherung etwa des Eigentums und der Verträge (Nachtwächterstaat) stehen Kultur und Wohlfahrtsaufgaben in mannigfach verschiedener Betonung und Abstufung. Immer aber ist es für die Hoheitsverwaltung das entscheidende Kennzeichen, daß es für all ihre Zweige um ein einheitliches Ziel geht: Sicherung und Mehrung der Kraft des Gemeinwesens. Und dies wieder bedeutet, daß die einzelnen Organe auch mit ihren zunächst hervortretenden Erfolgen nicht je für sich beurteilt werden dürfen, das vielmehr erst ihr Zusammenarbeiten und Ineinandergreifen das endgültige Urteil bestimmt. Lange Zeiten müssen sogar verstreichen und oft mehrere Generationen vorübergehen, ehe sich das staatliche Vorgehen als Erfolg oder Mißerfolg herausstellt. Keine Sonderhandlung und auch keine Handlungsfolge einer einzelnen Behörde, geschweige denn eines einzelnen Beamten — nicht einmal die Tätigkeit eines ganzen Verwaltungszweiges stehen in der Erfolgsbetrachtung für sich allein. Die Jahrzehnte greifen hier ebenso ineinander wie in jedem Augenblick die Fülle der nebeneinander stehenden Organe. Trotz aller Referats- und Ressortseifersucht ist man bis in die kleinsten Einzelheiten hinein an das Zusammen gekettet, das sich aus dem einheitlichen Ziel zwingend ergibt.

Demgemäß ist hier jeder Einzelfall als ein Teil des großen Ganzen zu behandeln. Es ist also zu prüfen, ob nicht von einer anderen Stelle ein gleich oder doch ähnlich gelagertes Vorkommen schon behandelt worden ist. Es ist vorsorglich abzuschätzen, wie die Sonderanordnung sich in der Zukunft und an anderem Ort vielleicht auswirken kann; unter Verhältnissen, die der anordnende Beamte selbst gar nicht zu übersehen vermag, für deren Beachtung er also die Kenntnis anderer Beamten und anderer Behörden (zur leidigen, nirgends beliebten Mitprüfung und Mitzeichnung) trotz allen Zeitverlustes heranziehen muß. In aller Regel läßt sich die einmal getroffene Entscheidung, wenn überhaupt, so nur schwer und nur

unter Schädigung des behördlichen Ansehens rückgängig machen. Nur allzu leicht erscheint es der Bevölkerung als Willkür, wenn von verschiedenen staatlichen Stellen gleichliegende Verhältnisse verschieden behandelt werden. Vorsichtige Bedachtsamkeit und korrekte Gleichmäßigkeit sind Grundbedingungen des Vertrauens, auf das die öffentlichen Verwaltungen entscheidendes Gewicht zu legen haben. Von diesen Erfordernissen darf selbst dann nicht abgewichen werden, wenn in einem Einzelfall ein Antragsteller vielleicht auf Schnelligkeit des Bescheides mehr Gewicht als auf die Genehmigung seines Antrags legt. Es ist keine Übertreibung, wenn man diese Zusammenhänge in das Wort faßt: für die Hoheitsverwaltungen gibt es schlechthin keinen Einzelfall.

Ganz anders das Wirtschaftsleben. Auch hier steht allerdings das einzelne Unternehmen tatsächlich niemals für sich allein und außerhalb aller Beziehungen zur übrigen Wirtschaftswelt. Der Raum, in welchem sich die gegenseitigen Abhängigkeiten bemerkbar machen, wird sogar gegenüber dem Staatsgebiet gewaltig ausgeweitet, sobald der Wirkungsbereich des Einzelnen im Einkauf oder Verkauf über die Grenzen seines Staates hinausgreift. Irgendwie besteht immer ein Zusammenhang mit dem „Markt"; und wenn er auch nur dadurch hergestellt wird, daß die Rohstoffe und Halbfabrikate in aller Regel noch für mannigfache Verarbeitungen verwendbar sind und daß die fertigen Waren durch ihre ganze Mannigfaltigkeit hindurch im Kampf um die Kaufkraft und die Kauflust der Bevölkerung stehen. Sogar die Hersteller viel begehrter Markenartikel müssen bei formell monopolistischer Macht stets in ihren Preisfestsetzungen mit diesem latenten Wettbewerb völlig andersartiger Güter rechnen. Erst recht pflegt sich der allgemeine Wirtschaftsgang, wenn auch nicht gleichmäßig, bis in die kleinsten Kanäle hinein geltend zu machen.

Auch der Zeitablauf ist für das einzelne Unternehmen nicht ohne Bedeutung. Er hat um so mehr an Wucht gewonnen, je stärker die maschinelle Technik allenthalben die festen Anlagen (das stehende Kapital) in den Vordergrund gebracht hat. Da stehen die Kraft- und die Werkzeugmaschinen in festgelegter Eigenart und wohl abgemessener Leistungsfähigkeit mit dem Anspruch, lange Jahre hindurch gleichmäßig ausgenutzt zu werden. Da sind Bergwerke tief in die Erde getrieben, zweckbestimmte Gebäude errichtet, Schiffe besonderer Aufgabenart gebaut worden; und klein nur darf in aller Regel der Kostenbetrag sein, der von der Verzinsung und Tilgung des Anlagekapitals her den Preisen der einzelnen Verkaufswaren und Leistungen gegenüberzustellen ist. Sogar der reine Handel, der die Aufgaben des Transports und der Lagerung schon an besondere Unternehmungen abgegeben hat und selbst nur Einkauf und Verkauf besorgt, muß zumeist beträchtliche Erstaufwendungen zum Erwerb der erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen (als Lehrgeld im eigentlichen und im übertragenen Sinn) in sein Geschäft einschießen; Aufwendungen, die auch ihm nur langsam und in langjähriger Ausnutzung sich amortisieren. Was alles nichts anderes besagt, als daß bei jeder Unternehmung grade die wichtigsten Entschlüsse naturnotwendig wie von den Verhältnissen der Umwelt, so von der Vergangenheit und Zukunft der Unternehmung selbst mit maßgeblich bestimmt werden.

Trotzdem ist es hier ein wesensanderer Zusammenhang, als er für die Behörden gegeben ist: er bildet für alle Außenbeziehungen eines Unternehmens nur einen allgemeinen und dazu recht weitgezogenen Rahmen, bindet nicht in die Einzelheiten hinein. Nichts zwingt den Wirtschaftsmenschen, in seinem Einkaufen oder Verkaufen heute genau so zu handeln wie gestern und morgen. Er kann das eine Mal kaufen, wenn es ihm gut scheint, und gleich darauf verkaufen. Er kann auch beides unterlassen, wenn er sich keinen Erfolg verspricht, oder die Bedingungen ändern, zu denen er zu einem Abschluß bereit ist. Sogar die Preistarife, wie sie etwa von Großunternehmungen der derben Massenleistungen und von ihren Syndikaten aufgestellt zu werden pflegen, sind niemals absolut feste Größen, werden tatsächlich oft genug geändert und auch verschieden angewandt. Es ist eine einzigartige und nur durch Gesetz erzwungene Ausnahme, daß überall in der Welt die Eisenbahnen je für längere Zeiten an ihre Tarife gebunden sind und diese so, wie sie veröffentlicht sind, für alle Benutzer gleichmäßig anwenden müssen; und es hat ebenso des staatlichen Zwanges bedurft, Marktordnungen solcher Zielsetzung durchzusetzen — was beides die so geregelten Wirtschaftszweige aus der sonst herrschenden Regel deutlich heraushebt.

Die Grundlage solcher Entschließungsfreiheit ist für den einzelnen Unternehmer darin enthalten, daß sich der Erfolg oder Mißerfolg seiner verschiedenen Handlungen ihm in konkreter Nutzens- oder Schadensberechnung verhältnismäßig rasch offenbart, und daß er auch die Gesamtwirkung seines Vorgehens in kurzen Zeitfolgen an der Gewinn- und Verlustaufstellung abzulesen vermag. Diese mag oft genug, auf lange Zeiten gesehen, das Ergebnis des Wirtschaftens nicht zutreffend spiegeln; eine richtige Selbstkostenberechnung zu erzielen, ist schon bei einem einfachen Betrieb und vollends bei einem gemischten Werk gar nicht so leicht, da sowohl die zeitliche Dauer der technischen und vollends der wirtschaftlichen Ausnutzbarkeit des technischen Apparates als vollends die Verteilung der sog. Generalunkosten auf mannigfache Leistungen sich jeder genauen Berechnung entzieht und letztlich immer nach Gefühl und nach Gewohnheiten, also nach Willkürfaktoren eingesetzt werden muß*. Trotzdem kann kein Betrieb darauf verzichten, den Preisforderungen, mit denen er an den Markt herantritt, eine Kostenkalkulation (tatsächlich eine Kostenschätzung) zugrunde zu legen und am Schluß jeder Arbeitsperiode die tatsächlich erhaltenen Preise mit den nun endgültig errechneten und geschätzten Kosten zu vergleichen. In diesem Augenblick tritt vor den Unternehmer das Ergebnis, ob er die Absatzmöglichkeiten für sein Werk nach

* Wie ungenau das Leben sich auszudrücken liebt, mag an einem anderen Beispiel dargelegt werden. Man spricht allgemein von der „errechneten" Sicherheit etwa einer Brücke, eines Fußbodens usw. und kann tatsächlich doch immer nur einige wenige Gefahrenskräfte wirklich berechnen. Die so gewonnene Ziffer pflegt man dann mit einer gewohnheitsmäßig geltenden Zahl zu multiplizieren und spricht dann von dreifacher, zehnfacher Sicherheit. Tatsächlich ist also nur ein geringer Bruchteil dieser Sicherheit wirklich berechnet. Ebensowenig kann von „errechneten" Selbstkosten gesprochen werden, wenn die Zuschläge, die zu den wirklich errechneten Kostenbestandteilen hinzugefügt werden, gewohnheitsmäßig (d. h. willkürlich) in Hundertsätzen der errechneten Ziffer gebildet werden und nicht auf eigenen Berechnungen (nicht nur Schätzungen) beruhen.

Umfang und Preisen richtig oder falsch eingeschätzt, ob er also mit Gewinn oder mit Verlust gearbeitet hat. Und hieraus, nur hieraus, ergeben sich ihm Anregungen auf Beibehalten oder auf Ändern seines Vorgehens, vielleicht sogar auf eine Umstellung seines ganzen Betriebes oder auch auf den Ruf nach staatlicher Hilfe.

Kommt es zu solchem Ruf, so tritt der Unterschied zwischen dem Verhalten der Staatsverwaltung und dem der Wirtschaftsführung zu vollster Deutlichkeit hervor. Für den einzelnen Unternehmer ist sein Betrieb der Lebensinhalt, dessen Erhaltung und Fortführung also geradezu Selbstzweck; hierzu braucht er zum mindesten die Deckung der Selbstkosten (einschließlich der Verzinsung und Tilgung des im Werke arbeitenden Anlage- und Betriebskapitals), und damit ist ihm der Maßstab gegeben. Immer wieder kann man hören, daß sich ein Betrieb nicht fortsetzen lasse, wenn nicht durch die Preise zum mindesten die Selbstkosten gedeckt würden, während tatsächlich in aller Welt unendlich viele Betriebe sogar nach durchgeführtem Vollkonkurse oder privat vorgenommener „Kapitalreorganisation" ruhig weiterlaufen; der Konkurs und die Kapitalreorganisation sind ja die Mittel, privatwirtschaftlich die Kosten eines Betriebes den erzielbaren Preisen anzupassen und den Betrieb selbst (die darin steckenden Produktionsmittel) volkswirtschaftlich zu erhalten. Um so mehr ist für die staatliche Verwaltung das einzelne Werk lediglich als ein Teil des großen und unendlich mannigfaltigen Ganzen bedeutsam. Sie muß daher nach vielen Richtungen hin prüfen, ob auch ein allgemeines Interesse, sei es volkswirtschaftlicher, sei es vor allem politischer Art, die unveränderte Erhaltung grade dieses Werkes oder auch des ganzen Wirtschaftszweiges erfordert, ob nicht staatlicher Schutz oder gar staatliche Mittel in anderer Richtung mit größerem Erfolge eingesetzt werden können, wie also der Teil sich in das Ganze der Nationalwirtschaft und vor allem des staatlichen Gefüges einpaßt. Dies kann niemals ein einzelner Beamter, nicht einmal eine einzelne Behörde, auch nicht ein Sonderministerium allein aus seiner ressortmäßigen Kenntnis restlos beurteilen. Viele staatliche Stellen müssen zusammenwirken, ehe hieb- und stichfest ein endgültiger Entschluß gefaßt werden kann. Einzelwirtschaftliche und volkswirtschaftliche, volkswirtschaftliche und allgemein-politische Maßstäbe sind nun einmal nicht miteinander identisch. Und nur im Rahmen des allgemein-staatlichen, d. h. politischen Staatsinteresses dürfen die volkswirtschaftlichen und vollends die einzelwirtschaftlichen Wünsche ihre Berücksichtigung finden.

Besonders bezeichnend aber ist, daß der Unterschied zwischen staatlicher und wirtschaftlicher Geschäfteführung sich alsbald zu verwischen pflegt, wenn die wirtschaftlichen Unternehmungen zu groß und in sich zu mannigfaltig werden, als daß sie noch von einem Menschen ganz übersehen und demgemäß geleitet werden können. Dann tritt das Mitprüfen und Mitzeichnen auch hier in sein Recht, damit die Bedachtsamkeit und überhaupt die bürokratische Art – nicht selten stärker als im traditionsgetragenen Staatsbetriebe.

WOLFGANG WINDELBAND

Arthur James Balfour

Dem Bericht, den ich im Dezemberheft über den ersten Band der Biographie Balfours aus der Feder seiner Nichte, Mrs. B. Dugdale, erstattet habe, kann ich nunmehr den über den zweiten*, abschließenden folgen lassen. Was ich dort zu betonen hatte, daß die Verfasserin dank der nahen Beziehung zu ihrem Helden die Darstellung auf vorzügliches Material aufzubauen vermochte, macht auch weiterhin den unschätzbaren Vorzug aus. Nicht nur hat sie zu dem innersten Kreis der großen, sich um Balfour scharenden Familie gehört, sondern sie ist auch von ihm selbst mit der Ordnung und Durchsicht seiner Papiere beauftragt und bei dieser Arbeit immer wieder mit mündlichen Auskünften unterstützt worden. Die Voraussetzungen für ein getreues und farbiges Bild sind also denkbar günstig. Auch in dem zweiten Bande ist es überaus reizvoll, der Verfasserin zu folgen, wie sie flüssig, geschickt und mit wärmster Empfindung das staatsmännische Handeln des Onkels zeichnet. Ebenso behält jedoch auch das Urteil Gültigkeit, das ich für den ersten Band zu fällen hatte, daß im wesentlichen nur das menschliche Bild entwickelt und nicht die sachlich-historische Biographie geboten wird, die angesichts der Bedeutung des Gegenstandes zu erhoffen gewesen wäre.

Wir hatten Balfours Leben begleitet bis zu der Wahlkatastrophe der Konservativen 1906, die ihn, nach 15jähriger Führung im Unterhaus, für kurze Zeit sogar um den Sitz im Parlament brachte. Aber für den typischen Engländer, der Balfour war, hat der schwere Rückschlag nur den Willen gestählt, nun erst recht nicht zu kapitulieren. Gleich darauf schreibt er: „Wenn Sie mich bei unserem letzten Treffen gefragt hätten, ob ich ein dauerndes Ausscheiden aus der Politik sehr bedauern würde, hätte ich negativ geantwortet. Aber was jetzt vorgeht, erregt mein Interesse so tief, daß ich heute ganz anders antworten würde. Denn wir haben es mit etwas sehr viel Wichtigerem zu tun als dem Rückschlag des Pendels oder dem Gezänk über Freihandel oder Tarifreform. Wir stehen (wenn auch zweifellos in einer milderen Form) den sozialistischen Schwierigkeiten gegenüber, die den Kontinent so schwer belasten. Wenn ich mich nicht sehr irre, so leitet die Wahl von 1906 eine neue Aera ein." Scharf hat er also, seiner Eigenart gemäß hinter dem äußeren Geschehen die allgemeinen Richtlinien suchend, das in der Tat zukunftsträchtige Ergebnis dieser Wahl erfaßt, die zum erstenmal der Labour Party starke Vertretung brachte. Die unberechenbaren Möglichkeiten, die sich damit eröffneten, mußten dem von jeher so stark im Gedanken an die Zukunft lebenden Balfour, den man trotz allen zweifellosen Konservativismus als im besten Sinne novarum rerum cupidus bezeichnen darf, die politische Betätigung in erhöhtem Maße reizvoll erscheinen lassen.

---

* Arthur James Balfour. First Earl of Balfour. By his niece Blanche E. C. Dugdale. Volume II. London, Hutchinson & Co.

So tritt er uns in dem neuen Bande zunächst entgegen in der verantwortlichen Rolle als Führer der Opposition, deren schon lange fast amtlicher Charakter soeben durch Zuweisung eines Gehalts auch formell anerkannt worden ist. Als solcher hat er den bitteren, vergeblichen Kampf der Konservativen gegen die Demokratisierung Englands zu leiten gehabt, die von dem Kabinett Asquith durch die Beschneidung der Rechte des Oberhauses fortgeführt wurde. Aus tiefster Überzeugung hat Balfour sich dem entgegengeworfen. Er sah die historische Bedeutung dieses Ringens, aber er täuschte sich doch sehr über die Kräfteverteilung, wenn er die Hoffnung aussprach, daß das Oberhaus sogar gestärkt aus ihm hervorgehen werde. Aus dem gleichen Irrtum heraus hat er 1910 Lloyd Georges Anerbieten einer Koalitionsregierung von sich gewiesen. Hierin offenbart sich auch wieder, worauf ich bereits früher aufmerksam zu machen hatte, das bedenkliche Maß, in welchem er der Parteiideologie verfallen war. An diesem Punkte hat er sich eines unlebendigen Konservativismus schuldig gemacht, wie er sonst seinem geöffneten Wesen durchaus fremd war. Das Erhalten der altüberlieferten Parteiform galt ihm als oberstes Gebot, im Gegensatz zu Lloyd George, von dem das Wort stammt: „Es gibt Zeiten, in denen das Parteisystem bedenklich den höchsten nationalen Interessen entgegensteht", und der in diesem Sinne Balfours Verhalten mit Recht als schweren Fehler verurteilt hat. Soweit noch die Möglichkeit eines Kompromisses bestand, hat Balfour sie durch seine Intransigenz verschüttet und damit nur die radikale Durchführung des gegnerischen Standpunktes erreicht. Bezeichnend aber für seine Eigenart ist, daß er, als er sich schließlich angesichts der Entschlossenheit des neuen Königs, vor dem äußersten Mittel des Pairschubes nicht zurückzuschrecken, von der Aussichtslosigkeit weiteren Kampfes überzeugte, diesen trotz des Widerspruchs zahlreicher einflußreicher Konservativer abbrach, weil er ihn nunmehr bloß noch als „theatralisch" empfand. Er fügte sich ins Unabänderliche, in der gleichen Art realistischer Politik, wie wir es mit angesehen haben, daß England sich in den Zusammenbruch der Sanktionspolitik gefügt hat, nachdem sich herausgestellt hatte, daß der Völkerbund sich nicht zu energischer Haltung zusammenfand.

Unverkennbar aber waren es schwere Niederlagen, die die Konservativen unter seiner Führung erlitten, und so ist es begreiflich, daß sich in der Partei starke Unzufriedenheit regte. Der Wunsch wurde immer lauter, die bloße Opposition von Fall zu Fall zu ersetzen durch ein positives Programm, für das die Massen zu gewinnen wären und in dessen Mittelpunkt Joseph Chamberlains alte Forderung des Schutzzolls stehen sollte. Balfour hat sich dem widersetzt, nicht etwa aus Gegnerschaft gegen den Schutzzoll, den auch er als hauptsächlichen konstruktiven Gedanken zu verwerten gewillt war. Aber einerseits warnte er: „Laßt uns nicht die Partei eines einzigen Gedankens werden, denn dann werden wir nicht einmal diesen erfolgreich durchführen", und andererseits trug er schwerste Bedenken gegen die Festlegung auf ein scharf umrissenes Programm: noch stets habe sie sich als schädlich erwiesen. In der Tat stand dem auch der ganze historische Ablauf des britischen Parteisystems entgegen, mit seinen geringfügigen Unterschieden in der grundsätzlichen Stellungnahme. Immerhin läßt diese Haltung Balfours einen

tiefen Blick in die Eigenart seines Denkens tun. Unmißverständlich beweist sie, in welchem Maße er darauf bedacht war, sein Handeln nicht theoretischen Richtlinien unterzuordnen, sondern sich die Freiheit der Anpassung an die wechselnden Erfordernisse des Augenblicks zu wahren. Er übersah dabei die Unentbehrlichkeit der für die Massen zündenden Schlagworte, und so wuchs auf die Dauer die Zahl der Unzufriedenen derart, daß Balfour schließlich selbst die Konsequenz zog und im November 1912 die Führerschaft niederlegte.

Die unmittelbare Vorgeschichte des Kriegs hat er also ohne Verantwortlichkeit, aber als genau unterrichteter Zeuge miterlebt. Es ist schmerzlich, zu verfolgen, wie die psychologisch fehlerhafte deutsche Politik auch diesen klugen Beobachter in der Überzeugung von ihrem für die Gesamtheit bedrohlichen Streben nach Hegemonie bestärkt hat. Unter dem Einfluß Lord Salisburys von jeher mißtrauisch gegen Berlin, wurde er nunmehr der vor den pangermanistischen Angriffsabsichten warnenden Propaganda in einem Maße zugänglich, daß seitdem für den Rest seines Lebens sein Glaube an die alleinige Kriegsschuld der Mittelmächte nicht mehr zu erschüttern gewesen ist. Zwar hat er 1912 in der Zeitschrift „Nord und Süd" Deutschland zur Verständigung gemahnt und es aufgefordert, der Welt ein Beispiel dafür zu geben, daß militärische Macht auch friedlich eingesetzt werden könne, aber im gleichen Jahre ist er für den denkbar festesten Anschluß an Frankreich eingetreten. Die Entente, die 1904 unter seiner eigenen Ministerpräsidentschaft abgeschlossen worden war und von deren unformeller, jedoch ihren Charakter völlig verändernder Ausweitung durch Grey er erfuhr, hätte er jetzt sogar gern zu wirklicher Defensivallianz ausgebaut, obgleich seine Einsicht wieder klar genug war, die Schwierigkeit eindeutiger Ermittelung des Angreifers nicht zu unterschätzen; ihr meinte er dadurch begegnen zu können, daß die Hilfsverpflichtung nur dann wirksam werden solle, wenn die sie anrufende Macht auch bereit sei, den Streitfall einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Jedenfalls gehört also Balfour zu den britischen Staatsmännern, die in den Franzosen die Zuversicht, Englands Beistand zu finden, gestärkt haben. Darum hätte er auch gewünscht, daß Sir Edward Grey in den entscheidenden Krisentagen dem Fürsten Lichnowsky die Erklärung abgegeben hätte, daß Deutschland beim Angriff auf Frankreich auch auf England stoßen werde, den noch heute in England so weit verbreiteten Irrtum teilend, als ob auf solche Weise der Krieg verhindert worden wäre, und darum hat er auch, als das Kabinett über die Kriegsfrage auseinanderbrach, alsbald seinen ganzen Einfluß bei den Konservativen eingesetzt, sich nötigenfalls zur Koalition zur Verfügung zu stellen, obwohl er bisher stets diesen Gedanken leidenschaftlich von sich gewiesen hatte.

Angesichts derartiger Dienste ist es nicht verwunderlich, daß die liberalen Führer ihn trotz seiner Zugehörigkeit zur Opposition an die Geschäfte heranzogen und zum Mitglied des Reichsverteidigungsausschusses ernannten. Diese Stellung zwischen den Parteien als „Jedermanns Vertrauter" stellte hohe Anforderungen an seinen Takt, gab ihm aber auch gewaltigen Einfluß. Aus ihr trat er erst heraus mit der Rückkehr ins amtliche Leben durch seine Ernennung zum ersten Lord der Admiralität, als die Koalition nun wirklich unabweislich wurde. Wieder offen-

barte er seine Kunst, eine große Verwaltungsmaschine reibungslos laufen zu lassen, jedoch gegenüber den ungeheuren Aufgaben des Seekriegs war seine Initiative nicht ausreichend. Daher nahm ihn Lloyd George, als er im Dezember 1916 Asquith beiseiteschob, in das seiner Natur zweifellos besser entsprechende Auswärtige Amt hinüber. An diesem Vorgehen gegen den bisherigen Chef konnte Balfour sich um so eher beteiligen, weil er sich überzeugt hatte, daß Asquith schließlich überall auf Haß und Mißtrauen stieß und infolgedessen nicht länger tragbar war. Von Interesse ist, daß er als einen der Gründe für Asquiths Mißerfolge sein Festhalten an Lord Kitchener ansah, dem er selbst scharf ablehnend gegenüber stand, während er Sir Edward Grey außerordentlich hoch einschätzte. Sein herbes Wort, Kitchener sei „a stupid man", der nichts wisse und nichts richtig tue, aber durch seine Kraft wirke, hat in England großes Aufsehen erregt. Jedoch nicht bloß diese Einsicht in das Versagen der bisherigen Führer hat ihn geleitet, sondern auch die positive Wertschätzung für Lloyd George. „Jedes politische Prinzip habe ich bekämpft, zu dem er sich bekennt, aber ich halte ihn für den einzigen Mann, der in diesem Augenblick die Mauer des militärischen Bürokratismus zu zerbrechen und durchzusetzen vermag, daß von den Gehirnen des Landes Gebrauch gemacht wird." Lloyd George seinerseits hat bekannt, bis dahin unterschätzt zu haben, „welch leidenschaftliche Vaterlandsliebe unter diesem ruhigen, gleichgültigen und scheinbar eisigen Äußeren brannte". Seitdem hat zwischen beiden grundverschiedenen Naturen enge Arbeitsgemeinschaft bestanden. Die Führung aber lag in allem eindeutig bei dem an Vitalität so stark überlegenen Premierminister. Während Balfour sich ihm gern unterordnete, hat er sonst Eingriffe in seine Zuständigkeiten schroff abgewehrt. Dafür ist charakteristisch seine Zurückweisung einer Kritik seitens des Generalstabs im Frühjahr 1918: „Jedes Ressort begeht Fehler, und alle andern Ressorts sind für sie sehr empfindlich. Aber dem dadurch abhelfen zu wollen, daß ein Ressort die Funktionen seines Nachbars an sich reißt, würde jedes Regierungssystem ruinieren und die Energie auch der geduldigsten und arbeitsamsten Verwaltung paralysieren." Dieser Haltung stellt Mrs. Dugdale die Unfähigkeit der deutschen Staatsmänner im Kriege gegenüber, sich die Leitung der politischen Angelegenheiten zu bewahren.

Von Balfours Außenpolitik bis zum Kriegsende fallen besonders ins Auge seine erfolgreiche Reise nach Amerika 1917 sowie die seinen Namen tragende und in der Tat ganz auf ihn zurückzuführende Deklaration zugunsten eines jüdischen Nationalheims in Palästina. Offensichtlich hat er hierbei, unter Weizmanns Einfluß, die Schwierigkeiten nicht genügend in Rechnung gestellt, denen sein Plan bei den Arabern begegnen mußte. Auch sind die Überlegungen, welche ihn vorwärtstrieben, in sich überaus widerspruchsvoll gewesen. Denn auf der einen Seite glaubte er im Zionismus als dem Hüter einer religiösen und rassischen Kontinuität eine eminent konservative Kraft erblicken zu dürfen, auf der andern dachte er dessen Beziehungen zu Lenin und Trotzky auszunützen!

Für uns ist natürlich von besonderem Interesse, welche Gestaltung des Friedens ihm vorschwebte. Dafür ist aufschlußreich die schon bekannte, mit Recht noch einmal im Wortlaut abgedruckte Denkschrift vom November 1916. Die Voraus-

setzung, von der sie ausgeht, ist der vollständige Sieg, so daß für den neuen Zustand keine Kompromisse, sondern allein die Wünsche der Alliierten grundlegend sein würden. Dann wäre die Karte Europas umzugestalten, „nicht um Land zu erwerben, sondern um die Sicherheit durch besser zu verteidigende Grenzen zu erhöhen", womit Balfour also den Grund als berechtigt anerkennt, aus dem Bismarck 1871 Metz genommen hat. Ein dauernder Friede, so führt die Denkschrift weiter aus, wird zu erreichen sein durch Verminderung des Raumes, aus dem die Mittelmächte Geld und Menschen für aggressive Zwecke herausholen könnten, und durch die Anwendung des Nationalitätenprinzips. Sie ergäbe nach Balfours Ansicht den Rückfall Elsaß-Lothringens an Frankreich; das auf Kosten Deutschlands und Österreichs vergrößerte Polen solle im Rahmen Rußlands (Balfour schreibt ja vor der bolschewistischen Revolution) eine Art Selbstverwaltung erhalten; Österreich seine italienischen Gebiete an Italien, Bosnien und die Herzegowina an Serbien, Siebenbürgen an Rumänien abtreten; Deutschland die dänischen Teile Schleswig-Holsteins zurückgeben, wobei Balfour mit lebhaftem Bedauern darauf hinweist, daß der Nordostseekanal nicht in deren Bereich liege. So viel Deutschland auf diese Weise verliere, bleibe es doch immer stark genug, sich der slawischen Gefahr zu erwehren. Die derart verkleinerten Mittelmächte sollten aber in ihrer Souveränität unangetastet bleiben. „Ich möchte jeden Versuch ausschließen, die inneren Angelegenheiten Deutschlands oder Österreichs anzurühren", schreibt er, sich darauf berufend, daß Napoleons Eingriff in das preußische Heeressystem das genaue Gegenteil des Gewollten herbeigeführt hat. Hinsichtlich der Kriegsentschädigung schließlich fordert er die Wiedergutmachung des in Belgien, Frankreich und Serbien angerichteten Schadens sowie Abgabe von Schiffen in Höhe der vernichteten Tonnage. Hier läßt er aber weitergehenden Forderungen ausdrücklich Raum, indem er dies als Mindestprogramm und sich selbst als unfähig zu entscheiden erklärt, ob nicht mehr verlangt werden müsse.

Im ganzen erweist diese Denkschrift, wie stark Balfour sich von seinem Glauben an Deutschlands Kriegsschuld hat leiten lassen. Aber so schlimm für uns die Konsequenzen gewesen sind, die er daraus zog, dachte er doch viel zu realistisch, um in solches Ausmaß des Siegerübermutes und der Rachgelüste zu verfallen, wie sie dann das Versailler Diktat bestimmt haben. Auch war ihm die Lehre der Geschichte gegenwärtig, die im wohlverstandenen britischen Interesse die Zerstörung des europäischen Gleichgewichtes verbot und speziell dem russischen Drang nach Westen den Riegel vorzuschieben mahnte. Darum war sein Programm, so weitreichender Schwächung Deutschlands er zustimmte, doch keineswegs die Vernichtung und vor allem nicht die unerträgliche moralische Demütigung der Besiegten. Daß sie sich verhängnisvoll auswirken müsse, war er einsichtsvoll genug zu erkennen.

Aber nicht sein Geist hat den Versailler Verhandlungen die Richtung gewiesen, und Balfour hat auch gar keinen ernsten Anlauf gemacht, seine Erkenntnisse in Handlungen umzusetzen. Selbst Mrs. Dugdale gibt zu, daß er in Paris nur „a secondary role" gespielt hat. Er begnügte sich damit, die Gefahren des endlosen Hinschleppens aufzuzeigen. Aber im übrigen vermochte er sich gegen die

Unbedenklichkeit und Grobheit der politischen Methoden, denen er begegnete, nicht zu behaupten. Zu gut kannte er die eigenen Grenzen, um den Kampf gegen die stärkeren Willensenergien auch nur zu versuchen. Er rettete sich in überlegene Ironie, aber ließ den Dingen ihren Lauf. Bestärkt wurde er darin auch dadurch, daß, seitdem Rußland der Revolution verfallen war und somit im Augenblick die Gefahr von Osten her nicht mehr drohte, auch er ein über sein ursprüngliches Programm hinausgehendes Herabmindern der deutschen Kraft für unbedenklich hielt; jetzt bezeichnete er auch die Rückgabe der Kolonien als unvereinbar mit der Sicherheit des Britischen Reichs. Mit der zu geringen Einschätzung der russischen Gefahr versagte also seine sonstige Fähigkeit, die Richtlinien der Zukunft zu erkennen. Nur insofern bewies er sie auch diesmal, als er dem Schlagwort nicht verfiel, das Versailles als den Beginn einer völlig neuen Epoche hinstellte: seine Geschichtskenntnis ließ ihn mit Sicherheit voraussehen, daß auch dieses Werk, wie alle früheren durch die Diplomatie am Abschluß großer Kriege errichteten, nicht ewig dauern werde. Andererseits aber entnahm er gerade diesem Bewußtsein wieder die Rechtfertigung vor sich selbst, als fehlerhaft erkannte Bestimmungen, die nur mit höchstem Kraftaufwand zu verhindern gewesen wären, geschehen zu lassen, da die Zeit sie von selbst korrigieren werde. Er glaubte an das Wiedererstehen Deutschlands, fürchtete davon neuen Krieg, hoffte jedoch dieser Gefahr durch den Völkerbund vorzubeugen. Deshalb erfüllte es ihn auch mit Sorge, wie gering Frankreichs Bereitschaft war, den geistigen Gehalt seiner Politik mit den idealistischen Träumen Wilsons in Einklang zu bringen. „Die einzige Radikalkur ist der Wandel im internationalen System der Welt – ein Wandel, zu dessen Förderung französische Staatsmänner nichts beitragen und auf dessen bloße Möglichkeit viele von ihnen mit schlecht verhülltem Spott blicken. Sie mögen recht behalten. Aber dann ist es sicher, daß keine Regelung der Rheingrenze Frankreich erhebt über den Rang einer zweitklassigen Macht . . ., die von Tag zu Tag den Wechseln und Zufälligkeiten einer sich dauernd umstellenden Diplomatie und ungewisser Bündnisse unterworfen sein wird." Das war seine Vorhersage im März 1919.

Obwohl er also die Ideen Wilsons keineswegs bloß als Utopien ansah, hat er doch vor allzu großen Hoffnungen auf den Völkerbund von vornherein gewarnt. Zwei Gefahren sah er für ihn voraus: entweder zu gering eingeschätzt zu werden und deswegen unwirksam zu bleiben, oder als zu stark angesehen und darum vor unmögliche Aufgaben gestellt zu werden. Wie richtig dies war, haben wir erlebt, als der Glaube an die Genfer Organisation durch Versagen vor solchen zu hohen Aufgaben den furchtbaren Schlag erlitt. Bei den Völkerbundstagungen hat Balfour – jetzt allerdings nicht mehr in der Stellung als Außenminister, die er nach der Rückkehr aus Paris bei seinen 71 Jahren mit der nicht an so anstrengende und regelmäßige Arbeit gebundenen des Lordpräsidenten des Staatsrats vertauschte – eine große Rolle gespielt und auch hier die Menschen fasziniert. Zweifellos hat er sich dabei Verdienste erworben, wie z. B. durch sein Eintreten für die Sanierung der österreichischen Finanzen, so daß Seipel ihn als Retter feierte. Dem steht jedoch gegenüber sein führender Anteil an der Zerreißung

Oberschlesiens, was allerdings bei Mrs. Dugdale im Lichte einer besonderen Leistung erscheint. Ganz stark trat er wieder in den Vordergrund, als er 1921 zum Führer der britischen Mission nach Washington ernannt wurde. Er hatte die schwierige Aufgabe, das Bündnis mit Japan in freundschaftlicher Form zu lösen und in ein allgemeineres Abkommen einzubauen. Wesentlich seinem Takt und seiner Geschicklichkeit hat England es zu danken, daß das Ende ein zunächst befriedigendes war und die Verträge über die Flottenstärke, China und die Südsee zustande kamen. Zum Dank erfolgte die Verleihung des Hosenbandordens und die Erhebung zum Earl, so daß Balfour aus dem Unterhaus, der Stätte seines jahrzehntelangen Wirkens ausschied. Der gegen seinen Protest erfolgte Sturz Lloyd Georges ließ dann auch ihn für zwei Jahre ohne amtliche Stellung, bis Baldwin ihn 1925 abermals zum Lordpräsidenten ernannte. Erst 1929, in seinem 81. Jahre ist er endgültig ausgeschieden. Von da an hat ihm schwere Krankheit bis zu seinem am 19. März 1930 erfolgenden Tode jedes Wirken unmöglich gemacht.

In diesen letzten Jahren seit der Rückkehr aus Amerika ist Balfours innenpolitische Haltung bestimmt gewesen durch das Bekenntnis zur Notwendigkeit der Koalition, nachdem er deren Vorteil so lange praktisch erprobt hatte. Als 1922 die Konservativen ihr den Rücken wandten, erhob er vergebens Einspruch, da die bestehenden Schwierigkeiten „eine staatsmännische Einsicht erfordern, die sich nicht durch Parteischlagworte inspirieren lassen darf, so groß und entscheidend deren Wichtigkeit auch war, bevor diese Weltkrisis begann, und erneut sein wird, wenn der gegenwärtige Stand wieder normalen Charakter angenommen haben wird". Der greise Balfour hat also die Starrheit überwunden, die er so lange an diesem Punkt bewiesen hatte. Darum prophezeite er den Konservativen, daß sie zur Koalition zurückkehren würden, dann aber unter viel weniger günstigen Umständen und im Angesicht schwerer Gefahren. 1931 bei der Abwertung des Pfundes und der Bildung der „Nationalregierung" hat sich das in vollem Umfang bestätigt.

Im übrigen kreisten seine Gedanken im letzten Jahrzehnt seines Lebens besonders stark um den Zusammenhalt des Weltreichs. Wenig einverstanden war er mit der Lösung der irischen Frage, die während seiner Abwesenheit in Amerika durchgeführt worden war. Gerade diese Lockerung aber ließ ihm sonst erst recht die Abwehr jeder Störung des Zusammenhalts zwischen Mutterland und Dominions als oberste Pflicht erscheinen. Und zwar betrachtete er als sicherstes Mittel hierzu die unbedingte Gleichberechtigung dieser letzteren. Der Gedanke, den er bereits 1911 ausgesprochen hatte, das Reich aufzubauen auf die Zusammenarbeit absolut unabhängiger Parlamente, leitete sein Wirken auf der Reichskonferenz 1926. Aus seiner Feder stammt der als klassisch geltende Bericht, der den einzelnen Gliedern die Stellung als „autonome Körperschaften, wenn auch geeint durch die gemeinsame Verbundenheit mit der Krone" zuwies. Als Zeugnis für das Festhalten an diesem Grundsatz bis zum Schluß hat Mrs. Dugdale einen noch nach dem Erscheinen ihres Buches aufgefundenen Zettel in der „Times" veröffentlicht, auf den Balfour wenige Wochen vor seinem Tode die Worte geschrieben hat:

„Woher stammt der Zusammenhalt des Reichs? 1. Patriotismus, Loyalität, Gewöhnung. 2. Religion, Rasse, verschiedenartige Formen des Stolzes, Sitte, Sprache. Bloßes Recht ist eines der schwächsten Bänder." Mit diesem Bekenntnis aber spricht Balfour nichts anderes aus als den Grundgedanken, der sich seit hundert Jahren immer eindeutiger in der britischen imperialen Politik entfaltet und dann im Westminsterstatut 1931 formellen Ausdruck gefunden hat. Soeben hat sich wieder die in London tagende Empirekonferenz zu ihm bekannt, und Stanley Baldwins Abschiedsworte waren beseelt von genau dem gleichen Geiste.

Obgleich Balfour also unzweifelhaft an diesem Punkte der Politik seines Landes die Richtung vorgezeichnet hat und obgleich wir an vielen Punkten festzustellen hatten, wie scharf sein Blick die die Zukunft verhängenden Schleier zu durchdringen vermochte, ist es offenbar doch nicht berechtigt, ihn unter die großen Staatsmänner Englands einzureihen. Das würde er wohl selbst mit dem kühl kritischen Skeptizismus, den er auch den eigenen Grenzen gegenüber an den Tag legte, lächelnd abgewehrt haben. Ein Mann von bezwingendem Scharm, hervorragendem Intellekt und bewundernswerter Vielseitigkeit wie Tiefe der Bildung, schlagfertig und witzig in der Debatte, Meister persönlichen Verhandelns, niemals ganz in der politischen Aufgabe aufgehend, und eben deshalb trotz aller glänzenden Fähigkeiten nicht fähig zum letzten, den großen Staatsmann ausmachenden Einsatz des Willens – dies scheint mir die Auffassung, die eher seinem Wesen und seiner historischen Bedeutung gerecht wird.

Leopold von Ranke

(1795–1886)

Politik und Geschichte

Das Nationalbewußtsein eines großen Volkes fordert eine angemessene Stellung in Europa. Die auswärtigen Verhältnisse bilden ein Reich nicht der Konvenienz, sondern der wesentlichen Macht; und das Ansehen eines Staates wird immer dem Grade entsprechen, auf welchen die Entwicklung seiner inneren Kräfte steht. Eine jede Nation wird es empfinden, wenn sie sich nicht an der ihr gebührenden Stelle erblickt.

*

Ich sage nicht, daß nicht viel Unrecht geschehen, daß nicht viele Ansprüche zu vergleichen, viel Übel gutzumachen übrig sei. Es ist dies nur allzu gewiß. Allein durch die Eigentümlichkeit der Ereignisse in unserm Lande ist uns eine ganz andere Aufgabe gestellt worden. Einmal liegt uns nicht sowohl ob, zu behaupten, was wir durch die Revolution erworben, als vielmehr das zu ersetzen, was wir durch dieselbe verloren haben.

*

Unsere Lehre ist, daß ein jedes Volk seine eigene Politik habe. Was will sie doch sagen, die Nationalunabhängigkeit, von der alle Gemüter durchdrungen sind? Kann sie allein bedeuten, daß kein fremder Intendant in unseren Städten sitze und keine fremde Truppe unser Land durchziehe? Heißt es nicht vielmehr, daß wir unsere geistigen Eigenschaften, ohne von andern abzuhängen, zu dem Grade der Vollkommenheit bringen, deren sie in sich selber fähig sind? Daß wir die Natur, die wir von Gott haben, unser ursprüngliches Eigentum, unser Wesen, auf die von denselben geforderte Weise selbständig ausbilden?

Warum gibt es endlich verschiedene Staaten? Ist es nicht darum, weil es verschiedene gleich gute Möglichkeiten derselben gibt? Die Idee der Menschheit, Gott gab ihr Ausdruck in den verschiedenen Völkern. Die Idee des Staates, sie spricht sich in den verschiedenen Staaten aus. Gäbe es nur eine untadelhafte Möglichkeit des Staates, gäbe es nur eine rechte Form desselben, so wäre die Universalmonarchie allein vernünftig.

*

Ein großes Volk, sowie ein selbständiger Staat, wird nicht allein daran erkannt, daß es seine Feinde von den Grenzen abzuwehren wisse. Die Bedingung seiner Existenz ist, daß es dem menschlichen Geiste einen neuen Ausdruck verschaffe, ihn in neuen, eigenen Formen ausspreche und ihn neu offenbare. Das ist sein Auftrag von Gott.

*

Gerade an dem, was das Allerwichtigste, was die Grundlage des gesamten Daseins bildet, versucht man sich mit unberufenen Händen. Insofern aber die Bemühungen nicht etwa zerstörend wirken, sind sie ganz vergeblich. Mit dem besten Diskurs ist es nicht ausgerichtet. Die Grammatik kann nie eine Sprache, die Ästhetik nicht einmal ein Gedicht, die Politik aber nimmer mehr einen Staat hervorbringen. Euer Vaterland werdet ihr euch nicht erklügeln.

★

Denn soviel ist gewiß: nicht außerhalb des Staates liegt seine Idee; in ihm selber wird sie gefunden. Sie gibt seiner Bewegung den Antrieb, ohne den er erstarren, stillstehen oder absterben würde; sie ist sein geistiges Leben; aus verborgenem Grunde entsprungen, hält sie das gegenwärtige Geschlecht zusammen und verbindet die Reihen der Generationen miteinander.

★

Praktisch lebt die Idee in den wahren Staatsmännern: sie ist die Regel ihres Verhaltens. In ihrem Denken, in ihrem Geiste konzentriert sich das geistige Dasein des Staates. Die materiellen Bedingungen, welche sie zu beschränken scheinen, geben ihnen vielmehr, da sie die Vergangenheit in sich fassen, Maßstab und Anhalt. Etwas Neues zu machen, werden sie an sich nicht beabsichtigen. Sie sind nicht der Staat, obwohl der Staat in ihnen ist. Deutlich liegt ihre Aufgabe vor ihnen: es ist die Fortleitung des schon begonnenen Lebens, seine Erhöhung von Moment zu Moment, die Befestigung seiner Gesundheit, die in dem frischen Umlauf, ich möchte sagen, des geistigen Blutes durch alle Adern besteht.

★

Den Bau der Staaten hält ein moralisches Zement zusammen. Unser Leiden ist, daß es an so vielen Stellen lose und locker geworden.

★

Nicht dadurch wird man es herstellen, daß man nach allen Seiten hinhört, bald einem, bald einem andern Prinzipium folgt, bald diese, bald jene Neuerung macht und den Parteien nachgibt, sondern dadurch, daß man stark ist, Vertrauen einflößt, sich selber treu bleibt, indem man das Neue mit dem Alten, den Widerstand mit dem Fortgang verbindet, auf der Bahn der Entwicklung sicher und groß einhergeht. Vor einem in sich selber begründeten Dasein verbleichen die Nachahmungen und falschen Forderungen; die Parteien werden ihm nichts anhaben. Den Sand der Wüste treibt der Sturmwind hierhin und dorthin, das Gebirge läßt er wohl stehen.

★

Nicht dort ist unser Vaterland, wo es uns endlich einmal wohl ergeht. Unser Vaterland ist vielmehr mit uns, in uns. Deutschland lebt in uns, wir stellen es dar, mögen wir wollen oder nicht, in jedem Lande, dahin wir uns verfügen, unter jeder Zone. Wir beruhen darauf von Anfang an und können uns nicht emanzipieren. Dieses geheime Etwas, das den Geringsten erfüllt wie den Vornehmsten –

diese geistige Luft, die wir aus- und einatmen — geht aller Verfassung vorher, belebt und erfüllt alle ihre Formen.

*

Die Geschichte aber lehrt uns, daß jedem Zeitalter seine eigne Fehlerhaftigkeit anhaftet und seine eigentümliche Fähigkeit zur Tugend beiwohnt, so daß wir weder zur Verzweiflung noch zum Stolz und Übermut besonderen Grund haben. Auch das lernen wir, daß jedem Zeitalter seine eigne Aufgabe gegeben und vorgezeichnet sei und so auch dem unsrigen, welche mit Fleiß und Sorgsamkeit durchzuführen wir uns selbst anschicken müssen. Endlich erkennen wir, daß die menschlichen Dinge weder durch Truggebilde gelenkt werden, sondern ihre glückliche Durchführung nur von Tugend, Verstand und Weisheit abhänge.

*

In großen Gefahren kann man wohl getrost dem Genius vertrauen, der Europa noch immer vor der Herrschaft jener einseitigen und gewaltsamen Richtung beschützt, jedem Druck von der einen Seite noch immer Widerstand von der andern entgegensetzt und bei einer Verbindung der Gesamtheit, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt enger und enger geworden, die allgemeine Freiheit und Sonderung glücklich gerettet hat.

*

Man ist fast allgemein der Ansicht: unsere Zeit habe nur die Tendenz, die Kraft der Auflösung. Ihre Bedeutung sei eben nur, daß sie den zusammenhaltenden, fesselnden Institutionen, die aus dem Mittelalter übrig, ein Ende mache; dahin schreite sie mit der Sicherheit eines eingepflanzten Triebes vorwärts; das sei das Resultat aller großen Ereignisse, Entdeckungen, der gesamten Kultur, eben daher komme aber auch die unwiderstehliche Hinneigung, die sie zu demokratischen Ideen und Einrichtungen entwickele; und diese bringe dann alle die großen Veränderungen, deren Zeuge wir sind, mit Notwendigkeit hervor. Es sei eine allgemeine Bewegung, in der Frankreich den andern Ländern vorangehe. Eine Meinung, die freilich nur zu den traurigsten Aussichten führen kann. Wir denken indes, daß sie sich gegen die Wahrheit der Tatsachen nicht zu halten vermögen wird.

*

Weit entfernt, sich bloß in Verneinungen zu gefallen, hat unser Jahrhundert die positivsten Ergebnisse hervorgebracht; es hat eine große Befreiung vollzogen, aber nicht so durchaus im Sinne der Auflösung; vielmehr diente ihr dieselbe, aufzubauen, zusammenzuhalten. Nicht genug, daß es die großen Mächte allererst ins Leben gerufen; es hat auch das Prinzip aller Staaten, Religion und Recht, es hat das Prinzip eines jeden insbesondere lebendig erneuert.

Aus Leopold von Ranke, „Geschichte und Politik". (Leipzig, Alfred Kröner.)

HERMANN VAN HAM

Erinnerungen an den preußischen Hof in Koblenz

Nach Aufzeichnungen der Frau v. Breuning (1850–1871)

Fanny v. Breuning geb. Simons – geb. 1828, gest. 1902 – entstammte einer rheinischen katholischen Patrizierfamilie. Die ihres Gatten, des Oberprokurators, späteren Geh. Oberjustizrats Karl Philipp v. Breuning, eine heute im Mannesstamm erloschene kurkölnische Beamtenfamilie, ist durch die herzliche Aufnahme und Fürsorge allgemeiner bekanntgeworden, die sie dem jungen Beethoven in Bonn gewährt hat. – Unsere kleine Auswahl aus den Erinnerungen setzt in dem Zeitpunkt ein, in dem die Breunings von Bonn nach Koblenz versetzt wurden.

Im Frühling 1850 wurde der Prinz von Preußen[1] von seinem Bruder, König Friedrich Wilhelm IV., zum Gouverneur der Rheinprovinz ernannt und das Schloß zu Koblenz ihm als Wohnsitz angewiesen. Es war dies eine Verbannung. Zwischen dem König und dem Prinzen herrschten starke politische Meinungsverschiedenheiten, die durch eine Äußerung der Frau Prinzeß[2] noch persönlich verschärft worden waren. Die Äußerung hatte gelautet: „Wenn Friedrich der Große noch lebte, er hätte die Krone angenommen und wäre jetzt Kaiser von Deutschland[3]". Darauf hatte der König nur erwidert: „Madame haben die Erlaubnis, Berlin zu verlassen." Und am selben Tage noch erfolgte die Ernennung des Prinzen und die Abreise nach Koblenz. Sie geschah so schnell und unerwartet, daß im Koblenzer Schloß nicht die notwendigsten Vorkehrungen getroffen werden konnten. Es fehlte an allem in den ersten Tagen. Nicht einmal das nötige Bettzeug für den kleinen Hofstaat war vorhanden, und Herr Bork[4] hat mir erzählt, daß in der ersten Nacht der Prinz mit einer Decke über dem Arm an der Tür seines Schlafzimmers geklopft habe mit den Worten: „Lieber Bork, ich habe zwei, nehmen Sie die eine", worüber Bork noch bei der Erzählung ganz gerührt war. – Die Verstimmung mit dem König ist auch weiter dauernd geblieben[5]. Dabei fiel es dem Prinzen, dem nachgesagt wurde, daß er für die Rheinprovinz wenig Sympathie und Liebe

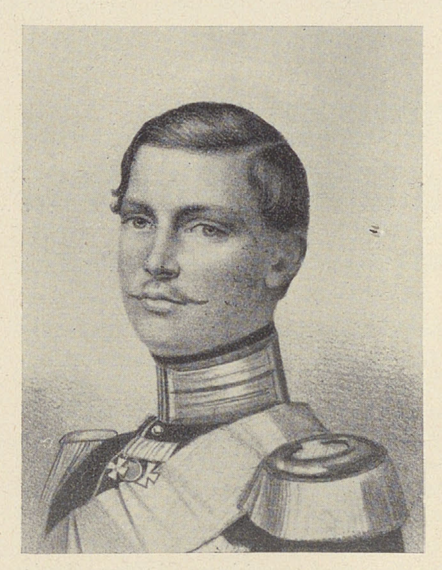
[1] Der spätere König und Kaiser Wilhelm I.

[2] Augusta geb. Prinzessin von Sachsen-Weimar, geb. 30. Sep. 1811, die spätere Kaiserin, gest. 7. Januar 1890.

[3] Bei dem Konflikt handelte es sich nicht um die bekannte Ablehnung des Angebots der Frankfurter Kaiserdeputation am 3. April 1849, sondern um das Scheitern der späteren Verhandlungen mit dem Reichsminister v. Beckerath und um das Zurückweichen Preußens vor Österreich in der Frage der sogenannten Unionsverfassung im Mai 1850.

[4] Geh. Hofrat, Korrespondenz-Sekretär der Privatkanzlei des Prinzen.

[5] Über die Art, wie der Prinz sogar polizeilich in Koblenz überwacht wurde, vgl. Hans Blum, Die deutsche Revolution 1848/49 (1898), S. 466.



Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen (später Kaiser Friedrich III.). Aufnahme aus dem Anfang der 50er Jahre

habe, schwer, sich in die neuen Verhältnisse und die Trennung von Berlin zu finden. Er schien das Leben in Koblenz sehr langweilig und einförmig zu finden, so daß die Prinzeß zu seiner Zerstreuung darauf verfiel, kleine Theaterstücke aufführen zu lassen, was am preußischen Hof zu jener Zeit etwas noch nie Dagewesenes war. – Sie, die Prinzeß selbst, fühlte sich dagegen bald am Rhein heimisch. Sie stellte sich gleich an die Spitze der frommen Vereine, besuchte Klöster und Hospitäler und eroberte rasch die Herzen. Ihrem Einfluß war es auch zuzuschreiben, daß der Prinz Friedrich Wilhelm[6] die Universität in Bonn damals bezogen hatte, woher ich ihn kannte. Die Prinzeß sprach mich im Januar 1852 auf einem Ball beim General von Griesheim[7] darauf an, daß ihr Sohn viel von mir und meinem elterlichen Haus mit ihr gesprochen habe. Ich erzählte von dem heiteren und zwanglosen rheinischen Ton, der auch im Verkehr mit den Prinzen – der Herzog von Holstein war ebenfalls damals dort[7a] – in Bonn herrsche; daß man sich aber von allen Seiten bemühe, ihm, dem Prinzen Friedrich Wilhelm, zu zeigen, wie sehr er am Rhein willkommen sei. Auch der Prinz von Preußen selbst sprach damals mit mir darüber, daß sein Sohn ja in Bonn auf meiner Hochzeit gewesen sei. Mit ihm war mir die Unterhaltung aber durchaus nicht leicht; denn ich hatte als echte Rheinländerin ein großes Vorurteil gegen ihn[8]. Und ich war froh, als dann Prinz Friedrich Wilhelm selbst mich von ihm fort zur Française abholte. Dagegen habe ich bald immer mehr die Schönheit, den Geist und die Sicherheit des Auftretens der Prinzeß bewundern gelernt, wozu sich ein Gefühl des Mitleids gesellte, als ich bemerkte, daß der Prinz trotz vielen Entgegenkommens von ihrer Seite ihr stets mit Kälte begegnete. Sie mag mein Mitgefühl erkannt haben, daher ihr schnelles Vertrauen, von dem ich beim Tode meines Bruders Friedrich (1852) den ersten Beweis erhielt. „Sie haben einen großen Verlust erlitten", sagte sie, „aber es gibt Schmerzen, die noch schwerer zu ertragen sind. Sie wissen, daß mein Sohn seiner Gesundheit

[6] Ihr einziger Sohn, der spätere Kaiser Friedrich III.

[7] Kommandant des 8. Armeekorps, intimer Freund Roons. Er gehörte zu den Mitarbeitern an den Militärreorganisationsplänen des Prinzen von Preußen, starb aber schon 1854.

[7a] Friedrich Christian Herzog v. Holstein, der Vater der letzten deutschen Kaiserin.

[8] Der „Kartätschenprinz" hatte 1848 den demokratischen Rheinländern als die Seele der Reaktion gegolten.

wegen nach Italien ist, und meine Sorgen begleiten ihn. Bei der kürzlich stattgefundenen Hochzeit des Prinzen Friedrich Karl hat nun der König diesem bei seinem Einzug die Ehrenbezeigungen erweisen lassen, die sonst nur dem königlichen Thronerben zuerkannt werden, mit der Begründung, der Sohn seines ältesten Bruders habe doch keine Aussicht, je den Thron zu besteigen. Was ich dabei empfunden habe, können Sie sich denken[9]". Es traten ihr die Tränen in die Augen; ich wußte nicht, was ich erwidern sollte, und küßte ihr die Hand. — —



General v. Moltke. 1851

Im Jahre 1856 reiste Prinz Friedrich nach Fontainebleau, um Louis Napoleon und der Kaiserin Eugénie



Eugénie, Kaiserin der Franzosen

seine Aufwartung zu machen. General v. Moltke war sein Begleiter[9a]. Auf der Rückreise weilt er einen Tag bei seinen Eltern in Koblenz, und an dem Abend waren wir zum Tee befohlen. Ich saß neben Moltke, dem ich, da er wie meistens schwieg, erzählte, daß die Kaiserin Eugénie mit mir im Sacré-Coeur in Paris[10] zusammen erzogen und ganz so einfach gehalten worden sei wie wir alle. „Wie ist das möglich", sagte er da lebhaft, „die Kaiserin bewegt sich mit vollendeter Sicherheit und Hoheit. Sie ist so ganz Herrscherin, daß ich nicht begreife, wie jemand, der für diese Stellung nicht geboren und dabei einfach erzogen wurde, wie Sie sagen, die Repräsentation so vollkommen ausfüllen kann, besonders alle Huldigungen so selbstverständlich

[9] Es war m. W. bisher nicht bekannt, daß Friedrich III. bereits in diesen frühen Jahren zeitweise schwer leidend gewesen war.

[9a] Moltke war bis zu seiner Ernennung zum Generalstabschef am 29. Oktober 1857 persönlicher Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.

[10] Traditionelles klösterliches Erziehungsinstitut des Adels mit Niederlassungen auch in Deutschland; so in Riedenburg und Blumenthal.

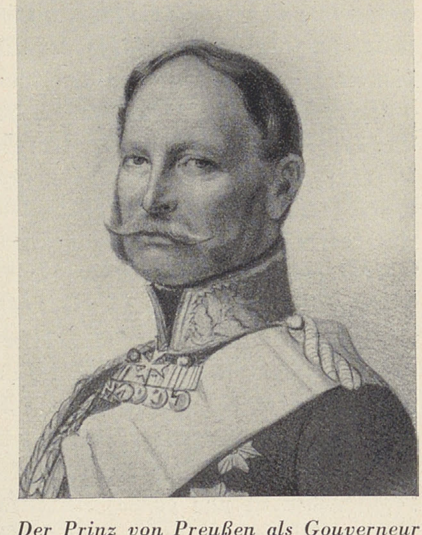
entgegenzunehmen weiß." – „Sollte das nicht überhaupt einer Frau leichter werden", lachte ich, „besonders wenn sie von so hervorragender Schönheit stets an Huldigungen gewöhnt war?" – „Ja, Sie haben recht, einer Frau muß das leichter fallen", sagte der General und wurde dabei so nachdenklich, als wenn er ein Problem zu lösen hätte. Dann fuhr er plötzlich lebhaft auf: „Die Kaiserin ist wirklich eine überraschende Erscheinung, von unvergleichlicher Anmut. Hals und Arme sind von unübertrefflicher Schönheit, die Figur ist schlank, ihre Toilette ausgesucht geschmackvoll;" er wollte fortfahren, da rief Prinz Friedrich Wilhelm dazwischen: „Aber liebe Breuning, was haben Sie mit Moltke? So gesprächig haben wir ihn überhaupt noch nie gesehen!" Ich erwiderte, unser Gesprächsthema schiene eine elektrische Wirkung gehabt zu haben. „Ah, ich weiß", sagte der Prinz, zog eine Photographie der Kaiserin aus dem Portefeuille und hielt sie vor sich hin, wie in Ekstase mit verliebten Blicken sie betrachtend, „wie kann man auch anders als bezaubert sein, wenn man s i e gesehen!" Wir lachten alle, nur Moltke blieb vollkommen ernst. – Der folgende Morgen brachte mir eine Überraschung. Der General machte mir schon um 11 Uhr einen Besuch, da er um 2 Uhr mit dem Prinzen abreiste. Weil ich die Kaiserin von der Pension her kenne, brachte er das Gespräch wieder auf die intimen Abende bei ihr in Fontainebleau, denen er beigewohnt hatte, und erzählte davon: „Das Gespräch kam einmal auf den Magnetismus. Ein Kammerherr der Kaiserin wurde von einem anwesenden Arzt hypnotisiert[11]. Er muß seine Rolle gut gespielt haben oder wirklich eingeschlafen sein, und er weinte dabei. Es entwickelte sich dann folgendes Gespräch: Der Arzt: ‚Sie leiden?' Der Kammerherr: ‚Ja.' Der Arzt: ‚Wo denn?' Der Kammerherr: ‚Am Herzen.' Der Arzt: ‚Sie schlafen hier nicht gut?' Der Kammerherr: ‚Nein.' Der Arzt: „Wo wünschen Sie zu sein?' – Da unterbrach die Kaiserin: ‚Ach, stellen Sie doch nicht solche Fragen, er spricht bisweilen Dummheiten!' – Ob Moltke sich wohl seiner Schwärmerei erinnerte, als er 1870 ins Feld fuhr? Ich wollte danach fragen, als ich ihn am 9. August auf dem Bahnhof in Köln wiedersah; aber die Situation war zu ernst dazu. –

Im Jahre 1857, dem letzten Jahr, das der Prinz von Preußen dauernd in Koblenz verbrachte, da ihn die Stellvertretung seines Bruders nach Berlin berief[12], waren wir regelmäßig zum Tee befohlen. Die Abende bei der Prinzeß spielten sich wie folgt ab. Es wurde damit begonnen – dies jedoch nur, wenn der Prinz nicht zugegen war – daß der französische Vorleser, Mr. Guillard, etwas aus dem Figaro oder der „Revue des deux mondes", die nie auf dem Tisch fehlte, vorlas, was dann besprochen wurde. Die Prinzeß, die gerne, aber nur leidlich französisch sprach, hatte diesen Professor Guillard aus Paris kommen lassen,

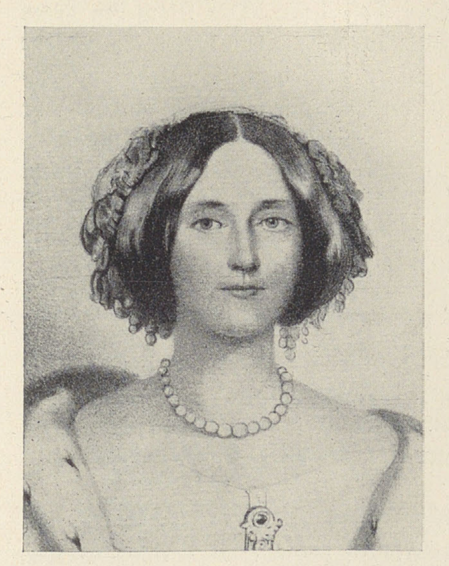
[11] Es ist bekannt, daß der Hof dort und auch Napoleon III. selbst sich mit Okkultismus etc. viel beschäftigt haben.

[12] Der Prinz wurde am 23. Okt. 1857 zum erstenmal Stellvertreter des Königs, am 7. Okt. 1858 Regent und am 2. Jan. 1861 selbst König. Die Königin blieb bekanntlich meist in Koblenz wohnen.

durch den sie auch überraschende Fortschritte machte. An den französischen Teil schloß sich oft ein kleiner deutscher wissenschaftlicher Vortrag eines der Gelehrten, die die Prinzeß – neben Düsseldorfer Künstlern – zuzog, wobei es dann ein Genuß war, dessen Diskussion mit der Prinzeß zu folgen. Nur war merkwürdigerweise nie von deutscher Literatur die Rede. Sie hatte anscheinend trotz ihrer Jugend um Goethe literarisch nur Interesse für französische Erzeugnisse. Sehr pünktlich in allen ihren Gewohnheiten, zog sie sich stets gegen 10¾ Uhr zurück. – Bezüglich der Gäste war, trotz der erwähnten deutschen Herren, an sich ihre Vorliebe für Ausländer eine bekannte Tatsache; und da in dieser Zeit durch die in Aussicht genommene Vermählung ihres Sohnes mit der Prinzeß royale die Engländer in besonderer Gunst standen, wurde eine Familie Langley von der Prinzeß sehr bevorzugt. Mr. Langley war ein gut aussehender Mann, der es wegen seiner für englische Begriffe einfachen Vermögensverhältnisse vorzog, in Deutschland zu leben. Sie eine in der Konversation sehr gewandte und schöne Frau, die nicht nur die Prinzeß auszeichnete, sondern der auch der Prinz seine Bewunderung nicht zu versagen schien und mit der er sich gerne unterhielt. Gegen Ende der 50er Jahre aber machte Mr. Langley eine bedeutende Erbschaft, die ihn bewog nach London überzusiedeln und dort eine Weinhandlung zu gründen. Graf Goltz[12a], der mit Langleys sehr befreundet gewesen – er war Pate eines der Söhne, der nach ihm mit Vornamen „Goltz" hieß – suchte die Familie dort auf bei der Gelegenheit eines Besuches der Königin am englischen Hofe und hat mir erzählt, daß Mrs. Langley bei die-



Der Prinz von Preußen als Gouverneur der Rheinprovinz. Aufnahme aus dem Jahre 1854



Prinzessin Augusta von Preußen. Aufnahme aus dem Jahre 1854

[12a] Karl Friedrich Graf v. d. Goltz, Generaladjutant des Prinzen bzw. Königs.

ser Gelegenheit auch wieder eine Audienz bei J. M. gehabt habe. Der König aber wollte nie mehr an die Familie erinnert sein und wich meinen dahin zielenden Bemerkungen stets in auffallendster Weise aus. Es chokierte ihn, daß ein Weinhändler früher Mitglied seines cercle intime gewesen war. –

Nach dem Kriege 1866 kam die Königin erst im Spätherbst nach Koblenz. Bei der Begrüßung – ich war zum Charpiezupfen bei ihr – fragte sie sogleich lebhaft: „Was haben Sie zu den großen Ereignissen gesagt?" – „Dieselben waren gewiß über alles Erwarten glorreich, Majestät, allein ich habe mich doch einer wehmütigen Empfindung oft nicht erwehren können", antwortete ich. „Sie sprechen mir aus der Seele, so ist auch mein Empfinden", und sehr ernst fügte sie dann hinzu: „oft frage ich mich auch, ob man uns, wenn es anders gekommen wäre, hier die Treue und Hingabe bewahrt hätte." – „Des bin ich sicher, Majestät", entgegnete ich schnell, „wir Rheinländer sind ja zuletzt zu Preußen gekommen. Allein es hat sich gezeigt, wie die Liebe zum königlichen Haus hier gewachsen ist und zugenommen hat. Und das ist der Fall, seit Prinz Friedrich Wilhelm in Bonn war und besonders, seit Majestät hier am Rhein leben. Der Rheinländer ist nun einmal ein enfant gâté qui veut être choyé." Die Königin erwiderte nichts, sah mich aber mit einem dankbaren, ja direkt liebevollen Blicke an. Meine Worte klangen wie eine Schmeichelei, aber sie beruhten ganz auf Wahrheit. Es hatte sich eine große Veränderung in der Gesinnung der Rheinländer vollzogen, und nur der rheinische Adel – die sog. „Autonomen" – hielt sich noch in auffallender Entfernung. Nur wenige, wie der Graf Fürstenberg-Stammheim, ließen sich am Koblenzer Hofe sehen. Das Vorgehen gegen Österreich hatte sie erneut verletzt; denn viele dieser Familien hatten ihre Söhne in der österreichischen Armee. Im allgemeinen aber hatte die Liebe und Zuneigung, besonders für die in Berlin so verhaßte Königin hier wirklich sehr zugenommen. Man wußte ihr Dank, daß sie sich für katholische Zwecke und Vereine interessierte und die Klöster mit Vorliebe besuchte. Ja, man hat zuletzt geglaubt – und nicht am wenigsten der katholische Klerus – daß sie im Herzen katholisch sei. Wenn dies nach meiner Kenntnis auch nicht zutraf – sie blieb gläubige Protestantin, und die Annahme hat sich hauptsächlich dadurch so verbreitet, daß sie nach ihrem Unfall[13] jahrelang eine katholische Ordensschwester aus Westfalen zur Pflegerin hatte – so ist es doch richtig, daß sie für die Orden große Sympathie und Bewunderung hegte. Sie sagte mir z. B. 1867, als sie gelegentlich der Ausstellung in Paris dort auch Maria[14] im Sacré-Coeur besucht hatte: „Wenn ich in der Lage gewesen wäre, meine Tochter nach freier Wahl in eine Erziehungsanstalt zu bringen, so wäre meine Wahl unbedingt auf Sacré-Coeur gefallen."

Die Tätigkeit, die die Königin 1866 während des Krieges in der Organisation des vaterländischen Frauenvereins entfaltet hatte, hat auf ihr Verhältnis zum

[13] Im Jahre 1880 ist die Kaiserin zweimal kurz hintereinander gestürzt, an der Koblenzer Rheinbrücke und in Babelsberg, und hat seitdem nicht mehr allein gehen können.

[14] Tochter der Frau v. Breuning.

König stark zurückgewirkt. Sie selbst wurde dadurch, daß sie eine Wirksamkeit hatte, innerlich ruhiger, und da der König ihre Leistungen anerkannte, so war es natürlich, daß er jetzt außer über diese auch über andere – politische – Fragen mit ihr zu sprechen begann. Zu einem geradezu bestimmenden Einfluß ist sie aber trotz aller Behauptungen Bismarcks nicht gekommen. Die Umgebung der Königin – Graf Nesselrode[15], Graf Stillfried von Alcantara[16] und vor allem der Hausminister v. Schleinitz[17] – bestand zwar ausschließlich aus Gegnern Bismarcks, und sie mögen durch ihren Gesamteinfluß auf den Kaiser oft den Plänen des Reichskanzlers im Wege gestanden haben. Diesen Einfluß aber nur oder immer direkt auf die Kaiserin zurückzuführen, ist nach meiner Überzeugung und nach dem, was ich wiederholt durch die Gräfin Hacke[17a] gehört habe, nicht richtig. Von der Schärfe des Gegensatzes zu Bismarck bei ihrer Umgebung erzählte mir allerdings der Prinz W. von Holstein[18] 1868, gerade von Berlin zurückkehrend, ein Beispiel. Bismarck war zum Vortrag befohlen. Als er sich zur Audienz einfand, war Seine Majestät aber noch in einer Unterredung mit einem anderen Herrn, und Bismarck mußte deshalb im Vorzimmer etwas warten. Außer dem Lakaien und dem diensttuenden Adjutanten befand sich zufällig auch Graf Nesselrode daselbst, der aber, ohne von Bismarck Notiz zu nehmen, am Fenster stehenblieb und hinausschaute. Wütend über die Rücksichtslosigkeit brach Bismarck aus: „Généralement dans les bonnes maisons les domestiques sont polis. Ici la valetaille ne l'est pas!" Nesselrode tat das Klügste, was er tun konnte, wenn er einen Ehrenhandel vermeiden wollte, er schien nicht zu verstehen. –

Am Spätnachmittag des 9. August [1870] schickte Oberbürgermeister Bachem[19] zu uns mit der Bitte, uns unverzüglich an den Bahnhof zu begeben, da der König um 8 Uhr zur Armee durchreise. Es waren 26 bis 28 Personen versammelt. Der König entstieg mit sehr ernster Miene dem Zuge, die sich auf die brausenden Hochrufe der Volksmenge hin etwas erhellte. Bei seinem Eintritt in den Wartesaal überreichte ihm Frau v. Oppenheim[20] einen Rosenstrauß. Der König nahm ihn zwar entgegen, legte ihn aber sofort ablehnend wieder auf einen Nebentisch mit den Worten: „Es ist leider keine Zeit für Blumen." Als er meinem Manne die Hand gab, sagte er: „Welch ernste, schwere Zeiten", und zu mir dann: „Ich denke, Sie sind die letzte alte Bekannte, die ich vor Ausbruch des Krieges noch sehe. Haben Sie herzlichen Dank, daß Sie gekommen sind." Bismarck trat mit einer eben hier in Köln vorgefundenen Depesche auf ihn zu, worauf der König

[15] M. Graf v. Nesselrode-Ehreshoven, Oberhofmeister der Königin.

[16] Dr. R. Graf Stillfried von Alcantara und Rattonitz, Oberzeremonienmeister.

[17] Alexander Freih. v. Schleinitz, von 1858–61 Minister des Äußeren, seitdem Hausminister; auf Veranlassung der Kaiserin bei ihrer goldenen Hochzeit 1879 zum Grafen erhoben. – Frau v. Breuning kannte die Beziehungen von Schleinitz zur Königin besonders genau, denn er lebte von 1850 bis zum Regierungsantritt des Prinzregenten als Privatmann in Koblenz und ebenfalls in sehr engem Verkehr mit dem Hof.

[17a] Adelaïde Gräfin Hacke, Palastdame der Königin.

[18] Gouverneur der Festung Koblenz-Ehrenbreitstein.

[19] Oberbürgermeister von Köln, wohin die v. Breunings vorübergehend versetzt worden waren.

[20] Frau des Geh. Kommerzienrats und Bankiers in Köln Freiherrn Abraham v. Oppenheim.



Koblenz im Jahre 1864 (links das königliche Schloß, rechts der Ehrenbreitstein)

Bilder: Philipp Reclam jun. Leipzig

ihn, Roon, Moltke und einen vierten, ich glaube General v. Boyen[21], zu einer Besprechung in einen angrenzenden Raum bat. Nach fünf Minuten kamen sie zurück. Dabei fiel mir auf, daß Bismarck sich eine der Rosenknospen ins Knopfloch gesteckt hatte und sehr selbstbewußt, strahlend und siegessicher aussah, während die Mienen der anderen sehr ernst waren. Der König sagte dann zum Erzbischof Melchers: „Sollten, was Gott verhüten möge, die Franzosen vor Köln erscheinen, so bitte ich Sie, die Fahne mit dem roten Kreuz auf dem Dome aufziehen zu lassen." Der Erzbischof erklärte, daß er dem Befehle Seiner Majestät nachkommen werde. Dann sich wieder zu meinem Manne wendend, erkundigte er sich nach der Stimmung in Köln: „Es ist alles in der einmütigsten, hellsten Begeisterung für unsere gute Sache." – „Ja, die Rheinländer sind gleich voller Enthusiasmus, aber ob sie auch ausdauernd und zuverlässig sind?" Da ich diese Worte hörte, konnte ich mich nicht enthalten zu sagen: „Majestät tun uns Rheinländern doch unrecht." – „Meinen Sie, nun es wird sich ja zeigen." – Unterdessen hatten die Kundgebungen der begeisterten Menge einen immer höheren Grad erreicht. Es wurde die „Wacht am Rhein" und „Heil dir im Siegerkranz" gesungen, bis Seiner Majestät die Meldung gemacht wurde, daß der Zug in Bereitschaft gesetzt sei. – –

Als nach Beendigung des Feldzuges der Kaiser zur gewohnten Kur in Ems sich wieder eingefunden hatte, drängte es uns, ihn gleich zu begrüßen. Wir richteten

[21] General v. Boyen war nach Sedan der Begleiter Napoleons III. nach Wilhelmshöhe.

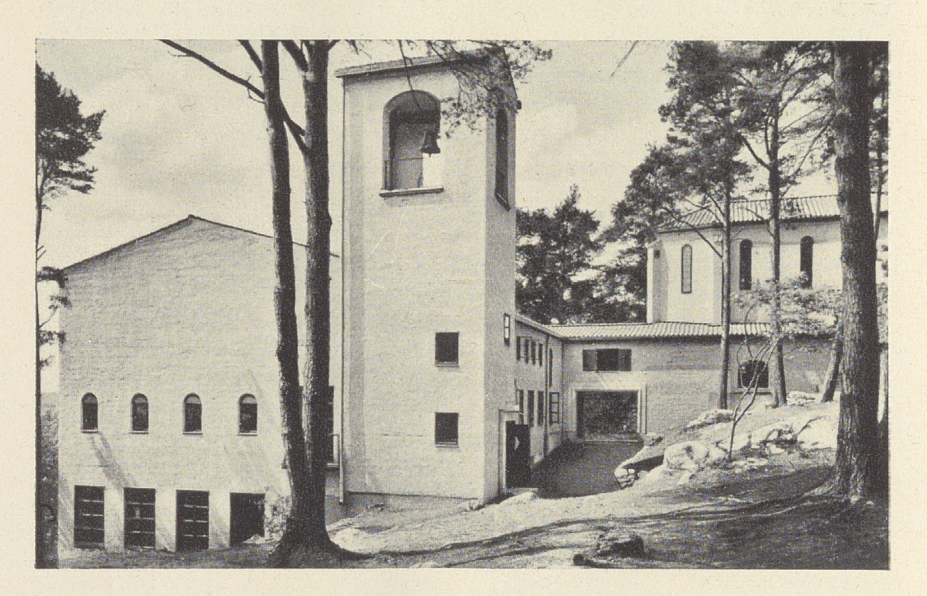
es ein, daß wir ihm auf seiner alltäglichen Promenade die Lahn entlang begegneten. Mein Mann brachte ihm das Schickliche über unsere Bewunderung und unsere Glückwünsche zu den glorreichen Erfolgen zum Ausdruck. „Wohl können wir uns Glück wünschen“, erwiderte der Kaiser, ein wenig die Worte meines Mannes abwehrend, „aber daß wir solche Erfolge errungen haben, verdanken wir nächst Gott und der Tapferkeit der Armee meinen tüchtigen Generälen.“ – „Doch wohl auch dem obersten Kriegsherrn“, schaltete mein Mann ein. „Nein, nein“, entgegnete S. M., „das darf ich mir nicht zusprechen. Ganz im Gegenteil“, fügte er nachdrücklich hinzu, „ich habe es meinen Generälen oft recht schwer gemacht. Ich vermochte ihren Plänen nicht immer zu folgen, und darum habe ich auch neulich bei dem Einzug in Berlin Moltke recht herzlich Abbitte getan.“ Dann ging er auf die besonderen Leistungen einzelner Generäle näher ein, und es machte mir den Eindruck, als wenn er ganz besonders den General v. Stosch[22] hochschätzte. „Seine Leistungen bei der Verproviantierung der Armee übertrafen alles bisher Gehörte.“ Schließlich sagte mein Mann: „Und doch wären ohne Euer Majestät, ohne die Reorganisation der Armee die Erfolge unmöglich gewesen.“ Da stimmte er denn zu: „Ja, da haben Sie recht, die Reorganisation der Armee ist wohl mein Werk, mein ureigenes Werk.“ – Wir waren beide betroffen und voller Respekt über die rückhaltlose Anerkennung der Leistungen anderer und über die Wahrheitsliebe und die Bescheidenheit des Kaisers.

[22] Albrecht v. Stosch, 1866–70 Direktor des Militärökonomiedepartements im Kriegsministerium und im Krieg Generalintendant der deutschen Heere. Er wurde 1872 Chef der deutschen Admiralität, Staatsminister und Bevollmächtigter beim Bundesrat.

HEINZ KÜPPER

Sigtuna

Im heutigen kirchlichen Leben Schwedens bildet der Name Sigtuna eine Macht von unschätzbaren Ausmaßen. Sigtuna ist nur eine kleine Stadt am Ufer des Mälarsees – etwa tausend Einwohner mag sie zählen – und sie hat den Ruhm, Schwedens älteste Stadt zu sein. Neben Alt-Uppsala ist Sigtuna die bedeutendste Stadt in Schwedens früher Geschichte. Aus der Zeit Olofs des Heiligen stehen hier noch die Ruinen der drei ältesten Kirchen Schwedens. Aber nicht diese Trümmer, die von den Verwüstungen der estnischen Seeräuber des 12. Jahrhunderts erzählen, haben Sigtuna heute zu einer der wichtigsten und besuchtesten Stätten schwedischer Kultur gemacht, sondern die Gebäude der Sigtunastiftung, die von der Anhöhe aus das Bild der kleinen Stadt weithin sichtbar beherrschen.



Sigtunastiftelsen, Bibliothek und Kapelle

Zwanzig Jahre sind heute verflossen, seit oben auf der Höhe die Volkshochschule ihre Tore öffnete; die geistigen Grundlagen, die zu der Gründung dieser Anstalt führten, liegen jedoch viel weiter zurück. Sie hängen aufs engste zusammen mit dem neuen Erwachen der Schwedischen Kirche, wie man es seit der Jahrhundertwende allüberall beobachten kann. Damals gingen die Geistlichen daran, den Geist jener achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zu bekämpfen, von denen Nathan Söderblom einmal geäußert hat, sie seien „die trockenste Periode der Weltgeschichte" gewesen. Man stritt energisch gegen die Vorherrschaft der ver-

standesmäßig kritischen Geisteshaltung, die alle innerlichen und vor allem die religiösen Gefühle gänzlich zu vernichten drohte. Doch drängte andererseits eben dieser Rationalismus notwendig zu einer immer leidenschaftlicheren Auseinandersetzung mit den Fragen des Glaubens, des Christentums und der Kultur schlechthin.

An der inneren Umwandlung des Zeitgeistes hatte die Geschichtswissenschaft hervorragenden Anteil, und zwar war es vor allem Harald Hjärne, Professor für Geschichte an der Universität Uppsala. Mit einer bewundernswerten Beredsamkeit verstand er es, bei seinen akademischen Hörern den Sinn für das Wesentliche der Geschichte zu wecken. Er begnügte sich nicht damit, das dürre Skelett der geschichtlichen Geschehnisse zu entwerfen, sondern hatte die Gabe, das innere, tiefere Leben der Geschichte in blutvollen Bildern zu entwerfen und aus seinem tiefen Glauben heraus zu deuten. Björquist schrieb einmal in diesem Sinne: „Die Geschichte lebt ein Leben an der Oberfläche — das Leben, das vor dem großen Haufen offen daliegt — aber da wird auch ein Leben in der Tiefe der Geschichte gelebt, das uns die Propheten deuten und das vielleicht erst lange Zeit danach allen offenbart wird." Von der überragenden Bedeutung der Persönlichkeit für die Geschichte der Menschheit tief überzeugt, wies Hjärne immer wieder und mit immer neuen Worten die Studenten darauf hin, daß die Persönlichkeit nicht den höchsten Ausdruck einseitig gesteigerten Machtwillens darstelle, sondern daß gerade sie der hervorragende Träger überpersönlicher Mächte und Gesetze sei und daß in allen Persönlichkeiten aller Zeiten und aller Völker ein geheimnisvolles Abbild göttlicher Gesetze liege. „Welches sind diese Gesetze?", so fragte er einmal. „Niemand kennt ihr innerstes Wesen, aber ihre Wirkungen sind bald mehr, bald weniger deutlich zu spüren, wenn man den Stimmen der Vergangenheit aufmerksam lauscht. Irgendwo schimmert bei der Art, mit der die Ereignisse ihren eigenen Zusammenhang zu formen scheinen, gleichsam etwas hervor, das einem Menschenantlitz gleicht; mit strengem und mildem Lächeln zugleich ruht es über den Völkern, die ihre eigenen Wege zu gehen glauben und doch immer dahin kommen, wohin sie nie gewollt hatten. Wenn dieser Schimmer ein Irrtum ist, so weckt er gleichwohl die Ahnung, daß die unversöhnlichen Gesetze der Entwicklung kein System trockener Regeln sind, sondern Äußerungen eines persönlichen Willens, gegen den kein anderer etwas vermag. Und mitten in der Weltgeschichte ragt eine Persönlichkeit auf, die keiner anderen gleicht von denen, die wir kennen. Sie weist auf ein Ziel hin, an dem alle Irrwege der Menschen in einen Frieden auslaufen, der alle ihre Pläne und Träume übersteigt. Der Glaube an Christus ist eine Macht der Entwicklung und des Lebens, die seit seinen Tagen die Welt auch gegen ihren Willen beherrscht, die aber die Willen stärkt, die in seinen Dienst treten."

Mit derartigen neuen Gedankengängen und Geschichtsdeutungen der akademischen Geschichtsforschung verband sich die Theologie der damaligen Zeit und führte sie zu einer völlig neuen Auffassung von Gott und Volk. Nathan Söderblom, J. A. Eklund und Einar Billing erkannten in dem Ablauf der geschichtlichen Erscheinungen das Wirken Gottes durch die Jahrhunderte; Geschichte wurde ihnen lebendige Offenbarung Gottes. So schreibt Billing einmal: „Hinter den einzelnen Trägern der Offenbarung sahen wir einen handelnden Willen, den

lebendigen Gott der Geschichte, der durch die Jahrhunderte hindurch über alle Hindernisse weg sein Werk durchführt und alle, die er will, zur Teilnahme daran beruft."

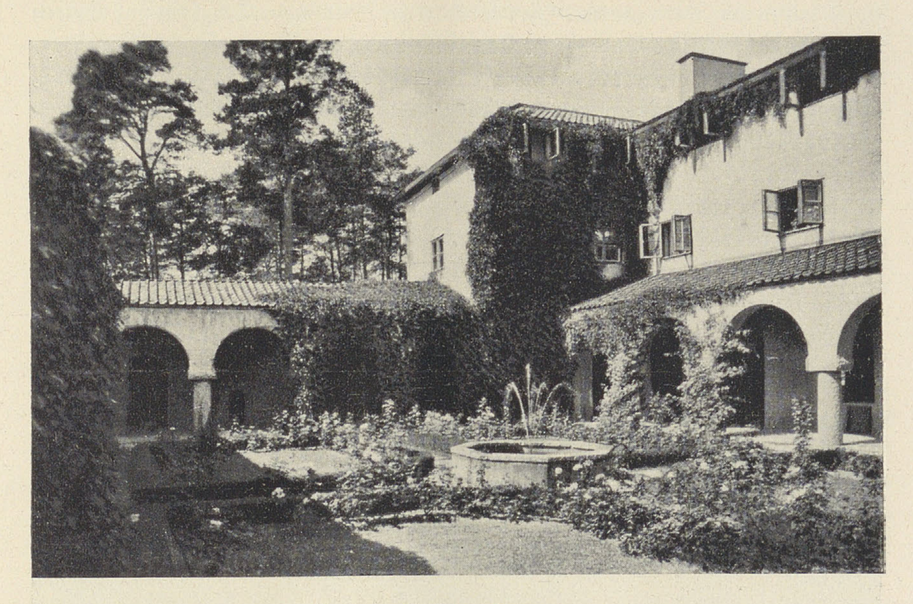
Es ist gewiß kein Zufall, sondern ein neuer Beweis für die Fruchtbarkeit und rasche Verbreitung solcher wesentlichen Erkenntnisse, wenn Selma Lagerlöf, bezeichnenderweise im Jahre 1899, in der „Geschichte aus Halstanäs" den aus der „Gösta Berlings Saga" bekannten Oberst Beerencreutz folgendermaßen schilderte: „Während Beerencreutz arbeitete, um das Muster zum Stimmen zu bringen, und während er arbeitete mit Faden und Einschlag, saß er oft da und dachte an unseren Herrgott. Der saß wohl an einem noch größeren Webstuhl und hatte nach einem noch wunderbareren Muster zu weben. Und der Oberst begriff, daß es in jenem Gewebe Hell und auch Dunkel geben müßte, damit es nach etwas aussähe. Aber Beerencreutz konnte bisweilen dasitzen und hierüber so lange nachgrübeln, bis er zu sehen vermeinte, wie sein Leben und das der Menschen, die er gekannt und begleitet hatte, einen kleinen Teil von Gottes großem Gewebe bildete, und er sah dieses Stück so deutlich vor sich ausgebreitet, daß er sowohl die Umrisse als auch die Farben sehen konnte. Und wenn man nun Beerencreutz recht genau gefragt hätte, dann hätte er bekannt, daß er sein eigenes und seiner Freunde Leben in den Teppich webte, in einer geringen Nachbildung dessen, was er, wie er meinte, in Gottes Webstuhl hatte dargestellt gesehen."

Die Erkenntnisse, die der Oberst Beerencreutz beim Teppichwirken hat, stimmen auffallend mit Hjärnes Äußerungen überein und sind ein unmißverständliches literarisches Zeugnis für die große Wirkung, welche die neue Art, Menschenleben und Schöpfer zu sehen, damals ausübte.

Diese vorerst nur allgemeinen Einsichten in Gottes Verhältnis zur Geschichte nahmen, dem allgemeinen Zug der damaligen Zeit entsprechend, einen nationalstaatlichen und einen nationalkirchlichen Charakter an. Die Persönlichkeit war nicht mehr bloß der sichtbarste Repräsentant göttlicher Gesetze, sie lebte nicht mehr bloß aus jenen Gesetzen heraus, die für die Geschichte aller Zeiten und aller Völker gelten, sondern wirkte sich notwendig innerhalb der Grenzen des staatlichen und des kirchlichen Gemeinschaftslebens aus. Mit anderen Worten: die wirkliche geschichtliche Persönlichkeit wird nur dann ihre Aufgabe erfüllen, wenn sie mit der Volks- und Glaubensgemeinschaft Schwedens unzertrennbar vereint ist.

Es wäre falsch, wollte man annehmen, die neue Auffassung von den Gesetzen geschichtlichen Lebens habe der exakten Geschichtswissenschaft geschadet; es ist vielmehr so, daß die Genauigkeit geschichtlicher Forschung nun zu einer religiösen Aufgabe wurde. Jedes Volk lebt seine eigene Geschichte; jede Geschichte ist eine besondere Offenbarung Gottes, jedem Volke offenbart sich Gott auf besondere Weise, jedem Volke gibt Gott eine besondere Berufung, und deren Sinn liegt in dem Ablauf der geschichtlichen Ereignisse. Je gründlicher das Studium der Geschichte — um so gründlicher die Einsicht in diese Berufung. Mit solchen Gedankengängen hörte die Geschichtswissenschaft auf, Selbstzweck zu sein; sie wurde zu einer religiösen Aufgabe, zu einer Form von Gottesdienst. Ihr widmete man sich um so lieber,

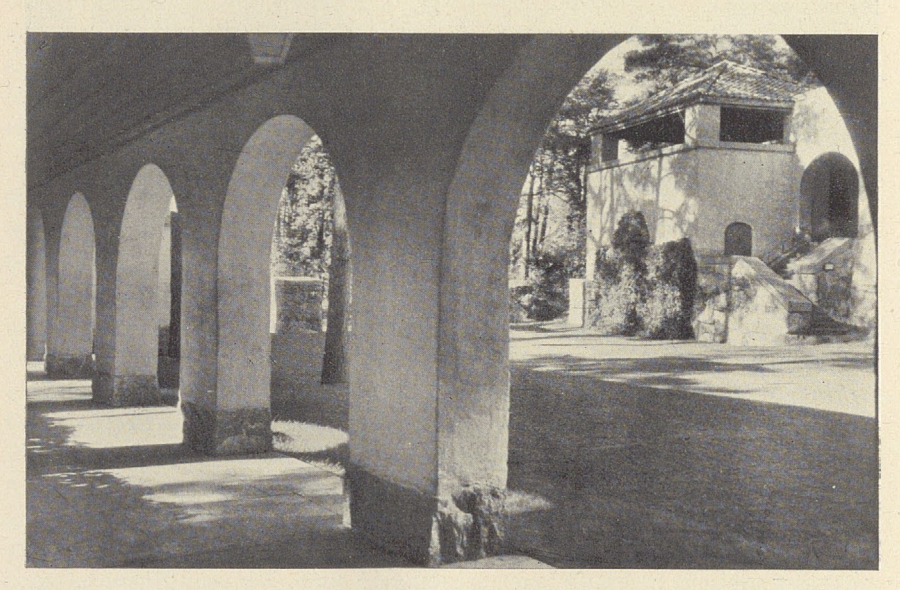
als die rationalistische Methode nur die konkreten Vordergründe der geschichtlichen Erscheinungen betrachtet und ein tieferes Eindringen in die innersten Tiefen geschichtlicher Tatsachen und Zusammenhänge nicht zugelassen hatte.



Sigtunastiftelsen, Rosengarten

Nicht genug damit, wurde die ganze schwedische Kultur nun von neuem verchristlicht, auf allen Gebieten brach eine Wiedergeburt der christlichen Gesinnung an, von den Kanzeln und akademischen Lehrstühlen herab wurde daran gearbeitet, die dem schwedischen Charakter entsprechende Form christlich-schwedischer Frömmigkeit zu wecken. Die altüberkommenen und im Laufe der Jahrhunderte schal gewordenen Formen und Formeln des kirchlichen Lebens wurden mit einem neuen, tiefen Inhalt gefüllt; ein neues Gesangbuch wurde eingeführt und trug zur Hebung des Gottesdienstes und des Gemeindegefühls außerordentlich bei. Auch die hohe Kirchenmusik wurde eifrig gepflegt und gefördert, musikalische Nachmittagsgottesdienste setzten sich langsam erfolgreich durch. Die neue Richtung legte sehr großen Wert auf die Hebung der Predigt; hervorragende Redner und Prediger gingen aus ihren Reihen hervor; neben Söderblom und Björkquist waren es vor allem Eklund, Rundgren, Källander, Centerwall und Stadener, deren Predigten wahre Meisterwerke der Beredsamkeit waren und eine außerordentliche Wirkung im Lande ausübten. Als ebenso wichtige und wertvolle Zeugen der religiös-kirchlichen Erweckung Schwedens um die Jahrhundertwende haben die neuzeitlichen Kirchenbauten zu gelten, die die Bewunderung aller Fremden erregen. Allen voran stehen die Engelbrektskyrka und die Högalidskyrka in Stockholm sowie die Masthuggskyrka in Göteborg. Sowohl in der Innenausstattung als auch im Außenbau sind sie völlig im neuen, an altschwedische Baukunst und

Innenarchitektur gemahnenden Stil gebaut und liegen mit Vorliebe auf einem hohen Naturfelsen und beherrschen mit ihren Türmen das Bild der Stadt. Es sind keine Zementbauten und auch keine Eisenkonstruktionen; nur hochwertige Baustoffe kamen zur Verwendung. Ihre Architekten Wahlman, Tengbom und Erixon haben ihnen feierliche Strenge gegeben und durch die Wahl des erhöhten Bauplatzes den Sinn dieser Kirchen, die Erhebung und Befreiung aus dem Alltag, angedeutet. In der ganzen Art der Anlage und der Innenausstattung spürt man jene jugendlich starke Gesinnung, die die neue Bewegung zu so großer Breiten- und Tiefenwirkung geführt hat. Was all diesen verschiedenen Formen gemeinsam ist, hat Manfred Björkquist in die programmatischen Worte zusammengefaßt: „Unsere Volkskirche soll eine Kirche lutherischen Glaubens werden, in der alle Individuen ihr eigenes Leben leben sollen, zugleich aber das des Volkes. Die Kirche soll die Einzelnen nicht mit Gesetzen und dem Zwang bloßer Lehrsätze zusammenketten, sondern die Einzelnen sollen einander in freier Gemeinsamkeit finden."



Sigtunastiftelsen

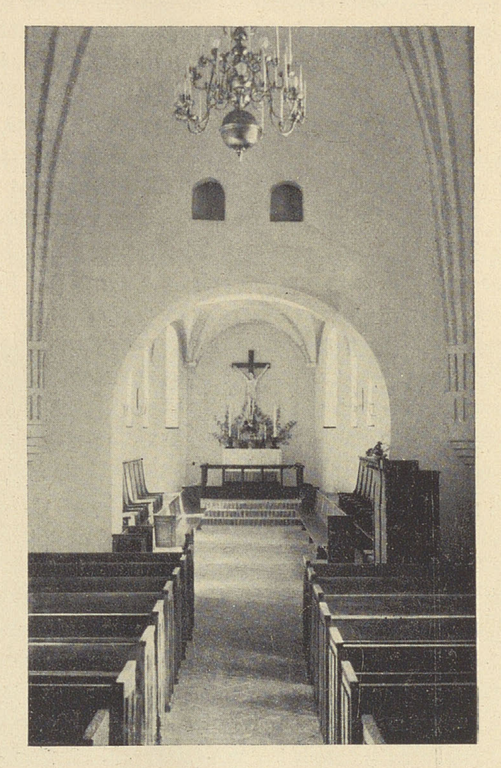
Vor allem die Studenten traten der neuen Gottes- und Weltanschauung begeistert bei. Schon seit dem Jahre 1884 hatten sie sich zu gemeinsamer Betrachtung der Bibel zusammengeschlossen und waren zu vertiefter religiöser Erkenntnis gekommen. Von den Idealen dieser frühen studentischen Zusammenschlüsse ist der Christliche Studentenweltbund, der bezeichnenderweise im Jahre 1895 in Vadstena gegründet wurde und dessen erster Vorsitzender ein Schwede namens Dr. phil. Karl Fries war, nicht unberührt geblieben. In seinem Gefolge entstanden 1901 in Uppsala und 1902 in Lund christliche Vereinigungen schwe-

discher Studenten, die dann später in die sogenannte „Jungkirchliche Bewegung" einmündeten. Nachdem mit dem Aufhören der schwedisch-norwegischen Union 1905 das Nationalgefühl einen außerordentlich großen Aufschwung in Schweden genommen hatte, stellte sich auch die Studentenbewegung mehr national ein und machte sich schnell zum Verfechter des Gedankens der national-schwedischen Volkskirche. Aus dem vertieften Studium der Geschichte lernten sie die besondere Berufung kennen, die Gott ihrem Lande gegeben hat, und es wurde ihnen zu einer heiligen Aufgabe, „Gottes Gedanken im schwedischen Volke durchzukämpfen". Von solchen Idealen getragen, zogen seit dem Jahre 1908 die Studenten, je zwei und zwei, zu Kreuzzügen durch alle Provinzen Schwedens aus; sie warben mit ihrem jugendlichen Feuer für ein vertiefteres Erleben des Religiösen und setzten ihre ganze Kraft daran, den Bann des Rationalismus von den Seelen der Gläubigen zu nehmen. Besonders wandten sie sich der schwedischen Jugend zu, sie hielten Kurse ab und veranstalteten Diskussionen und betrieben auf fast allen Gebieten eine rege Bildungsarbeit. Noch im Jahre 1934 sind etwa 50 Studenten zu ähnlichen Kreuzzügen ausgezogen, um vor allem in den sozialistischen und kommunistischen Kreisen des Volkes die brennenden religiösen Fragen zu erörtern und der Gottlosenbewegung mutig entgegenzutreten. Die neuen nationalen und kirchlichen Erkenntnisse verdichteten und durchdrangen sich immer mehr zu einem offensiven Glauben, der mit sehr großem Erfolg gegen die Kirchenfeindlichkeit der Arbeiter und noch mehr gegen die religionsfeindliche Zersetzungsarbeit des Kommunismus zu Felde zog.

Daß diese Kreuzfahrerbewegung solch große und rasche Erfolge erzielte, ist nicht nur auf die große Begeisterung zurückzuführen, mit der die schwedischen Studenten die Sache der Kirche und des Vaterlandes zu ihrer eigentlichen Aufgabe machten, sondern vor allem auf die glänzende organisatorische Leitung, die in den Händen von Manfred Björkquist lag. Er war der eigentliche Prediger des Kreuzfahrergedankens; er war und ist einer der genialsten Redner, die Schweden je gesehen hat; von der suggestiven Kraft, die seine Reden auf empfängliche Gemüter ausübte, sind viele Beweise bekanntgeworden. Er spricht ohne Salbung und ungezwungen, für glückliche Formulierungen und Begriffsbestimmungen besitzt er eine sehr geschickte Hand. Seinem unermüdlichen Einsatz ist es in allererster Linie zu verdanken, daß die anfangs vorwiegend akademische Bewegung zu einer wirklich volkstümlichen wurde. Sein Buch „Kyrkotanken" (Uppsala 1909) ist die Programmschrift der Bewegung geworden. Er unterstützte die selbstlose Arbeit der kreuzfahrenden Studenten durch Herausgabe einer Zeitschrift („Unsere Losung"), und in einer eigenen Verlagsgründung gab er eine Menge religiöser Besinnungsschriften heraus (Sveriges Christliga Studentrörelses Bokförlag). Er war es auch, der den Nachwuchs der Kreuzfahrer heranzog, in ihnen das Verständnis für die Absichten, die Gott mit dem schwedischen Volke und mit der schwedischen Kirche hatte, weckte und ihnen die Losung mit auf den Weg gab „Schwedens Volk — Volk Gottes!".

In Manfred Björkquists Geiste entstand auch der Gedanke, der Kreuzfahrerbewegung, die bald den Namen „Jungkirchliche Bewegung" annahm, einen festen

Mittelpunkt zu schaffen, und so wurde im Juni 1915 der Grundstein zu der Volkshochschule von Sigtuna gelegt, als deren Leiter keine geeignetere Persönlichkeit hätte gefunden werden können als Manfred Björkquist selber. In dieser herrlich gelegenen Bildungsstätte finden seit nunmehr 20 Jahren alljährlich Sommer- und Winterkurse, abwechselnd für beide Geschlechter, statt. Die Kurse



Sigtunastiftelsen, Olaus-Petri-Kapelle

Aufnahmen: Almquist E. Cöster, Hälsingborg und Arvid Thelander

stehen der gesamten schwedischen Jugend offen; aus allen Gesellschaftsschichten, aus Stadt und Land, aus allen politischen Lagern kommen hier die jungen Leute zusammen, um unter Anleitung ihrer Lehrer und durch den freien Meinungsaustausch ihre Lebens- und Weltanschauung zu festigen und zu vertiefen. Die Schule ist schnell sehr beliebt geworden und hat von Anfang an die neuen Einsichten rasch und überall verbreiten können. Dabei ist es wichtig, zu wissen, daß der Besuch dieser Volkshochschule völlig freiwillig ist.

Seit dem Jahre 1927 entstand auf dem anderen Hügel über der Stadt ein humanistisches Gymnasium, in dem 125 Jungen auf die Reifeprüfung vorbereitet werden. Beide Anstalten sind Heimschulen. Die ehemaligen Schüler der Sigtunastiftung sind in der Vereinigung „Sigtunaring" zusammengefaßt; die Mitglieder

dieses Ringes sind über ganz Schweden verbreitet und arbeiten von ihrer Berufsstelle aus fortgesetzt an der national-kirchlichen Erweckung ihres Vaterlandes weiter.

Neben diesen beiden Gebäudekomplexen besteht auch ein geräumiges Gästeheim mit einer stattlichen Bibliothek und mit einem großen Bestand an Zeitungen und Zeitschriften. Besonders stimmungsvoll ist die Olaus-Petri-Kapelle, die die Kursusteilnehmer und Gäste zu gemeinsamen Betstunden vor dem großen Kruzifix, das als einziger Schmuck die kleine Kirche schmückt, vereint.

Die Sigtunastiftung ist zu einer der beliebtesten Kongreßstätten Schwedens geworden; sie ist nicht bloß die Kongreßzentrale des Christlichen Studentenweltbundes, sondern man kommt hier auch aus allen Gegenden des Landes, aus allen Ständen, Berufen und Disziplinen zusammen und erörtert gemeinsam die brennenden Probleme der Zeit und des Berufes. Alle Teilnehmer nehmen in sich etwas von dem Geiste dieser christlich-nationalen Bildungsstätte auf und tragen den Samen der jungkirchlichen Gesinnung in alle Teile Schwedens und des Auslands. Besonders die Ausländer sind hier oben gern- und vielgesehene Gäste der Sigtunastiftung, auch im Ausland verbreitet sich der Ruf dieser einzigartigen Erbauungs- und Bildungsstätte immer mehr, das Gedankengut der Volkshochschule von Sigtuna wird langsam zu einem immer bedeutenderen Faktor in dem religiösen und kirchlichen Leben des Abendlandes.

Über die tiefen Ziele dieser vorbildlichen Hochburg der national-schwedischen kirchlichen Erweckung schrieb Manfred Björkquist die grundlegenden Sätze: „Die Leitung der Stiftung sieht die Rettung aus allen Nöten und Verwirrungen der Gegenwart in einer sich stets erneuernden Schöpfung einer christlichen Volks- und Einheitskultur, die beherrscht ist vom Geiste des Christus, der alle, die ihm nicht widerstehen, zu Gottesmenschen machen will. Für die Sigtunastiftung ist das schwedische Volk eine Schöpfung Gottes, nicht geschaffen zu einer selbstischen Lebensbejahung, sondern zur Erlösung und zum Dienst. Letzte irdische Hoffnung ist eine Zusammenarbeit aller Kirchen im Gehorsam gegenüber dem einen Herrn und Gott, der sowohl die Einzelnen als auch die Völker zu einer wahren Bruderschaft berufen hat."

REINHOLD SCHNEIDER

Altrussischer Glaube

Zwischen Geschichtsschreibung und Geschichtsbewertung sollte streng unterschieden werden. Gemeinsam ist ihnen beiden, daß sie von einer festen geistigen Grundlage ausgehen müssen und an sie gebunden bleiben; aber die Geschichtsschreibung hat es mit dem Geschehenen zu tun, mit dem Sein, das den Boden dieses Geschehens bildet, und den Kräften, die darauf einwirkten. Die Geschichtsbewertung ist der Pflicht, dieses Geschehene, seine Bedingungen und seinen Ablauf zu verzeichnen, enthoben; sie ist vor allen Dingen unabhängig von der Bedeutung, die das Geschehene, nur weil es geschehen ist, für die Geschichtsschreibung hat. Auch die Größenverhältnisse, die zwischen den einzelnen Ereignissen und Erscheinungen walten, gelten für sie nicht; Großes wird für sie unscheinbar, Unscheinbares groß; und meist können die Gescheiterten und Geschlagenen von ihr die Vergeltung ihnen angetanen Unrechts erwarten.

Die unerbittliche Gegensätzlichkeit, die zwischen Geschichtsschreibung und Geschichtsbewertung aufklaffen kann, läßt sich vielleicht am eindringlichsten am Beispiel der russischen Geschichte verdeutlichen. Im Zusammenhang mit der Katastrophe und der inneren Wandlung des modernen Menschen, die diesen befähigen, die religiösen Kräfte der Geschichte wieder mit den hohen, ihnen eigenen Werten einzuschätzen, scheint der Bewertung der russischen Geschichte eine bedeutende Umwandlung bevorzustehen. Es entsprach dem Glauben an die Werte der Aufklärung, die zwar absinken, aber bei weitem noch nicht untergegangen sind, daß Peter der Große unter mancherlei Vorbehalten und gegen den Einspruch der Tieferblickenden doch als der Mann angesehen wurde, der Rußlands Bestimmung erkannte und den entscheidenden Schritt auf dem Wege zu dieser Bestimmung tat. Aber inzwischen ist, was Peter für wahr und endgültig hielt, wieder fragwürdig geworden; die Meinung, daß er Rußland auf entsetzliche Weise mißverstanden habe, ja, das „russische Verhängnis" gewesen sei und nach dem Maßstabe seiner Selbstherrlichkeit und unbestreitbaren gewaltigen Kraft auf das verderblichste auf sein Land gewirkt habe, will nicht still werden. Wie, wenn das alte Rußland, mit dem er glaubte aufräumen zu müssen, eben das eigentliche Rußland gewesen wäre; und wenn es wieder eine echt russische Kraft gewesen wäre, die sich gerade im Ertragen dieses „Verhängnisses" bewährt hätte; wenn diese Kraft noch da wäre, wie so viele stille und mächtige, unter dem Geschehen fortströmende Kräfte der Geschichte, während die Werte, denen Peter auf das gewalttätigste diente, zerbröckeln; die Ziele, denen er leidenschaftlich nachtrachtete, wieder verdämmern würden? Unabhängig von solchen Fragen wird das, was Peter getan hat, immer der eingehendsten Erforschung und Darstellung bedürfen; wird die Geschichtsschreibung ihm einen sehr weiten Raum freihalten müssen, während die Geschichtsbewertung, die ihm oft auf das dienstfertigste huldigte, ihm vielleicht nur dürftige Ehren erweisen wird.

Wie im Raum der englischen Geschichte von der normannischen Eroberung und dann von der Reform Heinrichs VIII. weite Gebiete eines erhabenen religiösen Lebens verdeckt wurden, so wird auch das Glaubensleben Altrußlands von den Erscheinungen der neueren Geschichte verdeckt. Während man aber im Falle Englands wird zugeben müssen, daß es zum mindesten hochragende Baugerüste, ja sogar Formen waren, die den verhüllenden Schatten auf die ihnen vorausgegangenen Epochen warfen, ist man angesichts der russischen Geschichte geneigt, die vielberufenen Potemkinschen Kulissen noch einmal zu zitieren. Freilich begnügte sich Peter der Große nicht mit gemalten Dörfern wie der Günstling Katharinas; er errichtete die Kulisse einer Stadt, ja einer ganzen Kultur. Aber Regen und Blut haben inzwischen die Kulissen abgewaschen; die niemals ruhenden Stürme russischen Unglücks – diese Stürme der Ebene, die auch die Erobererhorden vor sich herwirbelten – haben sie zerfetzt. Kaum konnten die jeweiligen Machthaber das Bedürfnis nach Kulissen befriedigen; auch die Regierung der letzten Revolution hat sofort begonnen, die alten durch die neuen, noch weit gespenstischeren Kulissen der russischen Technik, des technisierten Rußland zu ersetzen. Ja, die Revolution scheint willentlich oder unwillentlich in eben dem Maße Peter dem Großen nachzueifern, indem sie unrussisch ist, wie das Nikolaus Sementowskij-Kurilo in seinem anregenden, aber wohl zu radikalen Buche „Der heilige Kreis" (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.) eindringlich darlegt. So wird von Jahr zu Jahr die Frage ernster: Was wird geschehen, wenn der Sturm auch diese Kulisse wegreißt? Was wird dann sichtbar werden? – Und vielleicht ist dann sichtbar, was immer gewesen ist: die weite Ebene der Ströme und Steppen; das grenzenlose Schneefeld, an dessen Rändern eine noch verschonte Kuppel und ein Kreuz sich abzeichnen, und auf diesem Felde der eigentliche Russe, der noch immer wandert wie vor tausend Jahren, duldend und geduldig in der Zwiesprache mit seinem Gott.

Was steht auf dem Gesicht des eigentlichen Russen zu lesen? Worin besteht sein Leiden, und was macht seine Kraft aus? Eine Antwort bekommt, wer das Leben des Protopopen Awwakum liest, und darum soll auf diesen großen Dulder und Gläubigen wieder hingewiesen werden. Denn dieser Heilige des 17. Jahrhunderts mag noch immer seines Weges wandern hinter den Kulissen, die wir gewohnt sind, als russische Geschichte zu betrachten; und wir sollten uns vielleicht auf ihn, auf sein russisches Antlitz besinnen, eh die Weltuhr die Stunde der Szenenverwandlung schlägt und die Kulissen einstürzen. Rudolf Jagoditsch hat vor einigen Jahren die Autobiographie des Protopopen mit einer vorzüglichen, in die Tiefe der Geschichte dringenden Einleitung in deutscher Übersetzung herausgegeben (Osteuropa-Verlag, Berlin). Wer das ergreifende Buch zur Hand nimmt, wird sich einen Teil jenes unerläßlichen Wissens um Rußland erwerben, das dem Westen Europas noch immer im gleichen Maße zu fehlen scheint wie den russischen Revolutionären; ein Wissen, das vermutlich Bleibendes und Zukünftiges umfaßt, während so viele „Wahrheiten" des Tages am Vergänglichen und Vergangenen kleben.

Awwakum wurde etwa um 1620 in einem Dorfe jenseits der Kudma, eines

rechten Nebenflusses der Wolga, als Sohn eines Popen geboren. Er übernahm das Amt und den Hof des Vaters; schon auf dem Dorfe hatte er mannigfache Verfolgung zu leiden. Ein Stadthauptmann, den er ermahnte, ein schweres Unrecht wieder gutzumachen, prügelte ihn in der Kirche fast zu Tode; ein anderer Stadthauptmann wünschte, daß Awwakum die Messe rascher singe, und erbitterte sich in solchem Maße über den Widerstrebenden, daß er zwei Pistolen auf ihn abfeuerte. „Ich aber sang so, wie es vorgeschrieben ist, und gar nicht schneller." Dieses unbeugsame Festhalten am Ritual seiner Kirche brachte Awwakum um Haus und Hof; es sollte für ihn, sein Weib und seine Kinder zum grauenvollen Schicksal werden, als der Patriarch Nikon sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts entschloß, die russische Kirche, die unter dem Patriarchat Moskaus eine eigene Gestalt angenommen hatte, nach dem Vorbild der griechischen, ihrer Mutter, zu reformieren.

Wie eine jede Reform, so empfing auch diese von bestehenden Mißbräuchen einen starken, aber nicht den entscheidenden Anstoß. Nikon, ein Bauernsohn, war von dem zweiten Zaren aus dem Hause Romanow, Alexis Michaelowitsch, auf seine hohe Stelle gerufen worden; er hatte auf einem Inselkloster des Weißen Meeres und dann im Kreise Kargopol sich während langer Jahre in strenger Askese geübt; man wird ihm zubilligen müssen, daß er nach seiner Berufung mit allen Kräften das Ansehen der russischen Kirche auf der Grundlage verstärkter Rechte zu erhöhen strebte. Sein und seiner Untergebenen Unglück war, daß er nach dem Urteil des ihm wohlwollenden russischen Historikers Kliutschewskij „seinen persönlichen Haß in die rein kirchlichen Angelegenheiten hineintrug"; daß er, nach der Meinung des genannten Geschichtsschreibers, Korrekturen mit Reformen verwechselte. Schlimmer noch war, daß Nikon, als er das Ritual vereinfachte, die russischen Kirchenbücher nach griechischen auf willkürliche Weise glaubte berichtigen zu können und gegen den Gebrauch an Stelle der Lesungen aus den Kirchenvätern Predigten einführte, das Wesen altrussischer Frömmigkeit verkannte.

Die Bedeutung, die das Ritual für die Altgläubigen hatte, wurde oft selbst von Russen unterschätzt; Westeuropa ist leicht geneigt, sie mit einem bestenfalls mitleidigen Achselzucken abzuspeisen. Aber Symbol und Gehalt, Zeichen und Lehre waren für diese Frömmigkeit eine unlösbare Einheit. Es gab keinen Wertunterschied zwischen Außen und Innen; wer das Äußere verletzte, der verging sich auch am Innersten. Wenigstens wird man mit Karl Stählin (in dessen erstem Band seiner „Geschichte Rußlands") von einer „magischen" Bedeutung der Kultformen sprechen und dabei bedenken müssen, daß diese Magie doch nur ein Ausfluß der Glaubenswahrheit war. Tausend oder fünfzehnhundertmal kniete der Zar während des vielstündigen Gottesdienstes hoher Festtage nieder; als der Vorleser im Hochamt mit den Worten „Segne, Vater" begann, schrie ihm Alexej Michaelowitsch, indem er von seinem Sitze aufsprang, zu: „Was sagst du da, du Bauernlümmel, du Hundesohn, ‚segne Vater'? Der Patriarch ist hier anwesend, da hast du zu sagen: ‚Segne, heiligster Herr'!" Für einen in diesem Maße gebundenen, von vererbten Formen umschlossenen Glauben ist keine heilige

Zeremonie gleichgültig; so ist es auch nicht verwunderlich, daß der heftigste Streit zwischen Alt- und Neugläubigen sich an der Frage entzündete, ob das Kreuz mit zwei oder drei Fingern geschlagen werden sollte. In Übereinstimmung mit dem Beschluß griechischer Mönche, die sich auf dem Berge Athos versammelt hatten, verlangte der Patriarch Nikon, daß künftig das Kreuz mit drei Fingern geschlagen werde; es sei Ketzerei, das Kreuzeszeichen, wie es bisher in Rußland geübt worden war, mit zwei Fingern auszuführen; die Bücher, die dieses vorschrieben, wurden verbrannt.

Awwakum hatte sich damals, nach manchen Schicksalsschlägen, durch sein asketisches Leben und seinen Glaubenseifer das Wohlwollen, selbst die Verehrung des Zaren erworben; er mußte in einem Staate, dessen erstes und oft auch einziges Gebot der Gehorsam war, unsägliches Leiden auf sich und die Seinen herabziehen, als er sich der Reform widersetzte. Doch er bekreuzte sich auf die Weise und nach der Lehre der Väter mit Mittel- und Zeigefinger, die er unter leiser Krümmung des Mittelfingers zusammenlegte: so wurde angedeutet, daß der Gekreuzigte Gott und Mensch war in einer Person; die übrigen drei Finger, der Daumen, der Ringfinger und der kleine Finger berührten sich mit den Spitzen, um die Dreieinigkeit darzustellen. Das Kreuzzeichen der Gegner bedeute freilich auch eine Dreifaltigkeit, erklärte Awwakum als Haupt der Reformfeinde, und zwar die, von der Sankt Johannes in der Apokalypse schreibe: Die Schlange, den falschen Propheten und das Tier, oder, mit andern Worten, den Teufel, den irrgläubigen Patriarchen und den bösen Zaren, der Unwahrheit und Schmeichelei liebe. Nikon wich den Gegnern auf tückische Weise aus, indem er und die von ihm berufene Kirchenversammlung ihre Widersacher nicht wegen des Festhaltens an der Überlieferung, sondern wegen ihres Ungehorsams zu bestrafen vorgaben; eines Ungehorsams, der doch nur die unvermeidliche Folge des Festhaltens am Überlieferten war. Aus dem Streit um Glaubenswerte wurde infolge dieser Machenschaft ein kirchenpolitischer und selbst politischer Streit, der namenloses Unglück über Rußland brachte und das Blut der Besten kostete. Die russische Kirche schuf sich den „Raskòl", die „Abspaltung der Altgläubigen" (Stählin), die bald vom Märtyrertum erhärtet und darum nie völlig überwunden worden ist, obwohl Peter der Große und Nikolaus I. die Raskolniken grausam bekämpften.

Wie seltsam und absonderlich auch die Anläße dieser Spaltung waren, so sollte sich doch im Verlauf der Verfolgung der Altgläubigen die unvergleichliche Größe und Kraft der russischen Seele offenbaren. Es ist weit mehr die Kraft des Leidens und Ausdauerns als der Tat. Der Protopope Awwakum wurde dank seiner unerhörten Fähigkeit, zu leiden und zu beharren, die unlösbar verknüpft war mit einer besonderen Form der Gott- und Schicksalsergebenheit, zur großen russischen Gestalt. Für ihn, der ja durchaus im Mittelalter lebte — das russische Mittelalter reicht wenigstens bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, das heißt bis zum Regierungsantritt Peters des Großen — war der Satan ebenso wirklich, ebenso gegenwärtig wie Gott; die Welt betrachtete er als das Schlachtfeld, auf dem der Fürst der Hölle wider den Herrn stritt. In diesem Kampf „hatte sich

der Satan von Gott das lichte Rußland auserbeten, um es purpurrot zu färben mit dem Blute der Märtyrer". Awwakum, der im Keller des Androjewklosters zu Moskau unter Ungezieferschwärmen darbte, bis eine himmlische Erscheinung ihn erquickte; der bald darauf als Verbannter Weib und Kinder auf einem elenden Bauernwagen nach Tobolsk führte, war davon überzeugt, daß die Not, die er litt, unausbleiblich war. Für ihn hatte das Schicksal etwas Heiliges, wußte er doch, daß es von Gott kam, und daß die Ärgernisse unvermeidlich sind; allem Leiden, aller Not, auch der Krankheit haftete in seinen Augen etwas Heiliges an. Die einst auch in Deutschland vertretene christliche Auffassung von der Krankheit als „einer persönlichen Angelegenheit zwischen Mensch und Gott", zu der sich Paracelsus bekannte (Franz Strunz: Th. Paracelsus), und die in der Romantik flüchtig wieder aufleben sollte, war seiner Natur gemäß. Da er die abgründige Sündhaftigkeit des Menschen erfahren hatte, so war ihm jedes Ungemach ein Zeichen der noch nicht völlig eingebüßten Gnade des Herrn.

In seinem Gefängnis in Moskau hatte er einen Besessenen aufgenommen; es war einer der Soldaten, die ihn bewachen sollten. Awwakum mußte den Kranken erst scheren, waschen und kleiden. „So lebten wir zusammengesperrt zu zweit. Die Dritten aber waren Jesus Christus und die Allerreinste Gottesmutter." Auch in Tobolsk brachte man ihm einen Besessenen; zwei Monate rang der Protopope mit dem Teufel um die Seele des Kranken; dann konnte er es wagen, ihn in die Kirche zu führen und der Gnade Gottes zu übergeben. Gerade in diesem Verhalten zeigt sich die tief christliche Wesensart des Bekenners; es ist kein Christentum denkbar ohne ein Wissen um den Sinn der Krankheit; dieses Wissen vermag mit vielen Heftigkeiten und Härten auszusöhnen, von denen Awwakum, wie er wohl wußte, im Kampf mit seinen Feinden keineswegs frei war. Aber die wesentlich christliche Substanz des Russen lassen selbst die Verfolger des Märtyrers zuweilen erkennen: sie besteht in der Fähigkeit, Schuld einzugestehen, sich vor dem Gegner zu demütigen und seine Verzeihung zu erbitten; in der unvertilgbaren Erkenntnis, daß die Menschen gleich sind vor Gott. Im Grunde kommt das Böse auch nicht von ihnen, sondern der Teufel nimmt in seinem Kampf mit Gott von ihnen Besitz in Gestalt der Leidenschaften; sie sind Brüder, eben weil sie alle in gleichem Maße der Gefahr unterliegen, vom Teufel besessen zu werden. Darum verhärtet sie begangenes Unrecht nicht für immer; werden sie für einen Augenblick der Dämonen ledig, so bitten sie einander um Vergebung, und niemals wird diese verweigert; niemals erschöpft sich die Bereitschaft, im andern den Bruder zu umarmen, der selbst als Übeltäter unter der Geißel Satans gelitten hat. Wo aber Leiden ist, da ist auch Bruderschaft. „Wir dürfen auch nicht vergessen, daß ja nicht vom Zaren uns dieses Elend gekommen ist, sondern daß um unserer Sünden willen Gott es dem Teufel gegeben hat, uns nun zu quälen." Ebensogut wie der Heilige wußte das der Zar Alexej Michaelowitsch. „Wo du auch immer bist, vergiß uns nicht in deinem Gebet", ließ er dem Dulder als letztes Wort bestellen, und diese Bitte wurde getreulich erfüllt: „Soviel ich nur kann", schrieb Awwakum kurz vor seinem Märtyrertode, „bete ich auch heute noch für ihn. Denn wenn er mich auch quält, so ist er doch der Zar." Freilich wußte er wohl, daß der

Zar nicht auf seiten der Dämonen hätte kämpfen dürfen, sondern Christi Heerschar hätte führen müssen. Wenn Iwan der Schreckliche, der „liebe Zar", noch lebte, so hätte er von ihm wohl die Befreiung Rußlands aus der Umklammerung Satans erwarten dürfen. Iwan muß ja auf dem Boden altrussischer Geschichte in wesentlich günstigerem Lichte erscheinen als in der Perspektive Europas, im Schatten eines düstern und sogar – nach Jagoditsch – dem ursprünglichen Sinn nicht entsprechenden Beinamens.

Aber Tobolsk sollte nur der Ausgangspunkt des neuen Leidensweges sein, den Awwakum beschreiten mußte. Als er fortfuhr, die Reform Nikons zu befehden, wurde er einem jener Kosakenzüge mitgegeben, die seit den letzten Lebensjahren Iwans des Schrecklichen nach Sibirien vordrangen und das Land für das Zarenreich erschlossen. Inmitten des rohen Kriegsvolks, unter den Mißhandlungen des Hetmans Paschkow wanderte Awwakum fünf Jahre lang ostwärts; er mußte helfen, auf Ob, Jenissei und Tunguska die Schiffe stromaufwärts ziehen; oder er lief, mit armseliger Habe bepackt, immer wieder stürzend, neben dem Schlitten, auf dem Weib und Kinder sich zusammenkauerten, über das Eis. Er flehte fast verdurstend auf einem gefrorenen See Gott um seine Hilfe an, und die Eisdecke öffnete sich und ließ ihn trinken; er gelangte unter Todesnot, mit wundgeschlagenem Rücken durch die Stromschnellen des Angara und über den von ungeheuren, schwarzen Felsen umstarrten, von Wasservögeln wimmelnden Baikalsee nach Transbaikalien. Er keuchte vor dem Schlitten über das Jablonagebirge, während sein Weib neben ihm den Säugling und das wenige Mehl auf dem Rücken schleppte oder den in den Schnee gefallenen Kindern ein Stück Pfefferkuchen in den Mund steckte, um sie zum Weiterwandern anzueifern. Nachts lagerten sie unter den Föhren, eine Speise aus dem Mehl der Föhrennüsse verzehrend; der Hetman ließ sie in seinem Haß nicht in das umzäunte Lager, wo die Männer sich um das Feuer scharten. Eine schwarze Henne legte täglich zwei Eier für die Kinder; diese einzige dürftige Hilfe genügte ihnen als Zeichen göttlicher Fürsorge.

Endlich wurde der Verbannte zurückgerufen. „Wie lange", fragte ihn sein Weib unter den Mühen der dreijährigen Heimfahrt, „wird dieses Elend wohl noch dauern?" – Und da sagte ich: „Markowna, bis zum Tode ist uns auferlegt zu leiden um unseres Heilands Jesu Christi willen." Einen tiefen Seufzer tat sie dann und sagte: „Nun ja, Petrowitsch; dann wandern wir nur weiter." – Vielleicht ist uns aus der ganzen russischen Geschichte, einer Leidensgeschichte ohne Beispiel, kein ergreifenderes Wort überliefert, als dieses „dann wandern wir nur weiter", das ein krankes, erschöpftes Weib in Transbaikalien zu einem Heiligen des alten Glaubens gesprochen hat. Awwakums Heimreise nach Moskau führte ja in den Tod: nachdem er neue Verfolgungen erduldet, neue Prüfungen bestanden hatte, wurde er nach Pustoserk, nahe der Mündung der Petschowa in das Nördliche Eismeer, verbannt; dort erlitten seine Glaubensbrüder die entsetzlichsten Martern, mußte er endlich, am 14. April 1682, den Scheiterhaufen besteigen. Seine hoch über die Flammen gehobene Hand zeigte dem Volke die zwei nach Väterweise zur Bekreuzigung ausgestreckten Finger; sein letztes Wort bezeugte

seinen Glauben: „So ihr in diesem Zeichen beten werdet, werdet ihr in Ewigkeit nicht verderben."

Wohl wurde Awwakum zum Heiligen der Altgläubigen, doch hat er in der Geschichte nicht gesiegt; den Reformen war Bahn gebrochen, das russische Mittelalter ging unter, und die russische Kirche mußte den Bruch mit der Tradition, der sich um diese Zeit zu vollziehen begann, in der Folge mit einer Erschütterung ihrer Stellung bezahlen. Nachdem zuerst eigene Willkür ihr geschadet, sollte bald fremde Willkür sie knechten und es ihr immer schwerer machen, dem Volke zu geben, was das Volk von ihr fordern mußte. Aber nicht um dieser geschichtlichen Zusammenhänge willen sollte an Awwakum erinnert werden; er ist für die Geschichtsbewertung von weit höherer Bedeutung als für die Geschichtsschreibung. Vielleicht könnte er eine Frage beantworten und eine furchtbare Sorge beschwichtigen. Denn wer um die Schicksale der Völker bangt und das Elend spürt, das auf Rußland lastet, der mag einmal den russischen Heldenpopen vor sich sehen wie einen Tröster. Wie, wenn Awwakum noch immer vor seinem Schlitten herschritte unter der Last des „heiligen Schicksals"; wenn die arme Markowna an seiner Seite ihn noch immer tröstete und ermutigte? Sind nicht viele Kulissen eingestürzt, während Awwakum, ein unvergänglicher Schatten, durch die Ebene zog? Das Prachtgebäude Nikons, der unrussische Militärstaat Peters des Großen, der falsche Glanz der klugen Katharina und das Weltreich der letzten Romanows? Ist aber die Geduld, die Zuversicht und die Kraft der Leidenden nicht endlich doch die stärkere geschichtliche Macht? Denn russisch waren ja all diese Kulissen nicht; russisch ist die passive Stärke des Protopopen Awwakum, die vielleicht gerade in der Zeit, da sie ausgelöscht scheint, ihre größten und freilich verborgensten Triumphe feiert. Vielleicht ist es das Schicksal dieses Schattens, ewig heranzuwandern aus Sibirien oder in Gefängnissen zu schmachten und dem Dasein der Gewaltherrn durch das von ihm erduldete Leid einen Sinn zu geben; vielleicht aber schlägt die Stunde der Dämonen einmal aus, und das verschüttete „lichte Rußland", dessen Bote Awwakum ist, würde zum Befremden des Westens sichtbar werden.

PAUL MOMBERT

Die Auswanderung als politisches Problem

Schon vor Beginn des Weltkrieges hat man in einigen Staaten von Europa begonnen, das Volkswachstum mehr unter politischen, als unter rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu betrachten. Die weltbürgerlichen Ideen einer älteren Zeit waren zu Ende gegangen, die nationalen und wirtschaftlichen Gegensätze der Völker begannen zuzunehmen, der koloniale Expansionsdrang, die machtpolitischen Gegensätze gewannen immer mehr an Bedeutung. Das Zeitalter des Imperialismus kam herauf, und immer mehr trat die Tatsache vor Augen, in welchem Maße doch das Wohl und Wehe der Einzelnen nicht nur von wirtschaftlichen Gegebenheiten, sondern auch von der politischen Macht der Staaten abhing. In diese politisch und national so hochgespannte Gedankenwelt trat dann etwa von der Jahrhundertwende ab die Tatsache des Geburtenrückganges, in der man recht bald eine Gefahr in nationaler und politischer Hinsicht erkannte.

Anders lagen damals noch die Verhältnisse in Übersee. Diese Länder hatten noch als Folge eines eigenen starken Volkswachstums und einer starken Einwanderung eine sehr große Volkszunahme, die ihren Bedürfnissen, die auf die Beschaffung der erforderlichen Arbeitskräfte für den wirtschaftlichen Ausbau ihrer Gebiete gerichtet waren, vollauf genügte. In dem Menschenalter von 1900 bis 1930 nahm die Volkszahl der Vereinigten Staaten um 61,5 v. H., diejenige von Kanada um 93,2 v. H., diejenige von Südamerika um 104,7 v. H. zu, während in der gleichen Zeit die Volkszahl von Europa nur 24,7 v. H. anstieg.

Trotzdem sind jene Länder heute noch ungemein dünn besiedelt. Sie verfügen noch keineswegs über die erforderlichen Arbeitskräfte, um die dortigen Reichtümer von Natur und Boden auszunutzen. Kanada, das an Flächenumfang denjenigen des Deutschen Reiches um mehr als das Zwanzigfache übersteigt, bleibt in den Leistungen seiner Landwirtschaft wesentlich hinter derjenigen des Reiches zurück. Wie sehr es in diesen Ländern noch an Arbeitskraft gegenüber den reichen Bodengaben fehlt, zeigt die folgende Zahlenreihe:

	Fläche in qkm	Einwohnerzahl in 1000	Einwohner auf 1 qkm
Kanada	9569326	10377	1,08
Argentinien	2797113	11847	4,24
Brasilien	8511189	30636	3,60
Australischer Bund	7703867	6630	0,86
Südafrikanische Union	1223331	8132	6,65
Britisch-Südafrika	1895138	3392	1,79
Zusammen	31699964	71014	2,21
Europa (ohne Rußland)	5439535	391875	72,00

Nun beginnen sich in dem Volkswachstum dieser Gebiete in den allerletzten Jahren einschneidende Änderungen vorzubereiten, die dort bereits zu ernsthaften Überlegungen Anlaß geben. Diese Wandlungen beruhen auf dem Rückgang der europäischen Auswanderung nach diesen Ländern, die freilich auch in hohem Grade mit der dortigen strengen Einwanderungsgesetzgebung zusammenhängt.

Die überseeische Einwanderung nach den Vereinigten Staaten, die noch im Jahre 1913 1,198 Millionen betrug, ging in dem Zeitraum von 1925—30 im Jahresdurchschnitt auf 166978 und in denjenigen von 1931—35 auf 23257 zurück. Diejenige nach Kanada, Argentinien, Brasilien, der Südafrikanischen Union und dem australischen Staatenbund hatte zusammen im Jahre 1913 1,185 Millionen betragen. Sie sank in dem Zeitraum 1925—30 auf jährlich 402939 und in demjenigen von 1931—35 auf jährlich 100096. In der gleichen Zeit begann in diesen Ländern auch der Überschuß der Geburten über die Todesfälle zurückzugehen; zum Teil weil auch in diesen Ländern, hauptsächlich in den Städten, die Geburtenregulierung um sich griff, zum Teil aber auch als Folge der Abnahme der Einwanderung. Die Einwanderer stehen bekanntlich vorzugsweise in den lebensfähigsten und fortpflanzungsfähigsten Altersstufen. Bei einem Rückgang der Einwanderung muß demnach die Sterblichkeit steigen und die Geburtenhäufigkeit abnehmen, so daß damit das natürliche Volkswachstum einen Rückgang erfährt. In dem Jahrzehnt von 1926—35 ging in den Vereinigten Staaten der Geburtenüberschuß auf 1000 der Bevölkerung von 8,4 auf 5,9, in Argentinien von 18,1 auf 13,8, in Kanada von 12,8 auf 10,8 und im australischen Staatenbund von 12,6 auf 7,1 zurück. Es besteht kein Zweifel darüber, daß dieser Rückgang noch weiter anhalten wird.

Bisher hatte man fast allgemein diesen Überseegebieten für das laufende Jahrhundert eine ähnliche Entwicklung vorausgesagt, wie sie die Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert mit Hilfe der europäischen Einwanderung und der europäischen Kapitalhilfe durchgemacht hatten. Im Jahre 1800 kamen auf 1000 Europäer 28 Bewohner der Vereinigten Staaten, im Jahre 1850 87, im Jahre 1900 190 und im Jahre 1930 etwa 245. Ein solches Wachstum ist nun für Länder wie Kanada, Australien oder die Staaten von Südamerika durch ihre neuere Bevölkerungsentwicklung in Frage gestellt. Man braucht nur daran zu denken, daß sich bei einem jährlichen Vermehrungssatze von rund sieben auf tausend eine Bevölkerung jeweilig in 100 Jahren verdoppeln wird, um zu erkennen, wie langsam die Dichte dieser heute noch so dünn besiedelten Gebiete ansteigen kann, wenn die Einwanderung in Zukunft nicht sehr stark wachsen wird.

Dabei ist damit zu rechnen, daß diese Einwanderung aus Europa noch weiter abnehmen wird. Einmal ist in fast allen europäischen Staaten das Volkswachstum so stark im Rückgang begriffen, daß man in vielen von ihnen in nicht allzu langer Zeit mit einem Stillstand der Volkszahl, vielleicht sogar mit ihrer Abnahme rechnen muß. Europa wird einfach nicht mehr über die erforderliche Zahl von Menschen verfügen, damit von hier aus eine stärkere Auswanderung stattfinden kann. Auch bei den größeren europäischen Staaten, die wie Italien und Polen bisher noch ein sehr starkes Volkswachstum

hatten, ist es in deutlichem Rückgang begriffen. Deshalb wird man auch damit rechnen dürfen, daß die europäische Auswanderung in den Heimatländern nicht mehr der gleichen staatlichen Förderung begegnen wird wie in früheren Zeiten, ja, daß in manchen von ihnen Erschwerungen dafür eintreten können. Auch aus rein wirtschaftlichen Gründen, von politisch-nationalen Gesichtspunkten ganz abgesehen, beurteilt man heute die Auswanderung weit ungünstiger als früher. Unter den Auswanderern befinden sich hauptsächlich Personen, die im wirtschaftlich wertvollsten Alter stehen. In den Auswanderungsländern nimmt also der sog. Belastungskoeffizient zu, d. h. ein relativ sinkender Teil von Arbeitsfähigen hat für einen steigenden Teil von noch nicht oder nicht mehr Arbeitsfähigen zu sorgen. Das Mutterland hat auch beträchtliche Aufwendungen für die Aufzucht und die Ausbildung der Auswanderer zu machen gehabt, für die es nun keinerlei Ersatz erhält, weil deren Arbeitsleistungen den fremden Ländern zugute kommen. Die frühere Auswanderung hat sich namentlich der Landwirtschaft zugewendet, während die neuere in hohem Grade auch Industriearbeiter, und hierbei meist gelernte, umfaßt, die dazu dienen sollen, in den Einwanderungsländern eine eigene Industrie entwickeln zu helfen. Dadurch können die Ausfuhrmöglichkeiten des Mutterlandes beeinträchtigt werden.

In den bisherigen Einwanderungsländern in Übersee hat man bereits die Gefahren, die ihrer wirtschaftlichen und politischen Entwicklung bei einem solch dauernden Rückgang der Einwanderung drohen, deutlich erkannt. Aus Argentinien und Australien wurden in den letzten Monaten von maßgebender Stelle Stimmen laut, die den Ernst der Lage für diese Länder hervorheben. Noch im Januar dieses Jahres hat General Smuts in einer Rede in Kapstadt erklärt: „Wir haben nicht die Menschenreserven, die notwendig sind, um den Bedürfnissen unseres Landes zu entsprechen."

Namentlich in England bereitet dieses Problem im Hinblick auf das Volkswachstum in den Dominions ernste Sorgen. In einem amtlichen Bericht über diese Frage aus dem Jahre 1935 wurde bereits darauf hingewiesen, daß die internationalen Druckverhältnisse in den Dominions ein stärkeres Volkswachstum verlangen, um sie stark genug zu machen, sich selbst verteidigen zu können. Gerade unter dem Gesichtspunkt einer Verteidigung des Empire spielt diese Frage heute in der englischen Öffentlichkeit eine große Rolle. Hängt doch die Bedeutung, die den Dominions dabei zukommt, auch in entscheidender Weise von der Entwicklung ihrer Volkszahl ab. Die Versuche, die englische Auswanderung nach den Dominions zu verstärken, sind wohl aus Mangel an Menschen zum Scheitern verurteilt. Denn der Geburtenüberschuß Großbritanniens ging in dem Zeitraum von 1902/05 bis 1935 jährlich von 492000 auf 167000 zurück. Auch England steht vor der Gefahr einer baldigen Abnahme seiner Volkszahl.

In aller menschlichen Geschichte hat die Stärke des Volkswachstums einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung ausgeübt. Ob wir die Völkerwanderung betrachten oder die ostdeutsche Kolonisation oder auf die tieferen Entstehungsgründe des Weltkrieges eingehen, immer stoßen wir als Ursache auf das starke Volkswachstum.

Ohne die vielen Millionen Einwanderer aus Europa hätten die Vereinigten Staaten nicht die politische und wirtschaftliche Stellung erreichen können, die sie heute haben. Auch jenen anderen, so umfangreichen Gebieten in Übersee wäre gewiß in absehbarer Zeit eine ähnliche Zukunft beschieden, wenn ihr bisheriges starkes Volkswachstum weiter anhielte. Es sei nur darauf hingewiesen, daß mit dieser Abnahme der Stärke des Volkswachstums die in diesen Gebieten begonnene Industrieentwicklung schwere Hemmungen erfahren wird. Daß von solchen Wandlungen auch die weltpolitische und weltwirtschaftliche Stellung Europas berührt wird, liegt auf der Hand. Die Stellung Europas, dessen weiteres Volkswachstum durch den Geburtenrückgang so sehr in Frage gestellt ist, wird weniger einbüßen, wenn in den übrigen Teilen der Erde nicht neue große und volkreiche Staaten entstehen.

Freilich mag es sein, daß für die einmal fehlende Einwanderung aus Europa die stark übervölkerten Gebiete Ostasiens von ihrem Überfluß an Menschen an jene anderen Überseegebiete Einwanderer in größerer Zahl abgeben. Die ersten Anfänge dazu sind vorhanden. Schon heute leben in Afrika, Amerika und Australien mehr als 800000 asiatische Einwanderer. Noch vor kurzem hat die brasilianische Regierung die bisherige jährliche Einwanderungsquote für Japaner von 20000 auf 100000 erhöht. Sollte diese Entwicklung in stärkerem Maße weitergehen, so könnten sich allerdings daraus dann recht ernsthafte Folgen für die Stellung Europas in weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Hinsicht ergeben.

Rundschau

Neue Schwierigkeiten. Die Hoffnung, daß im Fernen Osten mehr Ruhe eingekehrt sei, ist sehr schnell vernichtet worden. Zwischen Japan und Sowjetrußland kam es zu einem ernsten Zusammenstoß, der sehr leicht zu den äußersten Konsequenzen hätte führen können. Denn Japan zeigte sich entschlossen, die sowjetrussischen Übergriffe bei der Besetzung der Amur-Inseln mit vollem Waffeneinsatz zu erwidern. Daß hier der Kriegsausbruch vermieden wurde, beruht sicherlich mit darauf, daß die Moskauer Machthaber nach den jüngsten Vorkommnissen in der Roten Armee sie nicht für voll einsatzfähig hielten. Konnte man hier die Haltung Japans durchaus verstehen und ihr zustimmen, so sind die Gefühle zum mindesten geteilt gegenüber dem bewaffneten Zusammenstoß zwischen ihm und China vor den Toren Peipings. Das japanische Vorgehen, das auf eine Erweiterung seiner Machtsphäre in Nordchina à la Mandschukuo hindeutet, läßt sich schwer mit den englischen Erwartungen in Einklang bringen, daß Japan China gegenüber eine größere Mäßigung an den Tag legen würde. Es ist fraglich, ob es dem Zusammengehen von England mit USA. gelingen wird, diesen örtlichen Konflikt nicht zum Ausgangspunkt von größeren kriegerischen Handlungen werden zu lassen. Es könnte sonst sein, daß der Weltbrand sich im Fernen Osten entzündete und die andern Brandherde in der Welt zu hellen Flammen entfachte. Jedenfalls erhält Europa durch die beiden Zusammenstöße im Fernen Osten, wenn es noch Ohren hätte zu hören, wiederum eine sehr ernste Lehre: daß es nämlich auf die Länge jede Möglichkeit verlieren wird, in Asien wirklich mitzusprechen, wenn nicht eine europäische Einheit im höheren Sinne baldigst wiederhergestellt wird. Davon aber ist Europa wiederum weiter entfernt, als die letzten Wochen es erwarten ließen. Denn die Möglichkeit, daß in und an Spanien sich ein größerer Konflikt entwickelt, ist verstärkt, anstatt verringert. Der Nichteinmischungsausschuß hatte sich nicht entschließen können, die deutsch-italienischen Vorschläge anzunehmen, und hat kostbare Wochen vertan. Das Neue an der Lage ist nun, daß man Großbritannien eine Mittlerrolle zugeschoben hat, die ihm sowohl eine ganz große Möglichkeit zur internationalen Führung der europäischen Politik gibt, wie aber auch seine Verantwortung für den europäischen Frieden ins Ungemessene steigert. Die Entwicklung der Verhältnisse in Europa wird im wesentlichen davon abhängen, ob England sich in seinen führenden Männern dieser Aufgabe gewachsen zeigen wird. Es wird alles darauf ankommen, ob eine Außenpolitik sich durchsetzen kann, die von großen europäischen Gesichtspunkten und nicht von innenpolitischen Sym- oder Antipathien bestimmt ist. Vorerst ist der englische Vorschlag, der nicht auf eine große Konzeption hinweist, sondern eher mit den üblichen Mitteln der Diplomatie von gestern Zeit zu gewinnen strebt, in der dann vielleicht schöpferische Gedanken kommen könnten, ohne Begeisterung, aber nicht unfreundlich aufgenommen worden. Edens letzte Rede im Unterhaus bewies erneut die enge Verbindung mit Frankreich, dem England und die Vereinigten Staaten wohl mit einer großen Anleihe aus den ernsten finanziellen Schwierigkeiten helfen werden.

Ein Vierteljahrtausend deutscher Wissenschaft. Ein Vierteljahrtausend ist seit jenem Tage vergangen, an dem die erste wissenschaftliche Gesellschaft Deutschlands ihre staatliche Anerkennung fand und aus einer privaten Vereinigung meist süddeutscher Gelehrter zur Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinisch Deutschen Akademie der Naturforscher erhoben wurde. Die Größe wissenschaftlicher Leistung während dieser Zeitspanne offenbart sich in einem nie zuvor gekannten Wandel und schnellen Wechsel naturwissenschaftlicher Methoden, Theorien, Systeme und Hypothesen, in einer ungeahnten Fülle und Folge wissenschaftlicher Entdeckungen. Nichts kennzeichnet besser Inhalt und Bedeutung dieser Zeit, die uns, im Überblick gesehen, so lang zu sein dünkt, als die Tatsache, daß – nach einem Jahrtausend sterilen dogmatisch-scholastischen Philosophierens – innerhalb von acht Forschergenerationen alle jene biologischen, chemischen physikalischen Erkenntnisse erarbeitet wurden, die Grundlage unseres heutigen naturwissenschaftlichen und technischen Weltbildes sind. In acht Generationen dieser weltenstürzende Wandel von paracelsischen Spekulationen, alchimistischen und rosenkreuzerischen Geheimkünsten zur Lehre vom Phlogiston und von da zur Atomtheorie und organischen und anorganischen Chemie mit ihren glanzvollen Analysen und synthetischen Schöpfungen! Die vor 250 Jahren (am 7. August 1687) durch Kaiser Leopold I. unter dem Namen einer Sacri Romani Imperii Academia Caesareo Leopoldino-Carolina Naturae Curiosorum anerkannte Forschungsgemeinschaft war am 1. Januar 1652, also nur kurz nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges, durch den Schweinfurter Stadtmedikus Joh. Lorenz Bausch mit der Absicht gegründet worden, die Ausbildung exaktwissenschaftlicher, insbesondere medizinischer Forschungsweisen zu fördern und eine größere Zahl von Gelehrten zu solchen Arbeiten zusammenzuführen, die der Einzelne für sich durchzuführen nicht imstande war. Den Zielen wie auch dem Aufbau und der Arbeitsweise nach ist diese – heute in Halle ansässige – Gelehrtenvereinigung nicht nur die älteste deutsche rein wissenschaftliche Akademie, sondern zugleich die erste ihrer Art in Europa. Sie unterschied sich von allen späteren Akademien dadurch, daß sie nicht eigene, der Zahl nach notwendigerweise beschränkte Forschungen unternahm, sondern ihren Mitgliedern bestimmte gemeinsame Forschungsaufgaben zuteilte. Durch die größere Spezialisierung der Untersuchungen und ihre Ausrichtung auf ein großes Problemgebiet wurde die Akademie zum tatsächlichen Leiter der wissenschaftlichen Forschung dieser und der späteren Zeit. Wenn auch die Arbeiten der Akademie oftmals unter dem Übel aller Forschungsgesellschaften, den finanziellen Nöten zu leiden hatten, so haben sie dennoch über die Jahrhunderte hinweg zur Mehrung wissenschaftlicher Erkenntnisse beigetragen, die seit 1670 in der eigenen und ältesten deutschen wissenschaftlichen Zeitschrift, den „Ephemerides" (heute Acta Nova Leopoldina), veröffentlicht wurden. Sie hat ungeachtet aller Hemmnisse fast drei Jahrhunderte hindurch ihre großen Aufgaben erfüllen können, ein von pansophischer Esoterik freies naturwissenschaftliches Denken auszubilden und die experimentell gefundenen, besonders medizinisch wertvollen Methoden weiterzugeben. Unter den 4000 Mitgliedern, die der Akademie angehörten, finden sich fast alle bedeutenden Naturforscher der

neuen Zeit. Neben den tüchtigsten Vertretern der einzelnen naturwissenschaftlichen Disziplinen sind es aber auch jene Denker, die durch ihre philosophische Schau oftmals die konkreten Forschungen anregten. In der Matrikel ist Goethe verzeichnet, der seine Metamorphose der Pflanzen und die Entdeckung des menschlichen Zwischenkiefers in den „Ephemerides" zuerst veröffentlichte. Er steht in engster Nachbarschaft mit Otto von Guericke, Pettenkofer, Berzelius, Linné, Darwin, Carus und Ernst Haeckel. Die Geschichte der Deutschen Akademie der Naturforscher ist nicht zu trennen von der Geschichte des deutschen Volkes und der der deutschen Wissenschaft. Sie erstand — so wie heute der Deutsche Forschungsrat — aus dem ungebrochenen Lebensmut eines Volkes, das nach bitterster Zeit nun erst recht das Leben meistern wollte, und zwar auf völlig neuen Wegen. Sie trug durch ihre lebhaften wechselseitigen Beziehungen zu den Wissenschaftlern des Auslandes am frühesten dazu bei, daß Deutschland schon im 17. Jahrhundert, zu einer Zeit, da es politisch keine Weltgeltung besaß, wenigstens mit der deutschen Wissenschaft zur Weltgeltung kam.

Zur Psychologie des Gespräches zwischen den Konfessionen. Vor kurzem erschien in England der Schlußband der zweibändigen Biographie des Lord Halifax (J. G. Lockhart, Viscount Halifax. London 1936/37, Geoffrey Bles) — einer der großen Gestalten des Anglikanismus, gleich ausgezeichnet durch die Lauterkeit seines Wesens, Frömmigkeit des Herzens, Weite und Unbestechlichkeit des Geistes. In seinem Wirken lebte der Geist der Oxford-Bewegung, soweit sie im anglikanischen Raum geblieben war — also von Männern wie Liddon und Pusey — weiter. Wenn es der anglo-katholischen Richtung in der englischen Kirche gelungen ist, im Anglikanismus ein starkes und ausgeprägtes Bewußtsein für die „katholischen" Elemente seines Erbes zu erwecken, so verdankt sie diesen Erfolg zum größten Teil der Geltung, die sich Männer wie Lord Halifax durch ihre Persönlichkeit zu verschaffen wußten.

Weit über die Grenzen Englands hinaus ist Lord Halifax dadurch bekannt geworden, daß er die Wiedervereinigungsbestrebungen zwischen der englischen und der römischen Kirche sehr tätig unterstützte. Die bekannten Mechelner Gespräche zwischen anglikanischen Kirchenmännern und dem Kardinal Mercier verdanken ihr Zustandekommen seinem Einsatze; ihr Ausgang und vor allem der Lärm, den sie in der Presse hervorriefen, hat ihn am Ende seines Lebens sehr bekümmert. Angesichts der weitgehenden lehrhaften und praktischen Übereinstimmungen zwischen dem römischen und Anglo-Katholizismus, wie ihn Lord Halifax und seine Freunde vertraten, wurden Befürchtungen laut, daß alle diese Annäherungen an die Doktrin und Praxis der römischen Kirche wie schon so oft in der neueren Kirchengeschichte Englands mit vielen Übertritten würden bezahlt werden müssen.

Den unparteiischen Beobachter muß es in der Tat überraschen, daß nicht mehr Übertritte aus dem Anglo-Katholizismus zur römischen Kirche erfolgen. Es scheint ihm, daß die Konversion eigentlich die logische Konsequenz einer gedanklichen Entwicklung sein müsse, die nach und nach alle Glaubenssätze dieser Kirche annimmt.

Der Biograph des Lord Halifax gibt nun eine sehr aufschlußreiche Antwort auf diesen Zweifel: „Was (Lord Halifax) abhielt (zur römischen Kirche überzutreten)", so sagt er, „war nicht ein Gefühl gegen Rom, sondern ein Gefühl für die Kirche von England. Er hatte einen Lieblingsausdruck, pietas anglicana, womit er die Eigenschaft beschrieb, die einen Menschen im Hafen des Anglikanismus sicher zu sein befähigte. Ohne sie würde er freilich jede Stunde in einem geistigen Zwiespalt sein. Er meinte damit den Sinn für die Größe und Kontinuität der Kirche des heiligen Augustin, für ihre Abstammung, ihre Traditionen, ihr unveräußerliches Vorrecht als die katholische Kirche Englands . . ."

Es verlohnt sich, einen Augenblick über diesen Begriff der pietas nachzudenken. Man könnte versucht sein, ihn als Ausdruck des konservativen Wesens des Engländers, seiner natürlichen Liebe zu Herkommen und Überlieferung, seines Mißtrauens gegen jeden Bruch mit Gewordenem und Gewachsenem zu verstehen, und hätte sicherlich zu einem Teile recht damit. Wir glauben jedoch, daß es darüber hinaus einer der Grundbegriffe jeder kirchlichen Haltung und jeden Kirchenbewußtseins ist. So ist er wichtig einmal für die Psychologie der Konversion, dann aber vor allem für die Psychologie des Gespräches zwischen den Konfessionen. Es scheint uns, daß die Anerkennung dieser pietas als einer lebendigen und wirksamen Kraft im Gesprächspartner die Voraussetzung für die menschliche Anständigkeit und Sauberkeit eines solchen Gespräches ist. Zugleich aber ist das Erfühlen der Wirksamkeit einer solchen Kraft sicherlich eines der besten Mittel, dem Gefühle der konfessionellen Fremdheit einen Teil seines verwirrenden irrationalen Charakters zu nehmen. So kann es dem Gespräche über die konfessionelle Fremdheit nur förderlich sein, wenn die Partner Sache und Begriff der pietas, wie Lord Halifax sie gemeint hat, zu verstehen und ernst zu nehmen versuchen.

Arbeiten auf tausend Jahre. Wenn man einmal den immer etwas törichten Phantasiescherz durchspielen wollte und zu bestimmen versuchte, welche von unseren heutigen Tätigkeiten, welche Werke, Taten, Ereignisse unseres Zeitalters nach tausend Jahren noch deutliche Frucht bringen, dann wird derjenige Rätselrater, der fürs Sichergehen ist, in seiner Auswahl die ersten Plätze einigen Arbeiten und Werken zuerteilen, deren Entstehung, Wachstum und Existenz heute noch kaum mit den entsprechenden Ehren umgeben ist. Wer weiß, was von der Dichtung und Wissenschaft unserer Tage nach tausend Jahren noch existieren mag! Ziemlich sicher ist aber, daß die deutsche Sprache noch existieren wird und daß demgemäß noch jenes Buch seinen unvergleichlichen Wert haben wird, in dem unsere neuhochdeutsche Schriftsprache gewissermaßen gehortet ist. Wir meinen natürlich das „Deutsche Wörterbuch", wie es die Brüder Grimm vor nahezu hundert Jahren begonnen haben und wie es zur Zeit bis zum achtzehnten Bande gediehen ist. Während der letzten Jahrzehnte ist vom Deutschen Wörterbuch in der Öffentlichkeit meistens nur noch gesprochen worden, wenn über diese ewige „Unvollendete", dies Schmerzenskind unserer deutschen Philologie, gespottet werden konnte. Viel zu wenig bekannt ist aber, daß ja das Wörterbuch für rund zwanzig Buchstaben des Alphabetes fertig ist, daß es für unzählige

Fragen, mit denen heute noch die Behörden, das Deutsche Sprachpflegeamt usw. überflüssig belastet werden, längst die gegebene Auskunftsquelle ist. Der im März des Jahres gestorbene Berliner Germanist Arthur Hübner, der als der eigentliche Vollender des Wörterbuches zu gelten hat, hinterließ für die Weiterarbeit einen Organisationsplan, welcher uns die Fertigstellung dieses Thesaurus unserer Sprache in ein paar Jahren erhoffen läßt, wird doch zur Zeit von einem Mitarbeiterstabe von etwa 20 Mann in der Stille intensiv an dem Werke gearbeitet. Auf das Deutsche Wörterbuch waren unsere Urgroßväter und Großväter noch subskribiert, heute ist es wenigstens allen Gebildeten dem Namen, wenn auch viel zu wenig dem Inhalte nach bekannt. Wie wenige wissen aber von dem ebenfalls seit Jahrzehnten bearbeiteten „Thesaurus linguae latinae", dem ersten vollständigen Wörterbuch der lateinischen Sprache, das auch eine deutsche Planung darstellt, dabei aber das höchste Interesse der ganzen gelehrten Welt gefunden hat und in der letzten Zeit u. a. durch die Rockefeller-Stiftung gefördert wurde. Der Thesaurus linguae latinae ist bisher für die Buchstaben A, B, C, D, F, G, H fertiggestellt. Auch an ihm arbeitet teils nur um der Ehre willen, teils für ein bescheidenes Honorar ein Stab hervorragender Philologen. Beide Werke aber offenbaren auf die schönste Weise wieder einmal den edlen, selbstentäußernden Geist, wie er gerade der Philologie eigen ist: literarische Ewigkeitswerte werden hier geschaffen, ohne daß viel von ihnen, geschweige denn von ihren Schöpfern und Mitarbeitern, gesprochen würde. Wir wollen weiterhin folgende zur Zeit laufende, philologische Groß-Arbeiten, in denen der gleiche Geist waltet, kurz in ihrem gegenwärtigen Stande aufzählen: da ist die Gesamtausgabe Jean Pauls, von deren 18 geplanten Werk- und 12 vorgesehenen Nachlaßbänden 13 bzw. 5 erschienen sind. An der Ausgabe wird seit 1925 gearbeitet und sie dürfte in zehn Jahren fertig sein. Ferner die kürzlich begonnene Historisch-kritische Ausgabe der Werke und Briefe Nietzsches, welche bis zum 4. Bande gediehen ist; außerdem die wieder aufgenommenen, wenn auch sehr langsam fortschreitenden Gesamtausgaben Wielands, Grillparzers und E. T. A. Hoffmanns. Dann aber bleibt noch ein außerordentlich wichtiges Werk zu nennen, daß nun zwar keine philologische, sondern eine mehr bibliographische Leistung darstellt: der von der Preußischen Staatsbibliothek herausgegebene „G. K.", der Gesamtkatalog der Bücherbestände der großen deutschen und österreichischen Bibliotheken, welcher ungefähr 40 Millionen Bände erfaßt. An dem Katalog wird wohl noch gut ein halbes Jahrhundert gearbeitet werden, da er erst im Buchstaben A (und hier nur als eingeschränkter Preußischer G. K.) fertig ist. Den Segen eines solchen Werkes werden dafür aber auch viele Generationen von Studierenden und Gelehrten nicht ausschöpfen können; genau wie den der anderen genannten Arbeiten, denen man in der Tat tausendjährige Bedeutung ohne Risiko bei so großem Wort zuschreiben kann.

Bei der vierten Dichtertagung, die Hans Grimm in diesem Jahr in seinem Klosterhaus auf dem Lippoldsberg veranstaltete und die einen ebenso schönen wie wirksamen Verlauf nahm, hielt am späten Abend nach der großen sommerlichen

Lesestunde auf dem Klosterhof Rudolf Alexander Schroeder im behaglichen Landheim vor der kleinen Runde der eigentlichen Gäste des Hauses eine seiner amüsanten und witzigen Ansprachen, der er diesmal die Formel Nomina sunt omina zugrunde legte. Einer nach dem andern der Anwesenden mußte sich's gefallen lassen, daß der fröhliche Bremer, Herdern nacheifernd, mit seinem Namen sein Spiel trieb – zuweilen vor nichts zurückschreckend, etwa wenn er für Karl Benno von Mechow eigens eine Mechoslowakei als Herkunftsland erfand oder August Winnig das schöne Lied mitgab „Winnig komm, Winnig komm, Winnig wiederum komm, wiederum komm, kehr' ich ein, mein Schatz, bei dir." Unter denen, die Schroeder sich bis zum Schluß aufgehoben hatte, befand sich R u d o l f G. B i n d i n g – und bei ihm glitt er unvermerkt vom Witzigen ins Tiefsinnige. Er erinnerte an des Descartes Cogito ergo sum, (Ich denke, also bin ich) und machte aus dem Namen Binding das metaphysische Ding an sich, das einzige wirklich Seiende, das Bin-Ding. Der Scherz glitt hinüber in eine Huldigung an den Dichter der „Geige", und zwar nicht nur an den ebenfalls mittagenden Gast des Lippoldsbergs, sondern zugleich an den Mann, der im August dieses Jahres seinen 70. Geburtstag feiert. Der Rittmeister Rudolf G. Binding, dessen Vater einst der Nachfolger des Vaters von Hans Grimm auf dem gleichen juristischen Lehrstuhl der Schweiz geworden war, wurde hier aus einem Objekt des spielenden Witzes für Augenblicke Objekt ernsthafter und aufrichtiger Verehrung der ganzen Runde: der Redner und seine Zuhörer grüßten in dem Siebziger, der mit zäher Energie vom Morgen bis tief in die Nacht die nicht wenig anstrengenden Tage mitgemacht hatte, den Dichter und den Mann, den Soldaten wie den Träger schon ererbter Kulturen, die er mit Haltung und Geist im Werk wie im Leben weitergereicht hat. – Erscheinungen wie Binding sind im Bereich unserer Literatur nicht eben häufig. Er gehört zu den wenigen deutschen Dichtern, die schon aus gehöhten Lebenskreisen herkommen, das Dichten nicht als Mittel zum Aufstieg, sondern als Verpflichtung ihrer alten Kulturbezirke ansahen. Bindings Name war beinahe schon, als er geboren wurde, durch den Vater berühmt: er mußte für den ihn gehörigen eine neue Besonderheit, eine eigene Farbe finden – und er fand sie. Etwas von der Art Feuerbachs, militärisch gestrafft, ist um ihn; etwas vom Geist des späten deutschen Humanismus, zusammengefaßt vom Geist des preußischen Heeres. Er hatte auch schon das dünne verfeinerte Blut der alten Familien: vor dem Leben stand die Form, vor dem Schrei die Formulierung. Aber er hatte die ererbte ritterliche Hochachtung vor der Welt des Werks und des Geists: er begnügte sich nicht mit dem, was die Stunde gab – er rang um das Bleibende, Endgültige, das ihm zugänglich war, und ruhte nicht, bis er es ergriffen hatte. Er war der Philosophie, von der her Schroeder seinen Namen anging, sehr fern: er war von dieser Welt, erbte ihr Leben und formte den Widerschein dieses Lebens. Er tat es mit so viel Grazie und Haltung, so viel bester Arbeit und Noblesse, gab in den vier Bänden seiner Werke so viel an sauberster deutscher Prosa in Aufsatz wie Erzählung, daß wir ihn mit Freuden zu unserem bleibenden Besitz stellen und ihm, ob Binding oder Bin-Ding, zu seinem eigentlich für ihn

ein bißchen verfrühten 70. Geburtstag, mit aufrichtiger Verehrung als eine unserer erfreulichsten literarischen Erscheinungen begrüßen und feiern.

Auch Hans Kloepfer tritt am 18. August dieses Jahres in die Reihe der Siebziger. Die „Deutsche Rundschau" hat seiner wiederholt gedacht, weil er – in vielem Rosegger verwandt – über seine steirische Heimat hinaus dem gesamtdeutschen Volke gehört. Er lebt, durch seinen Beruf als Werksarzt und durch innere Berufung bestimmt, mit und in seinem Volke und dessen Landschaft, denen beiden er ein warmherziger, liebender, verständnis- und auch humorvoller Künder geworden ist. Mit Fug hat ihn die Universität Graz zum Ehrendoktor erwählt; es wäre schön, wenn auch reichsdeutsche Universitäten durch gleiche Ehrungen sich zu diesem echten Volksdichter bekennen würden. Die Alpenland-Buchhandlung Südmark begann schon vor Jahren, sein Schaffen in einer Gesamtausgabe zu vereinen, die in einer würdigen äußeren Form erschien. Den Bänden „Aus dem Bilderbuch meines Lebens", den hochdeutschen Gedichten, dem „Sulmtal und Kainachboden", dem „Joahrlauf", der seine Gedichte in steirischer Mundart brachte, folgt nun der fünfte und letzte Band, der die Erzählungen und Geschichten aus alter und neuer Zeit enthält: historische Novellen und ernste und heitere Erzählungen aus dem Alltagsleben. Man freut sich, die Wünsche für den Siebziger dahin zielen zu lassen, daß diese dichterischen Zeugnisse eines festen und gütigen Herzens Gemeingut des ganzen deutschen Volkes werden mögen!

SIEGFRIED BERGER

Die Schwedenorgel

Erzählung

(2. Fortsetzung)

Die alte Gräfin Bottenhausen kam zur Teezeit aus ihren Zimmern und machte den gewohnten Rundgang durch das geräumige Landhaus. Es war vor anderthalb Jahrhunderten auf den Grundmauern einer alten Wasserburg, äußerlich in fast ländlicher Bauart, errichtet, und die alte Dame lobte oft und gern den damaligen Bauherrn wegen der einfachen, klaren Anordnung der hellen Räume. Sie freute sich, daß sie nicht hinter muffigen Schloßmauern zu leben brauchte. Als sie auf ihrem Rundgang an der Kleiderablage vorüberkam, erkannte sie Erdmuthes Pelzjäckchen und sah daneben einen Offiziersmantel und schweren Degen hängen. Das Hausmädchen berichtete, die Gäste seien in die Bibliothek gegangen. Die Gräfin sann nach, was die beiden wohl suchen mochten, und ging in den Anbau zu ebener Erde hinüber, der die Bücher- und Bilderschätze des Hauses barg, wie Liebhaberei, Laune und Zufall sie in dem alten Herrensitz gehäuft hatten. Sie war gespannt, ob sie die jungen Leute über schwedischer Literatur oder in der Musikecke finden würde. Erdmuthe eilte ihr entgegen, küßte ihr die Hand und erzählte, daß sie zu früh gekommen seien und die Stunde bis zur Teezeit gern hier in der Bücherei verbracht hätten. Auch der Hauptmann trat rasch herzu und lobte begeistert die so lichte und weiträumige Bücherei. Zwischen den einheitlichen Bücherständen fiel von beiden Seiten das Licht herein. Große Tische standen bereit, kleine Stehpulte luden ein, am Fenster zu lesen. Die Gräfin ging lächelnd zum Tisch, an dem die jungen Leute gestanden hatten, und musterte die Bücherstapel. Die Werke stammten nicht aus dem Schwedenfach, auch nicht aus der Musikecke, die Erdmuthe sonst so fleißig benutzt hatte. Sie fand ein erdgeschichtliches Werk und ein Buch über Waldwirtschaft aufgeschlagen. „Wir stritten uns unterwegs über Eiben und Ulmen", erklärte Erdmuthe, „und dann soll ich eine geologische Tabelle bekommen und auswendig lernen. Aus dem Kopfe kann er sie nicht aufschreiben. Übrigens" – sie stockte ein wenig – „er sammelt Exlibris."

„Und das Bottenhausensche fehlt ihm noch", lachte die Hausfrau und kramte aus einem Tischfach einige zarte Blätter hervor. „Hier, Sie gelehrter Infanterist, die alten und neuen Buchbesitzerzeichen. Vom Stahltisch zur Radierung! Auf einem sind sogar Trommeln und Fahnen darauf, ein Bottenhausen ist ein großer Türkenschreck gewesen. Nehmen Sie!" Sie schnitt die Dankesversicherung des Gastes freundlich ab und mahnte zur Teestunde. Sorgfältig stellte der Hauptmann die Bücher wieder ein und folgte den Frauen. Im Wohnzimmer waren die Hausgenossen schon versammelt, die stillen Baltinnen mit ihren Stickrahmen, der schweigsame Professor, der hier in ländlicher Stille sein Lebensbuch ins Reine schrieb; immer hatte er einen der festen Lederbände bei sich, in die er die Summe seines Lebens einpreßte.

„Ich freue mich", sagte die Gräfin, als sie wohlversorgt in ihrem Armsessel lehnte, zu dem Hauptmann als dem Gast, den sie zum erstenmal bei sich sah, „ich freue mich, daß es bei den Preußen doch immer ein paar gelehrte Offiziere gibt. Sauerteig im Brot. Es gibt ja auch immer einige Maler und Musiker darunter, ich höre sogar von einer friderizianischen Flötenliebe bei Ihnen, und schließlich hat niemand ein so edles Deutsch geschrieben wie Moltke. Weißt du, Patenkind, daß es sogar eine Novelle von ihm gibt? Laß sie dir von einem eurer Kriegsmänner besorgen." Erdmuthe bekannte, sie wisse davon nichts, sie habe im letzten Jahr leider mehr Noten als Bücher gelesen. Der alten Dame entging das „leider" nicht. Andächtig sah der Hauptmann zu, wie das Riedaer Fräulein den Tee bereitete. Am Tisch der Gräfin durfte gesprochen oder geschwiegen werden, niemand hatte die Pflicht, ein Gespräch lang zu ziehen, nur damit die Luft erschüttert wurde. Es war eine Weile behaglich still; leise stand der Hauptmann auf und zog sich einen bequemen Sessel herbei. „Es ist recht", lächelte ihm die Hausfrau zu, „Sie haben auch sehr viel nachzuholen." Dann schimmerte der goldgelbe Tee in den Tassen, Löffel und Geschirr klirrten leise. Der Kriegsmann sah lange in den stillen Park hinaus, die Rasenfläche leuchtete im fahlen Spätnachmittagslichte rostbraun von dem gefallenen Buchenlaub. Er genoß die Stille, den Anblick der uralten, frei gewachsenen Bäume mit ihren starken Kronen und spürte das Glück, daß er nur ein wenig den Kopf zu wenden brauchte, um Erdmuthe zu sehen. Er sparte es förmlich noch um Augenblicke auf, um zu prüfen, ob er auch das echte Bild schon in der Seele trüge. Wie hatte er ihren Anblick, ihre Haltung am Flügel beim gemeinsamen Musizieren, ihr nachsichtiges Lächeln bei einem Fehler, das Aufstrahlen bei einer schönen Stelle genossen, und immer wieder entdeckte er einen neuen Zug in ihrem Gesicht, ein neues, flirrendes Licht im Haar, eine reizvolle Haltung ihrer festen, geschickten Hände. Mochte ihn die Gräfin mustern, er merkte es wohl und scheute den klaren Blick der alten Dame nicht.

Die Hausherrin hatte in der Ledermappe, die neben ihr lag, die letzten Berichte aus Schweden zurechtgelegt. Sie wartete gespannt, ob Erdmuthe danach fragen würde. Es schien ihr auch mehrmals, als schaue das Mädchen nach der wohlvertrauten Berichtmappe herüber und setze zu der Frage an, halte sie aber immer wieder zurück. Die alte Dame glaubte dabei einen Seitenblick auf den Offizier wahrzunehmen. Sie entsann sich der geheimen Spannung zwischen den Männern auf dem Musikabend in Rieda und der Erzählung, in der sich der Vizekantor so schonungslos geschildert hatte, wie es eben nur ein Künstler vermag. Wollte Erdmuthe dem Hauptmann die Erinnerung an den Musiker ersparen, wollte sie ihren inneren Anteil an der Schwedenfahrt verbergen oder gering erscheinen lassen? Das Mädchen war so schweigsam heute. Aber sie sollte nicht leichten Kaufes davongehen. Wer hatte denn schließlich jene Argonautenfahrt nach dem Norden eingeleitet? Die Riedaer hatten es getan, und die alte Bottenhausen hatte dabei nur Pate gestanden. So sprach sie denn das Mädchen an: „Hast du schon daran gedacht, daß heute ein besonderer Tag ist?"

„Ja, wir müssen Hals- und Beinbruch wünschen", war die Antwort, „heute ist das große Konzert in Stockholm! Der Bischof hat Storkyrkan, in die drei-

tausend Menschen hineingehen, dafür bestimmt, schreibt uns der Doktor, und vorher ist in irgendeinem großen Hause Nachmittagskonzert auf Subskription. Da wird es wohl ohne Lampenfieber nicht ausgehen." Erdmuthe lehnte sich zurück und sah den Hauptmann forschend an. „Sind es nicht ausgepichte und erprobte Musikanten?" fragte der Offizier höflich. „Wie sollten sie Lampenfieber haben?"

„Daran leiden sogar die Berühmten", erwiderte die Hausfrau. „Alle haben es, die etwas Großes auch wirklich groß spielen oder sagen oder darstellen wollen." Sie wandte sich an den gelehrten Freund, der schweigsam und voller Behagen mit seiner Teetasse im Hintergrunde saß: „Lieber Professor, gibt es Beispiele?" – „Viele, sehr viele", antwortete der alte Herr eifrig. „Luther vor der Predigt, Bismarck vor der Reichstagsrede, um nur die größten Streitbaren zu nennen. Man könnte sagen, Lampenfieber aus dem Gefühl der Verantwortung."

„Aber wir wollen die Tagebuchblätter unserer Nordlandfahrer hören, liebe Leute." Die Gräfin nahm die Mappe. „Du bist das Patronatskind, Erdmuthe, du sollst den Bericht der Orgelmänner vorlesen." Erdmuthe nahm die Blätter, rückte den Kerzenleuchter näher und überflog die Schrift erst, ehe sie begann. Barthel und Freygang hatten abwechselnd geschrieben, und es fiel Erdmuthe hörbar schwer, die begeisterten Ausrufe des Organisten und die gefühlswarmen Dankesberichte des Geigers laut vorzulesen. Die Stellen, in denen die Gastfreundschaft und Musikfreude der Schweden, auch ihre so erstaunlich reiche Kenntnis der deutschen Sprache gerühmt wurden, und die Konzertprogramme vorzulesen, fiel ihr schon leichter, und als sie die siegreiche Nachricht las, „die Orgel haben wir schon sicher, Barthel denkt an einen schützenden Einbau im Turm oder überhaupt eine andere Stelle in der Kirche, damit die neue Orgel nicht ebenso verquillt wie die alte", da wurde Erdmuthe lebhaft, ließ die Blätter sinken und lächelte zu der alten Dame hinüber. Es folgten noch Grüße, Bestellungen, freundvetterliche Empfehlungen und Unterschriften entfernter Verwandten, die gleich den Zusammenhang der Stammbäume mit aufgezeichnet hatten. Damit war das unausschöpfliche Gebiet der Familienbeziehungen geöffnet. Jetzt rückten auch die baltischen Damen näher, legten die Stickereien fort und sprachen mit. Der Hauptmann wurde in die Bücherei geschickt, einige Bände des Siebmacherschen Wappenbuches zu holen, und bald beherrschte das bunte Wappengetier das Feld und war von Querbalken und Helmzieren die Rede und gar nicht mehr von Musik und Musikanten. Die Gräfin fand das im stillen undankbar, denn gerade um diese Stunde sollte Hans Freygang in irgendeinem festlichen Saal der nordischen Hauptstadt neben dem Flügel stehen und spielen. „Kriegsmänner sind immer stärker", seufzte sie, sah aber doch gern zu, wie der Hauptmann mit flotten, sauberen Strichen ein Wappen aufzeichnete, noch eines, eine ganze Reihe und die Formwandlung zeigte. Er war so vertieft, daß sie Zeit hatte, seinen Kopf zu studieren. Sie stellte fest, daß er wenig gelacht und selten gelächelt hatte. Er war zu jung, als der Krieg begann, nun war er zu alt für seine Jahre. Ein zielbewußter Herr, der sich nichts aus Entbehrungen machte. Sie stellte sich den Geiger neben ihm vor, den kurznackigen Sachsen-Thüringer mit dem reichen dunkelbraunen Haar, das ihm beständig in die Stirn fiel, mit

dem starken Mund und der oft kindlichen Weichheit. Er lag in stetem Kampf mit seiner Kleidung. Daneben dieser verschlossene, scharfe Herrenkopf, der über der knappen Uniform wie gemeißelt hervortrat; aber das rötlich-blonde Haar war fein und weich, das Ohr gut gebildet, ein musischer Zug fehlte nicht. Es sind allerlei Gestalten, sann die alte Dame, die in Erdmuthes kleinem Lebensroman im zweiten Kapitel auftreten. Das dritte Kapitel muß sie selber schreiben. Sie lehnte sich in den Armsessel zurück und dachte an Stockholm. Seit sie den Geiger zuletzt hatte spielen hören, drüben in Rieda, glaubte sie fest an seine Berufung. Vielleicht fehlte ihm noch, so hart es klang, eine tiefe Verzweiflung. Nun, es schien, das Feuer für diese letzte Probe des Künstlers glimmte schon.

*

„Es ist mondhell", sagte Erdmuthe auf dem Heimritt und hielt den Braunen am Ausgang des Dorfes an. „Nehmen wir den Feldweg links. Wir treffen dann auf den schönen grasbewachsenen Waldweg nach Rieda. Auf der Landstraße werden wir vor Lastzügen und anderen Autos nicht froh. Ihr Rappe ist auch recht jung und nervös!" Erdmuthe ritt eine Pferdelänge voraus. Der Hauptmann folgte ihr gern in diesem Abstand. Er konnte sie ungestört betrachten und sich zu dem Spruch sammeln, den er noch heute sagen wollte. Wie sicher und selbstverständlich sie zu Pferde saß! Er freute sich an der geschmeidigen Kraft, mit der sie den Bewegungen des Pferdes folgte. Und wie war sie im Walde zu Hause! Dieses Mädchen sollte als Trabantin in die Konzertsäle? Es faßte ihn ein ehrlicher Zorn. Heute noch mußte er sprechen. Jetzt standen die Orgelpropheten in der großen Kirche zu Stockholm, und bald kamen sie mit Triumph zurück. Dann ging es an das Orgelbestellen und an neues Konzertieren, an das Orgelbauen, und damit würde eine neue und engere Gemeinschaft mit dem Geiger entstehen. Der Hauptmann war kein Briefschreiber, er kannte seine gemessene, ja trockene Schreibweise. Wie sollte er es fertigbringen, von seinen Empfindungen zu schreiben, wo es ihm schon unmöglich war, etwas Weiches, etwas Zärtliches und Werbendes auszusprechen! Sollte die schöne Gemeinschaft, die in der Betrachtung von Land und Wald, von Tierwelt und Erdschicksal gewachsen war, durch die musikalische Schwärmerei erdrückt werden? Im Blick, in der offenen Frage, im Lächeln des Mädchens sah er doch, daß sie schon enger verbunden waren, als es Erdmuthe bewußt war. Sie war ihm zu gut für Unklarheiten und Enttäuschungen, nein, er wollte nicht, daß sie ihre junge Kraft in fruchtlosem Zwiespalt verschwendete. Noch einmal durchdachte er seine Lage, das Alter, seine Armut, die Kargheit des Waldgutes. Er hatte mit dem Freiherrn unter vier Augen ein langes Gespräch und dabei das Gefühl gehabt, der alte Herr wisse, worum es ihm ginge, und wolle ihm wohl. Sonst hätte jener nicht so offenherzig die Lage des Besitzes dargelegt und gar davon gesprochen, daß er selbst noch rüstig genug sei, die Herrschaft zu führen und schließlich auch das Feld zu behalten, nur könne er nichts erneuern, geschweige denn herausziehen. Ein Schwiegersohn brauchte also, so durfte der Hauptmann folgern, den Waffenrock noch nicht abzulegen. Er lächelte ein wenig bitter, als er diese Gesamtschau

und kühle Überlegung in einer Sache des Herzens anstellte zu einer Stunde, die andere im Überschwang erlebten, und er lächelte über seine Jahre. Nein, es war nicht Mangel an Gefühl. Es war Sorge für dieses kostbare Geschöpf Gottes, dort, eine Pferdelänge vor ihm. Er mußte alles scharf durchdenken, woran ein solcher Musiker eben nicht dachte.

Sie hatten den Waldrand erreicht. Die Pferde gingen sicher und langsam auf der festen Grasnarbe des breiten, selten befahrenen Weges. Der Hauptmann lenkte seinen Gaul dicht neben Erdmuthes Braunen. Er nahm die graue Mütze ab und genoß den kühlen Wind tief atmend. Dann befahl er sich ernstlich zu beginnen, aber die wohl vorbereiteten Sätze waren wie fortgeblasen vom Nachtwind. Er fühlte es wohl, wie er jetzt sprechen möchte, mit fröhlicher Huldigung, zärtlich und siegesgewiß. Statt dessen regierten ihn Sorge und Zorn. Ach, es gab also einen Zorn aus Liebe! Gleichviel, es mußte auch gehen, ohne daß die Worte gehorchten. „Ich weiß", sagte er, „daß Sie jetzt über Berg und See hinweg nach Stockholm denken. Herr Freygang wird jetzt die Chaconne spielen, und Sie wünschen ihm alles, was man einem Künstler wünschen kann. Oder — ist es noch mehr?"

„Es ist ganz natürlich, daß ich jetzt an unsere Musiker denke", antwortete das Mädchen mit leisem Vorwurf, „in dieser für die Künstler großen Stunde. Warum beschweren Sie mich mit dieser Frage?"

„Ich mußte fragen, und ich muß mit Ihnen weiter darüber sprechen; Schweigen hieße Feigheit. Denn ich glaube, Aufschub bringt nur Verwirrung."

„Ach, mein Herr Hauptmann, nicht alle Dinge liegen so einfach zutage, daß man sie auf sauberen Geländekarten mit klaren Höhenlinien verzeichnen kann. Sie wollen immer feststellen und messen und ausrechnen! Meinen Sie, Ihre Fragen könnten etwas lösen, Zweifel oder Verwirrung?" — „Ja, ich weiß es." — „Dann fragen Sie bitte." — „Als wir neulich zwischen Taufstein und Gruft in der Kirche standen, ist mir klar geworden, daß Sie hier ganz unlösbar verbunden sind mit allem, mit Land und Wald, mit Dorf und Gut, mit den großen und kleinen Dingen, mit der alten Orgel und der jungen Baumpflanzung auf dem Hasenberg. Was sind Aufzählungen und Worte. — Sie widersprechen nicht?"

„Sie sagen mir auch nichts Neues. Aber Ihre erste und schwere Frage, was hat die damit zu tun? — „Schelten Sie mich, wenn ich diese Frage noch einmal mit anderen Worten stelle. Glauben Sie denn, daß dieses karge Land, das Ihnen einmal anvertraut werden wird, später mit — einem Geigenbogen regiert werden kann?"

Erdmuthe zuckte ein wenig zusammen über der Frage, welche noch nie bedachte Folgen kalt beleuchtete. Sie wurde zornig über diesen Eingriff in eine kaum ausgesprochene Freundschaft, in ein stilles, mädchenhaftes Spiel von Freude zu Freude, das hieß aber von Händel zu Bach und zu Reger bis zu dem frisch durchgeführten Plan der Schwedenfahrt. Was mochte sich dieser Kriegsknecht unter Musikfreundschaft vorstellen. Sie spürte seinen ungerechten Grimm und wollte sich wehren. Aber dann wurde sie traurig. Freilich erkannte sie es, Hans Freygang war kein Herr und wurde kein Herr. Ein Meister in seinem Fach, ja, das

wurde er. Doch ein Kind würde er immer bleiben. Als sich die beiden Männer, der Geiger und der Hauptmann, an jenem Musikabend begrüßten, hatte sie den Gegensatz zum erstenmal gefühlt. Aber es war schwer zu tragen, wie dieser Mann neben ihr sprach, mochte er es auch gut meinen und mochte er mehr als das meinen. Als sie sich gesammelt hatte, half sie sich mit einer spöttischen Gegenfrage, und es ging ihr wie dem Gefährten, sie spitzte die Worte schärfer zu, als sie eigentlich wollte: „Von der Macht eines Geigenbogens wissen Sie nicht viel, trotz Ihrer Flöte, Herr Hauptmann. Aber womöglich glauben Sie, daß dieses karge Land, wie Sie es nennen, mit einem Offiziersdegen regiert werden könnte?"

Wie ich den Trotz liebe, mit dem sie streitet, dachte der Hauptmann im stillen und sagte dann bestimmt: „Ja, das glaube ich. Nicht mit jedem. Aber mit einem guten." – „Und dabei denken Sie an einen ganz bestimmten, guten Degen?"

Warum reden wir nur so scharf miteinander, dachte der Hauptmann besorgt und bemühte sich, recht friedsam zu sprechen: „Ja, Fräulein Erdmuthe, an den meinen. Er ist so gut wie der Ihres Herrn Vaters und weiter die Reihe hinauf! An den meinen denke ich. Da ist es also heraus! Als Sie ihn neulich zogen und in der Hand wiegten, da wußte ich, daß Sie nicht dazu berufen sind, einem Künstler zu folgen durch Opernorchester, Konzertsäle oder durch die Kirchen des Abendlandes, sondern daß Sie berufen sind, dies alles hier zu bewahren und zu verteidigen. Mit meiner Hilfe!"

Erdmuthe war tief erschrocken. Aber sie verbarg sich selbst noch ängstlich, daß sie ihm schon von Herzen recht gab, wehrte sich und wollte es doch kaum noch. Sie war ja gar nicht frei, von hier fortzugehen. Dort unten in der Kirchengruft im Tale die graue Tafel mit den beiden Brüdernamen machte sie zur Erbin; ach, und es war ja gar kein Opfer, was von ihr gefordert wurde. Sie hätte sich jetzt gern zu dem Gefährten hinübergewandt und seine straffe Gestalt und seinen hellen Herrenkopf geschaut, aber der Hochmut hielt sie noch im Nacken fest und blies ihr eine stolze Antwort ein. Sie ritten eine gute Weile, bis Erdmuthe die Worte dafür fand: „Niemand, auch der rauheste Kriegsmann nicht, wird Ihnen vorwerfen können, daß Sie auf eine romantische Weise um ein Mädchen werben, Herr Hauptmann! Es soll Dinge auf der Welt geben, die man mit dem Herzen entscheidet."

„Aber ich bitte Sie bei allem in der Welt, was Sie lieben, Fräulein Erdmuthe, nicht diese Bitterkeit!" Sie lauschte auf den Klang seiner weicheren Stimme. „Sie wissen es", fuhr er fort, „und Sie fühlen es nicht erst jetzt, daß Sie – mir alles sind." Stockend sprach er weiter: „Ich bin Soldat, und es liegt manches hinter mir. Da kann ich nicht schwärmen und reden wie ein Dichter oder Künstler. Sie können es ja im Grunde auch nicht. Ich wollte alles ganz anders sagen und anfangen. Nun sind wir ins Streiten gekommen, und ich bin in die Rolle des Barbaren gedrängt. Ich bitte Sie, ein preußischer Hauptmann, der Flöte spielt, Exlibris sammelt, Geologie treibt und ein zwanzigjähriges Mädchen liebt ... Quäle ich Sie?" fragte er dann angstvoll, „haben Sie Ihr Wort schon gegeben?"

„Nein", antwortete sie fest. – „Gottlob", sagte der Hauptmann leise. „Gott-

los. Ich hätte jetzt, nach so wenigen Wochen, noch nicht geredet, wenn nicht Zwiespalt und Verwirrung drohte. Ich mußte es jetzt tun. Ich begreife ja auch, wie schwer es Ihnen um das Herz sein muß." Dann setzte er noch hinzu: „Mit wem sollten Sie darüber sprechen? Ich weiß, wie sehr Sie die Mutter entbehren."

„Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie daran denken", sagte Erdmuthe herzlich. Ach, sie war längst besiegt, gerührt und seiner gewiß, aber sie fand keinen Ausdruck dafür, und der Gedanke an den Musiker schmerzte. Sie wußte jetzt mit einem Schlage, daß sie Hans Freygang im Grunde nur gelenkt und beherrscht hatte. Geliebt hatte sie sein Spiel, seine Tiefe, seine Fähigkeit, das Letzte in Tönen zu sagen. Sie hatte das Glück gefühlt, das aus der echten Verehrung strömt, die der Geiger ihr entgegentrug. Aber weiter hatte sie weder Wünsche gespannt noch von ihm angenommen, das war gewiß. Und doch war ihr jetzt klar, daß sie ihm ein jähes Leid antat, als ob sie ihm seine Geige zerschlüge! Sie erschrak sehr über dem Gleichnis und sprach es angstvoll aus. „Es gibt viele edle Geigen in der Welt. Auf die Berufung kommt es an, nicht auf das Instrument", sagte der Hauptmann gütig. Erdmuthe dachte über seinen Spruch nach und wurde ruhiger. Nach einer Weile fiel ihr der Gefährte in den Zügel und hielt die Gäule an. Er wollte die Entscheidung.

„Fräulein Erdmuthe", sagte er bittend, „hier beginnt Ihr eigener Wald, wo die große Buche steht." – „Das wissen Sie noch?" Es war ein froher Klang in ihrer Stimme. – „Jedes Wort und jeden Wink", bekannte der Hauptmann. „Prüfen Sie nur, ob ich irgend etwas vergaß, was Sie mir zeigten, gleichviel ob in der Fohlenkoppel oder in der Baumschule, auf den Äckern oder im Walde, ich weiß noch alles! Ach, daß ich so sehr der Mann der Prosa bin . . . Sagen Sie mir ein gutes Wort, ein kleines Wort, ich bitte Sie, ehe wir über Ihre Grenze kommen!"

Hoffentlich sieht er nicht, daß ich weine, dachte Erdmuthe. Sprechen konnte sie nicht. Sie zog den Handschuh von der Linken und reichte sie ihm. Er hielt die Mädchenhand fest, und sie ritten langsam in ihren Wald ein.

*

Im hell erleuchteten Festsaal des Hauses Konsul Engström zu Stockholm standen Hans Freygang und Barthel Stoy neben dem Flügel und verneigten sich. Das kurze Kammerkonzert „Schwedische und deutsche Musik" war vorüber, und der Hausherr gab mit liebenswürdigen Worten den Musikern Grüße in ihre Heimat mit, aus der so edle Musik, so feine Künstler kämen und die gewiß alle Prüfungen überstehen werde. Er wies noch auf das Abendkonzert in Storkyrkan hin und wollte die beiden Musiker soeben in sein Arbeitszimmer bitten, um ihnen das Ergebnis der Einnahmen mitzuteilen, als der Diener hinzutrat und etwas meldete. Der Konsul wandte sich liebenswürdig an die Deutschen. Sie hätten heute manchen hohen Gast hier gehabt, darunter Exzellenz Romberg. Der alte Herr wünschte die Solisten kennenzulernen. Er sei am Gehen behindert und habe vom Nebenzimmer aus zugehört. Der Diener nahm dem zögernden Hans Freygang Geige und Bogen ab, und beide Musiker folgten dem Haus-

herrn durch die Gruppen der Gäste, die noch plaudernd in dem festlichen Raum verweilten. Exzellenz sei leider gelähmt. Die Musik liebe er sehr, flüsterte der Konsul noch. Dann standen sie vor dem Sessel, in dem der ehrwürdige, alte Herr lehnte. Er entschuldigte sich in klarem Deutsch, daß er nicht aufstehen könne, wie es sich vor so reifen Künstlern gezieme, und forschte sie nach Studiengang und Lehrern in der Musik, nach dem Konzertleben in Deutschland und den wichtigsten Solisten aus. Barthel Stoy, den die Gräfin Bottenhausen im Scherz einmal das wandelnde Musiklexikon genannt hatte, übernahm die Antworten und kleidete sie in seinen altväterisch ergebenen Stil. Niemand ahnte, wo er den noch erlernt hatte, aber er paßte gut vor den Audienzsessel des alten, etwas feierlichen Staatsmannes, der schließlich die Bitte äußerte, er möchte die Geige, deren Klang ihn so bezaubert habe, wohl einen Augenblick in der Hand halten, ihre Wölbung fühlen und ihre Maße sehen. Freygang wandte sich, den Wunsch zu erfüllen, blieb aber im gleichen Augenblick gebannt stehen; nebenan im Festsaal gab es einen tückischen Knall und den häßlichen Laut von splitterndem Holz. Aufschreie und erschrockenes Gemurmel folgten. Freygang wußte, was geschehen war. Er stand reglos und blaß. Barthel eilte fort und kehrte in der Tür niedergeschlagen um. Die Freunde sahen sich entsetzt an. „Sie ist völlig zertrümmert?" fragte Freygang endlich. „Ja", antwortete Barthel, „ich sah es. Hoffnungslos. Das große geschnitzte Pult, vor dem du gespielt hast, ist umgestürzt und auf den Flügel gefallen." – „Das erstemal, daß ich die Geige aus der Hand gegeben habe", sagte Freygang tonlos, „ich begreife es nicht." Der Konsul, der, auf das höchste betroffen, in den Saal geeilt war, trat zu dem Geiger und suchte ihm Tröstliches zu sagen, was er im Fluge von den bestürzten Gästen gehört hatte, daß ein gut zusammengeleimtes Instrument oft die alte Klangfülle wiedererreiche, daß man Ersatz beschaffen würde. Barthel mußte die Antworten für den Sprachlosen übernehmen, der jetzt langsam durch die zurückweichenden Gäste schritt, seinem Geigenkasten das große seidene Tuch entnahm, an der Unglücksstelle niederkniete und die Teile der kleinen, zarten Leiche langsam einsammelte, bis auf den kleinsten Splitter. Niemand wagte zu helfen, niemand, der es mit ansah, vergaß das Bild des Künstlers, der zum Schluß im weiten Umkreis mit den Händen umhertastete, ob ihm noch ein Teilchen entgangen sei. Dann bettete er das Bündel mit den geborgenen Splittern in den Kasten, legte den Bogen ein und schloß zu. In diesem Augenblick fühlte er Barthels Arm in dem seinen und folgte dem Freunde wieder zu Minister Romberg.

Der besorgte Konsul nahm den Organisten beiseite und fragte, ob Barthel Stoy in diesem Notfall das Kirchenkonzert allein bestreiten könnte? Ob er den ersten Geiger von der Oper, den er kenne, bitten solle, einzuspringen?

„Wir werden beide spielen, Herr Konsul", versicherte Barthel, „und wenn es mit einer Talergeige ist. Nicht wahr, Hans, so feige sind wir nicht, daß wir nicht auftreten. Du spielst!" – „Jawohl, selbstverständlich, aber du mußt mir eine Geige ausborgen, lieber Barthel."

Der Konsul war glücklich, etwas tun zu können, und eilte fort, um nach einem guten Instrument zu telephonieren, an den Ersten Kapellmeister der Oper, an

Musikalienhandlungen, an die Musikhochschule, an einen Journalisten, der alles wußte, oh, er hatte Beziehungen! In einer Stunde sollte hier eine Auswahl der schönsten Geigen Stockholms liegen! Bei den Gästen sprach es sich rasch herum, daß der Solist trotz seines Unglücks im Kirchenkonzert geigen werde. Sie versprachen alle, zu kommen und ihn zu hören, und brachen bewegt auf. Gedämpft redeten sie darüber, wie das Unglück geschehen war. Weder Freygang noch Barthel Stoy hatte nach dem Vorgang gefragt. Es war Ehrensache, dem Deutschen eine gute Geige zu verschaffen, so schwirrten die Reden in der Kleiderablage und auf den Treppen durcheinander.

Noch immer benommen, saß Hans Freygang neben dem gelähmten alten Herrn, der kein Wort des Trostes gesagt hatte und schließlich leise, wie man in einem Totenzimmer spricht, fragte, ob es eine alte Italienerin gewesen sei. Barthel gab Auskunft, so gut er konnte. „Sagen Sie dem Herrn Konsul", befahl nach einer Pause des Nachdenkens der Minister, „er soll sich nicht mehr bemühen. Ich kann und ich werde den deutschen Herren helfen. Man soll den Wagen bestellen." Konsul Engström war sehr erleichtert, als er die Botschaft erhielt. Er hatte schon mehrere Absagen erfahren. Denn welcher Geiger, der ein edles Instrument durch Glück oder Entbehrungen erobert hat, oder durch beides, gibt es in fremde Hände, die anders zufassen, anders greifen, nach fremder Art den Bogen führen. So leicht läßt niemand das geheime, unsichtbare Band zwischen Violine und Spieler berühren, das nicht zu erklären und doch das kostbarste Gut der Künstler ist.

Es war nicht mehr lange Zeit bis zum Konzert in Storkyrkan. So wurde verabredet, daß der Organist sogleich zur Kirche gehen und der Geiger nachkommen sollte, sobald er das verheißene Instrument habe. Rasch sah Barthel nach, ob Freygang frische Saiten und alles sonst Nötige im Kasten hatte und eilte zur Orgelbank, indessen der Konsul und der Geiger den qualvoll langsamen Aufbruch des Ministers abwarteten. Kostbare Zeit verging, bis sie in der Wohnung des alten Herrn standen. Die Exzellenz händigte dem Konsul einen Schlüsselbund ein und hieß ihn einen schweren Sammelschrank öffnen, dann wieder Fächer aufschließen. Endlich erkannte Freygang eine in seidene Tücher gehüllte Geige, nahm sie, vor Erwartung und Spannung zitternd, heraus und legte sie in die Hände des alten Mannes, der mit feierlicher Gebärde die Tücher löste. Eine große, schöne Geige alter Bauart schimmerte ihnen goldbraun entgegen. Freygang erkannte ihre edle Abkunft sogleich, aber in welchem Zustand war sie! Die Saiten vermorscht, der Steg umgesunken; es galt noch rasche Arbeit, sie klingen zu machen. Und wie würde sie, so lange zum Schweigen verurteilt, ansprechen? Die Hände des alten Herrn glitten wiedererkennend über die sanften Wölbungen von Decke und Boden und strichen zärtlich über den samten schimmernden Lack. Dann sagte er langsam und feierlich: „Maggini hat sie gemacht, der Meister aus Brescia, und sie hat eine Geschichte. Ein Unglück kann das andere aufheben. Ich dachte sogleich daran, als ich Ihre Geige zerschellen hörte. Diese hat einige Jahre in der Dunkelheit stumm, aber nicht vergessen gelegen. Es ist nicht die Stunde, von

vergangenen Dingen zu sprechen. Lösen Sie einen Bann durch Ihr Spiel, nehmen Sie!"

Hans Freygang vermochte nicht zu antworten. Er sah an der Wanduhr, daß jetzt schon die ersten Konzertgäste zu Storkyrkan gehen würden, blickte verstört durch die seltsam lang geschnittenen F-Löcher in das Geigeninnere und fuhr prüfend über Griffbrett und Saitenhalter. Der Konsul sprach schwedisch auf den alten Herrn ein, dankte herzlich und ehrerbietig und bat für den Musiker um Verzeihung, der die Sprache noch immer nicht gefunden habe. „Nun, ich werde ihn in seiner besten Sprache hören", sagte Romberg zuversichtlich, „ich werde meine Maggini wiederhören." Der Konsul, ein Großkaufmann von Welt, wunderte sich darüber, daß alle diese Männer, sogar der vielerfahrene alte Jurist, von Geigen sprachen wie von lebenden Wesen; doch er wollte keine Zeit mehr verlieren, nahm Abschied, packte seinen Gast in den Wagen und fuhr mit ihm zur Kirche. Den schweigsamen Hans Freygang quälte der Zweifel; wie sollte die Geige klingen, die so lange stumm lag? Würde sie ansprechen? Es wäre wider alle Regel. Wer mochte sie vordem gespielt haben?

Der Konsul wußte, daß der Bischof die Deutschen vor dem Konzert in der Sakristei zu begrüßen wünschte, und ließ vor der kleinen Nebentür halten, die in das Allerheiligste der Geistlichkeit führte. Der Bischof hatte von dem Unglück, das den Geiger betroffen hatte, schon erfahren und sprach wenig, als er den Verstörten sah, der mit fliegenden Händen die italienische Geige auspackte, Saitenschachtel und Gerät aus dem Kasten riß und zu arbeiten begann, in Sorge, ob es gelingen würde. Bischof und Konsul, geistlicher und weltlicher Würdenträger, sahen ihm gespannt zu. Endlich konnte er die Saiten stimmen, angstvoll auf den Klang lauschend. Aus Angst wurde Hoffnung, er setzte den Bogen an und blickte fragend zu dem Bischof hin. „Spielen Sie nur", sagte lächelnd der geistliche Herr, der oft im Lutherlande war und ein schönes Deutsch sprach, „spielen Sie nur, wir sitzen schallsicher. Hier hat schon mancher stimmgewaltige Amtsbruder seinen Predigtanfang versucht." Freygang prüfte die e-Saite und staunte, hell und rein sprach sie an, auch in den hohen Lagen. Die g-Saite aber klang berückend weich und voll. Der Musiker lächelte schmerzlich. „Eine Maggini darf ich spielen", sagte er kopfschüttelnd, „eine alte Brescianerin, aber die Maße sind größer, als auf meiner Geige." Die Herren verstanden ihn nicht, doch es war keine Zeit mehr, um zu fragen. Der Bischof selbst geleitete ihn durch das volle Gotteshaus nach der Orgelbank, wo Barthel Stoy schon lange saß und mit Händen und Füßen „Maß genommen hatte", wie er zu sagen pflegte. „Barthel", sagte Freygang, „sieh, was ich im Arm habe. Eine echte Maggini. Aber sie hat lange tot gelegen und eine andere Mensur, als meine hatte." – „Ach", antwortete Barthel, „geht es dir auch so? Sieh mal! Die Orgelbank! Die Schweden sind lange Leute. Die Beine des Organisten Stoy, ohne Aussicht auf Wachstum, haben jedenfalls auch das verkehrte Maß. Ich werde gewaltige Sprünge machen müssen. Da bleibt nur eines übrig" – er faltete die Hände und sagte einfältig – „Hilf, lieber Gott! Hilf, lieber Gott!" – „Er wird helfen", sagte der Bischof milde, grüßte und ging hinunter in das Kirchenschiff auf seinen Platz. Als er saß,

gab der Küster das verabredete Zeichen, und Barthel Stoy ließ eine Fuge des deutschen Thomas-Kantors erschallen, kunstgerecht und feierlich. Trotz der Schwierigkeiten an dem fremden Instrument spielte er aus der Erschütterung der letzten Stunden heraus gewaltiger als sonst. Da ließ Hans Freygang ab, die kostbare Geige zu betrachten und zu betasten, verzweifelt das Griffbrett zu mustern und die Stimmung zu prüfen. Warum sollte kein Wunder geschehen nach soviel Unglück, warum sollte nicht die Geige vergessen, daß sie so lange hatte schweigen müssen? Er überließ sich den rauschenden Klängen und nahm das edle Holz des Meisters Maggini aus Brescia fromm ans Herz. Plötzlich stand das Harztal vor seiner Seele; es war jetzt in winterliche Dunkelheit gehüllt. Undeutlich hob sich der gewaltige Rücken des Hasenberges vom Himmel ab. An seinem Fuße lag das Schloß; warum nur waren die Fenster im Eckturm, Erdmuthes Fenster, nicht hell? Nicht wahr, Erdmuthe, du denkst jetzt an mich?

Die Orgelempore bebte, Barthel spielte den Endakkord und sah den Freund unter buschiger Mähne und schweißbedeckter Stirn siegesgewiß an. Hans Freygang trat an die Brüstung. Er sah die große Gemeinde nicht, er fühlte nur den riesigen Raum und den unbändigen Wunsch, ihn zu füllen mit einer Stimme, mit einer seligen Melodie; vertrauend hob er die fremde Geige ans Kinn, sorgte sich nicht mehr um die ungewohnten Maße, überließ sein Herz dem heiligen Johann Sebastian und spielte, daß dem Barthel Stoy, der ein tapferer Kerl und viel zu sehr Künstler war, um ein weichlicher Schwelger zu sein, daß diesem Gefährten und gewohnten Begleiter großer Meisterspieler die Tränen kamen. Er spielt seiner toten Geige den Abschied und das Auferstehungslied, dachte der Organist.

In der gebannt lauschenden Gemeinde aber taten sich manche Herzen auf. Der Konsul Engström und alle seine Konzertgäste, die Zeugen des Unglücks gewesen waren, saßen in tiefem Staunen. Der Bischof dachte bewegt an das kleine Kindergebet des Organisten. Der alte Staatsminister Romberg, der Herr der raumbeherrschenden Geige, saß würdevoll in seinem Rollstuhl. Er dachte an den geliebten Sohn, dem diese Geige gehört hatte, dem sie aber zum Unglück geworden war. Der alte Mann fühlte mit leisem Glück im Bann der vertrauten Geigenstimme und der einsamen Weise, die sie sang, im Bann dieser freien Zwiesprache mit Gott, wie sich alles, alles löste. Die nach jenen Unglückstagen für lange verstummte Geige dort oben, sie war befreit. Der alte, drängende Schmerz in ihm und der junge Schmerz des Geigers auf der Empore wurden still vor diesen Tönen, und es war gewiß, der müde Romberg würde bald erlöst werden. Er schloß die Augen. Die Musik der göttlichen Stimme strömte durch ihn hin, befreite sein Herz von den geringen und unvollendeten Dingen, von dem eigenen Schicksal, und füllte es mit Offenbarung.

*

Unter Grußkarten, Rechnungen und Zeitungen suchte die Gräfin Bottenhausen zunächst den dicken Brief mit schwedischen Marken heraus, der Barthel Stoys etwas notenmäßig geprägte Buchstaben trug. Sie war heiter, ein tüch-

tiger Schneefall hatte die lastende Stimmung gelöst, unter der sie einige Tage gelitten hatte. Aber bevor sie den Bericht der Schwedenfahrer genoß, wollte sie sehen, was Erdmuthe auf dem Herzen hatte. Sie überflog deren Briefkärtchen. Das Patenkind meldete sich mit dem Hauptmann zur Teestunde an und bat, sie allein sprechen zu dürfen. Ein Widerspruch. Es würde sich zeigen, ob der geologische Hauptmann solange in die Bücherei verbannt oder ob er mit Erdmuthe zugleich bei ihr eintreten würde... Dann schnitt sie den Brief der Schwedenfahrer auf und entnahm ihm ein Päckchen Blätter, alle von der Hand des Organisten geschrieben. Sie verließ den Schreibtisch, setzte sich in ihrem Lieblingssessel behaglich zurecht und las:

„Stockholm, letzter Tag.

Das größte Konzert, zugleich das letzte, ist überstanden! Es war ein Triumph für Freygang. Ich muß es gleich niederschreiben, vielleicht ist dadurch ein wenig Ordnung in meinem armen Kopf zu machen, gnädigste Frau Gräfin. Wir können die Orgel bauen, aber um welchen Preis! Zunächst Freygang. Er ist ein Künstler geworden, ein ganzer Künstler! Er ist auf der großen Linie. Zuletzt mußte er auf einer fremden, seinem Griff ganz ungewohnten Geige spielen — alte Italienerin, eine Maggini! — und er schaffte es. Rätselhaft, wie das Instrument ansprach, das lange nicht gespielt worden war. Dieser Freygang! Wenn ich sagen soll, wie er spielte: groß und einfach. Fort ist der gefühlstrübe Ton von früher, als er noch zuviel Herz in seine Musik legte. Er steckte, als wir auf die Reise gingen, noch zu sehr mit seinem Ich in jedem Stück, das er spielte. Das liegt nun hinter ihm. Wahrlich um einen erschreckenden Preis, Frau Gräfin. Bei dem Nachmittagskonzert im Hause Engström ist ihm, wir wissen nicht wie und wollen es auch gar nicht wissen, die Geige zertrümmert worden. In dieser Stunde ist er schon auf der Rückreise mit seinem kleinen Sarg. Er fährt nach Markneukirchen zu seinem Geigenbauer. Ich weiß, was der ihm sagen wird, ich habe die Splitter gesehen. Aber es ist richtig, daß es ihm der alte Mann beibringt, der am besten weiß, daß auch wieder neue und gute Geigen gebaut werden und daß ein junger Künstler in fünf Jahren ein neues Instrument wohl einspielen kann. Ich kenne den Geigenbauer von früher. Ein herrlicher Mann. Uralt muß er sein, stradivarisch alt! Ach, meine innigst verehrte Frau Gräfin, dieser Ton, als die Geige zerschellte. Und was für ein tapferer Kerl ist unser Freygang! Er hat trotz allem gespielt, wie noch niemals in seinem Leben. Natürlich Bach.

Nun sitze ich Unglücklicher vor einem Haufen Papiere, vor Fahrscheinen, Quittungen und so merkwürdigen Zetteln, für welche es auf der Bank Geld geben soll. Freygang mußte einige Kronen aus der Kasse nehmen, damit er bis Markneukirchen kommt. Sie werden es gewiß verzeihen. Wie soll ich mich durch diesen Papierberg finden? Aber gewiß nimmt sich meiner auch in Stockholm eine barmherzige Seele an. Der Konsul Engström? Nein, ich weiß jetzt, wer mir hilft. Der Organist von Storkyrkan, von der großen Kirche, in der wir gestern spielten. Ein herrlicher Mann, er will mir heute früh die schwedischen Zeitungen mit den Besprechungen bringen. Glauben Sie nicht auch, daß er mir hilft? Unser

armer Freund braust nun schon auf Malmö zu. Ich schließe jetzt, mein Kopf ist wirr. Zum Glück habe ich die Bach-Partituren mitgeschleppt. Ich lese noch ein paar Stunden, durcheinandergeschüttelt, wie ich bin; es gibt keine erhabenere Ordnung als die einer großen Orgelfuge unseres Unsterblichen. So traurig sich alles zum Schluß gewendet hat, wir kommen ja so stolz wieder auf unsere deutsche Musik, die unerschöpfliche!

Der ich bin, gnädigste Gräfin, mit der dankbarsten Gesinnung von der Welt Dero getreuester

Barthel Stoy.

Nachmittags 2 Uhr.

Ausgezeichnet, daß ich gar nicht zu Bett gegangen bin; so war ich doch gleich bereit heute morgen. Als erster kam mein Kollege von der Orgelbank. Der Treffliche, der Gute! Erst hat er mich zu einem Haarschneider geschleppt und herrichten lassen, der Unbarmherzig-Barmherzige. Dann hat er mit mir gefrühstückt. Wäre Odysseus nach dem Schwedenlande verschlagen worden statt zu den Phäaken, seine Erfahrung in den Genüssen dieser Welt wäre gewachsen, und welche Beschreibung wüßte Homer von einem schwedischen Frühstück zu geben. Die Odyssee hätte einen Gesang mehr. Ich habe eine schwärmerische Zuneigung zu dieser Art, den Tag zu beginnen, gefaßt. Sie wissen, daß Musikanten nach großen Aufregungen, und wann hätten sie diese nicht? in unerlaubter Weise essen. Und dann hat der Kollege meine Papiere in Ordnung gebracht. Sonderbar, in einer großen Bank honorierte, ohne daß ich gescholten wurde, ein lächelnder Kassierer jene seltsamen Bankzettel mit richtigem Geld. Ich war sehr dankbar dafür, aber er wollte meinen Dank durchaus nicht annehmen. Dem besten Kollegen von der Orgelbank aber versuchte ich zum Andenken eine Bach-Partitur zu schenken. Er lachte und nahm sie nicht. Ich bin glücklich über seine Güte, denn es ist mir eingefallen, daß ich die Partitur von der Domkirche in Merseburg entliehen habe. Ob er den Stempel auf dem Titelblatt gesehen hat? Gewiß hat er das, der sehr liebe Mann. Er war noch bei mir, als der Konsul Engström kam. Meinen alleruntertänigsten Respekt vor dem Herrn Konsul. Das ist ein Mann der großen Welt. Er brachte allerlei Versiegeltes für unseren Hans Freygang, dabei, ich zittere vor Freude, es zu schreiben, einen Geigenkasten, der funkelnagelneu aussieht, aber ich hoffe, daß sich ein Wesen von stattlichem Alter und jugendlicher Stimme in ihm verborgen hält. Sollte sich Exzellenz Romberg von diesem Zauberwesen zu trennen vermögen, sollte die Maggini in diesem Kasten liegen und den größten Erfolgen unseres unvergleichlich geprüften Freundes entgegenträumen? Sollte dann Freygang mich als Pianisten gebrauchen können? Ich wollte gern der Sancho Pansa dieses Don Quichote sein (alle Gleichnisse sind falsch, aber ein bißchen sind sie auch richtig). Morgen reise ich. Heute darf ich noch einige Musiksammlungen sehen. Zum ersten Male reise ich mit einem Koffer, Freygang ließ mir den seinen. Ich bin in tödlicher Verlegenheit, man hat mir durch das Reisebüro eine Schlafwagenkarte zustellen lassen, und ich fürchte, ich werde den technischen Einrichtungen in einem Schlafwagenabteil unterliegen. Aber es gibt auf den Gängen jener Wagen kleine Klappsitze, und ich hoffe auf

die Güte des Schaffners, mir einen solchen zu überlassen, man schläft ausgezeichnet darauf. Natürlich nehme ich den Geigenkasten in den Arm. Verzeihen Sie mein reisefiebriges Geplauder, indessen unser armer Freund mit seinem Sarg zwischen Trälleborg und Saßnitz schwimmt. Sie in Ihrer unendlichen Güte begreifen ja, wie bunt es aussieht im Herzen Ihres stets dankbar ergebensten

Barthel Stoy."

Die Gräfin Bottenhausen war bewegt, als sie die Blätter in der Ledermappe barg. Sie ahnte, daß den Geiger noch eine andere Nachricht erschüttern würde. An diesem Abend noch, rechnete sie aus, mußte der Organist auf deutschem Boden eintreffen. Ob in dem Geigenkasten wirklich ein altitalienisches Instrument steckte? Aus Barthels Brief war nicht recht klug zu werden. Wer war Romberg? Der frühere Minister? Ein Geigensammler? Sie ließ aus der Bücherei ein Musiklexikon kommen und fand verheißungsvolle Angaben über die alten Meister aus Norditalien.

Als der Riedaer Jagdwagen am Nachmittag in den Hof rollte, fühlte sie eine starke Spannung, die sich aber sofort löste, als sie Erdmuthe und den Hauptmann zusammen eintreten sah. Telegramm an Barthel Stoy, war ihr erster Gedanke. Er muß nach Markneukirchen geschickt werden. Den Hans Freygang darf man jetzt nicht allein lassen, und hierher soll er nicht kommen, denn er würde ja nicht sehen, was ich jetzt sehe, daß diese beiden Menschen von Natur zueinander gehören.

Sie streckte die Hände aus: „Also verlobt habt ihr euch hinter meinem Rücken, ich sehe es euch an." Sie küßte das Mädchen. „Ja", sagte Erdmuthe, „unter Blitz und Donner! Diese Hauptleute vom Stabe haben die sonderbare Gewohnheit, sich mit dem Mädchen zu zanken, um das sie werben. Wir haben uns nach einem tüchtigen Streit verlobt, oben im Walde, an der großen Buche, wo unser Forst beginnt." Sie erzählte der Vizemutter, wie alles gekommen war, und daß der Vater, ohne Umstände zu machen, zugestimmt habe. Der alten Dame war das Herz nicht leicht. Verstohlen sah sie nach der Uhr — das Telegramm! Aber sie wollte die fröhliche Erdmuthe ausplaudern lassen. So war die Wendung also zu gleicher Zeit geschehen, hier und in Schweden! Sie hatte während Erdmuthes glücklichem Erzählen Zeit, alles zu überdenken, den Wortlaut des Telegramms, und daß es in der Kreisstadt aufgegeben werden mußte, nicht auf der Poststelle im Dorf. Aus der Wirtschaft war gegen Abend niemand zu entbehren; der Hauptmann selbst mußte der Bote sein. Sie klingelte und befahl den Wagen. „Kinder", sagte sie dann, „ihr wißt, ihr habt mein Herz. Es ist gut so, es ist natürlich, ihr seid füreinander bestimmt. Beide habt ihr die musische Linie, aber sie ist nicht die Grundlinie. Ich freue mich. Seid gescheit, heiratet bald!" Der Hauptmann wandte sich Erdmuthe zu; die nickte und fragte: „Du bist so ernst, liebste Tante. Ist es doch unsertwegen? Und was soll der Wagen schon jetzt?" — „Nein, laßt euch nicht beirren, ihr tut das Rechte. Aber ich bin ernst, freilich! Hier sind Briefe von Barthel Stoy, liebenswürdig verdrehte Briefe, aber mit einer schlechten Nachricht. Freygang hat großes Unglück gehabt. Seine Geige ist zerbrochen."

Erdmuthe sprang auf: „Wann?" – „Am Abend vor dem letzten Kirchenkonzert, als ihr bei mir waret." – „Ganz zerstört?" – „Es scheint so. Er ist damit sofort zu dem alten Geigenbauer gefahren, der sie gemacht hat. Stoy hat noch abgewickelt und trifft heute abend in Saßnitz ein. Ich will ihm eine Drahtnachricht schicken."

Der Hauptmann erhob sich und bat um den Text. Dann trat er zu Erdmuthe, die wie betäubt dastand. Während die Gräfin die Weisung an Barthel Stoy aufsetzte, sofort nach Markneukirchen zu reisen und Freygang die Verlobung mitzuteilen, bat der Hauptmann Erdmuthe, mit ihm zu fahren. Jetzt wollten sie zusammenbleiben. „Aber ihr kommt wieder zu mir!" rief die Gräfin von ihrem Schreibtisch her. „Ruft von der Kreisstadt in Rieda an und sagt Bescheid! Dieser Abend gehört uns zusammen unter meinem Dache!" Sie übergab dem Offizier das Blatt. Als die Brautleute schon an der Tür standen, rief sie Erdmuthe nach: „Ich vergaß noch etwas sehr Wichtiges: Stoy bringt als Geschenk der Schweden eine Geige mit, gewiß eine gute! Hast du verstanden?" Das Mädchen nickte.

Der Wind fegte durch das Tal, als der Wagen nach der Kreisstadt rollte, und Erdmuthe drängte sich Schutz suchend an den Mann. „Ich bin sehr traurig", sagte sie, „weißt du noch, das Gleichnis? Ich habe das Unglück geahnt. Es ist zu derselben Stunde geschehen." – „Ja, ich weiß es noch und muß dich um Verzeihung bitten. Als du es sagtest, da meinte ich im stillen, das sei doch eine recht mädchenhafte Übertreibung, und nun ist es wirklich geschehen. Wenn er auch eine gute Geige bekommt, womöglich eine italienische, so ist es doch eben nicht die eigene, die er sich zurechtgespielt hatte und die aus dem eigenen Holze gebaut war. Wie gut, daß du mir gestern die Geschichte erzählt hast, nun verstehe ich alles besser. – Weine nur, Erdmuthe, da gibt es nichts zu schämen!"

(Schluß folgt)

Literarische Rundschau

Vom Kriege

Bei der unverminderten Spannung, die zwischen Sowjetrußland und Japan herrscht, ist es zweifellos nützlich, von dem ersten schweren Zusammenstoß zwischen beiden Reichen, der Japans Eintritt in die Reihe der Großmächte entschied, wiederum zu hören. Deshalb ist es zu begrüßen, daß Otto Haintz die „Darstellung des russisch-japanischen Krieges 1904–1905" (Berlin, Georg Stilke. 172 Seiten mit Bildern und Karten) neu herausgegeben hat, die Anfang 1936 in der „Geschichte der Kriegskunst" von Delbrück-Daniels-Haintz erschienen ist. – Von dem großen österreichischen Werke zum Weltkriege „Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918" liegt nunmehr der 6. Band vollständig vor. Er enthält die kriegerischen Ereignisse von 1917 (Wien, Verlag der Militärwissenschaftlichen Mitteilungen. Geh. RM 30,–). Bekanntlich wird dieses große Werk vom Österreichischen Bundesministerium für Landesverteidigung und vom Kriegsarchiv herausgegeben. Die Leitung hat Edmund Glaise-Horstenau; Mitarbeiter sind Eduard Czegka, Fritz Franek, Walther Heydendorff, Rudolf Kißling, Carl Klumpner, Ernst Wißhaupt und Georg Zobl. Der Band gliedert sich in die Abschnitte: Die Kriegspläne für das Jahr 1917; Die Entwicklung der österreich-ungarischen Wehrmacht im Jahre 1916; Winter und Frühjahrsanfang 1917; Die Mai- und Junischlachten im Südwesten; Der letzte Russenansturm; Die Rückeroberung von Ostgalizien; Die letzten Schlachten auf dem rumänischen Kriegsschauplatz; Das militärpolitische Weltbild im Frühjahr und Sommer 1917; Der Hochsommer 1917 an der Südwestfront; Die Herbstoffensive gegen Italien; Der Ausklang des Kriegsjahres 1917, dieses Jahres, das zwar die letzte Entscheidung noch nicht brachte, aber das unausweichliche Schicksal nicht mehr verhüllte. Ein ausführliches Personenverzeichnis sowie Verzeichnisse der österreichisch-ungarischen, der deutschen, bulgarischen und türkischen Truppenverbände schließen den Band 6 ab. Das beigegebene Kartenmaterial ist wiederum auf der gleichen Höhe, die alle bisher erschienenen Bände auszeichnet.

Von den „Darstellungen aus den Nachkriegskämpfen deutscher Truppen und Freikorps 1918–1923", die im Auftrage des Reichskriegsministeriums bearbeitet und herausgegeben werden von der Forschungsanstalt für Kriegs- und Heeresgeschichte, liegt jetzt der 2. Band vor: „Der Feldzug im Baltikum bis zur zweiten Einnahme von Riga. Januar bis Mai 1919" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 12 Karten und Skizzen, 19 Abbildungen auf Tafeln. RM 4,–). Generalfeldmarschall von Blomberg schrieb ein Geleitwort, der Chef des Generalstabes des Heeres, General Beck, eine Einführung. Gerade durch die Sachlichkeit, die in der Darstellung der Ereignisse gewahrt wird, kommen die unerhörte Leistung und das Heldentum ohne Dank unserer Freikorpskämpfer zu tiefster Wirkung. Der Band reiht sich dem ersten Teil „Die Rückführung des Ostheeres" würdig an. Wiederum sind Aufzeichnungen und Mitteilungen von Männern, die führend an der Spitze standen, verwandt und in großen Zusammenhang gebracht. Und wiederum steht hier klar im Mittelpunkt der eigentliche Held des Weltkrieges: der einfache deutsche Soldat.

Agricola, der ehemalige Chef des deutschen Geheimdienstes an der Ostfront, schildert nach Aufzeichnungen aus dem Kriegstagebuch eines russischen Generalstabsoffiziers, der in der roten Armee Dienst tat, ergänzt durch Mitteilungen eines russischen Offiziers, der auf der polnischen Seite focht, die entscheidende Wendung gegen den roten Vormarsch nach Europa: „Das Wunder an der Weichsel" (Oldenburg, Gerhard Stalling. RM 3,50). Eine zusammenfassende deutsche Darstellung dieser kriegerischen Ereignisse, die in ihrer ganzen Bedeutung in dem

damaligen Deutschland, das im tiefsten Elend lag, nicht voll erkannt worden sind, fehlte bisher. So bedeutet dieses Buch einen besonders wichtigen Beitrag zur Nachkriegsgeschichte und zu gleicher Zeit eine starke Unterstreichung der welthistorischen Rolle, die Marschall Pilsudski für sein Land und für Europa zufiel, als er, während fast alles um ihn herum die Nerven verlor, in unerschütterlicher Ruhe den Gegenstoß gegen die einzige schwache Stelle der siegreichen Roten Armee führte und damit sein Land und Europa vor dem roten Einbruch rettete.

Zwei Bücher, denen gerade gegenwärtig ein besonderes Interesse sicher ist, beschäftigen sich mit Hindenburg und Ludendorff: Hans Frentz „Hindenburg und Ludendorff und ihr Weg durch das deutsche Schicksal" (Berlin, Morawe & Scheffelt. 216 Seiten mit vielen Bildern. RM 7,80) und Generalmajor a. D. Dr. h. c. von Haeften „Hindenburg und Ludendorff als Feldherren" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. RM 1.25). Das Buch von Frentz liegt bereits im 9. Tausend vor, und das beweist, wie stark noch immer die Gedanken um das Verhältnis der beiden Feldherren kreisen, die einst Deutschlands Schicksal in ihren starken Händen hielten. Es werden in diesen Büchern Fragen angerührt, die jeden Einzelnen angehen, und so möge es auch jedem Einzelnen überlassen bleiben, die Folgerung aus diesen Schriften, die Vorgänge behandeln von entscheidender geschichtlicher Bedeutung für unser Volk und zu gleicher Zeit von großer Tragik, sich selbst das Urteil zu bilden.

Dem Schöpfer des neuen deutschen Heeres, dem Generaloberst v. Seeckt, gilt ein würdiges Erinnerungsbuch, das Oberstleutnant a. D. Wolfgang Foerster, der Präsident der Forschungsanstalt für Kriegs- und Heeresgeschichte, Karl Linnebach, General a. D. von Metzsch, Oberstleutnant a. D. von Schaefer und Major a. D. Volkmann geschrieben haben im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaft mit einem Geleitwort von General von Cochenhausen (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 7 Bilder auf Kunstdrucktafeln. RM. 2,50). Foerster würdigt Generaloberst v. Seeckt als Generalstabschef im Weltkriege, Volkmann den Organisator der Reichswehr, von Metzsch schrieb über Seeckts Beispiel als Soldat und Mensch und Theobald von Schaefer über den Lehrmeister und Erzieher des neuen Heeres. Ein Lebensabriß und eine Übersicht über Seeckts Schriften schließt diese noble Gedenkschrift an einen unvergessenen Mann und Offizier ohne Tadel.

In die jüngste Kriegsgeschichte führen die Bücher von Pietro Badoglio „Der abessinische Krieg" (München, C. H. Beck. RM 9,–. Ein Textband und ein Kartenband mit 4 Plänen, 3 Tafeln, 3 Faksimiles und 9 sechsfarbigen Karten) und das Buch von Achille Starace „Der Marsch nach Gondar" (Wien, Wilhelm Braumüller. 119 Seiten mit 33 Kartenseiten.). Marschall Badoglio schließt sein Buch unmittelbar an das des Marschalls Emilio de Bono „Die Vorbereitungen und die ersten Operationen zur Eroberung Abessiniens" an. Auch zu ihm schrieb wie zum ersten Buch Mussolini das Vorwort. Die Übersetzung aus dem Italienischen stammt von Eugen Dollmann. Das Buch ist eine Dokumentensammlung von höchstem Rang und eine glänzende Verherrlichung des italienischen Heeres und der italienischen Leistung und gibt mittelbar wie unmittelbar eindringliche Lehren aus den Kriegserfahrungen über den Kampfwert der einzelnen Waffengattungen. – Staraze, der Generalsekretär der Faschistischen Partei, schildert in seinem Buche, das Karl Schück ins Deutsche übertrug, die von ihm geführte militärische Aktion zur Eroberung Gondars und des Tanasees. Auch dieses Buch ist mit dem inneren Schwung geschrieben, der die führenden Mitglieder der Faschistischen Partei auszeichnet.

Die Neuausgaben von zwei wertvollen Kriegsbüchern beweisen, wie stark nach wie vor das Interesse an allem ist, was den Weltkrieg, seine äußeren und inneren Ergebnisse, in richtiger Form behandelt. Ernst Jüngers Kriegsbuch „In Stahlgewittern" konnte bereits in 18. Auflage mit dem 126.–150. Tausend jetzt erscheinen (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 320 S.). Ernst Hashagens, des bekannten U-Boot-Kommandanten, Bericht aus den Jahren

1914–1918 „U-Boote westwärts" ist im 31.–40. Tausend erschienen (ebenda, 143 Seiten). In dem Vorwort zur neuen Auflage hebt Hashagen den Unterschied hervor zwischen der Zurückhaltung, die noch vor 6 Jahren beim ersten Erscheinen seines Buches in der Öffentlichkeit gegenüber Berichten von Frontkriegern bestand, und der weitgeöffneten Bereitwilligkeit, mit der heute solche Bücher aufgenommen werden.

Rudolf Pechel.

Erziehung zur Härte

Das deutsche und deutschsprachige Schrifttum, das alte und das gegenwärtige, weist neben seinen vielen stammesmäßigen Eigenarten — die immer wieder dazu verführen, Geschichte des Schrifttums nach Entwicklungsreihen, nach Stilen, nach Lebensgefühlen zu schreiben, die Literaturgeschichte gleichsam in Planquadrate aufzuteilen — einen hervorstechenden Zug der Lehrhaftigkeit, des Erziehenwollens, so etwas wie einen Willen zur Lebensanweisung auf. Es sind dem Deutschen mancherlei Zuchtmeister erstanden, wohl weil der Deutsche immer wieder zu sich selber erzogen werden muß. Wenn aus den sagenhaft fernen Zeiten des letzten Weltfriedens die Erinnerung das Wort vom Jahrhundert des Kindes aufnimmt, dem dieses junge, so hoffnungsreiche Jahrhundert gehören sollte und darin der maßlose Glaube an die Macht der Erziehung lebte, so kann der Leser des einen oder anderen dieser Bücher hier sich eines bitteren Lächelns nicht erwehren, da er hierin wieder einmal sehr nachdrücklich daran gemahnt wird, wieviel wir inzwischen erzogen wurden und wie Vieles geeignet war, die Menschen dieser Zeit und vor allem die Deutschen zu erziehen. Aus dem Jahrhundert des Kindes scheint unversehends das Jahrhundert der großen Zucht geworden zu sein, wenngleich noch kaum abzusehen ist, zu welchem Bilde das Menschliche gezüchtet wird. Es kann wohl nur darauf ankommen, eine neue Form des Menschseins zu entdecken und sie in einer dem Menschlichen feindlichen Zeitordnung zu leben. Die Erziehung zur Härte, darunter wir recht eigentlich stehen, muß darauf abzielen — und dies ist das geistige Wollen dieser zwölf, alle Stufen des Epischen von der lehrhaften Unterhaltung, der erzieherischen Erzählung, sinnbildlichen Beweisführung bis zur großen gleichnishaften Dichtung umfassenden Bücher — daß unser Herz fest sei.

Lehrhaft, mit einem höchst achtbaren, ansprechend und fesselnd gefaßten, unaufdringlichen volkspädagogischen Willen erzählt Lisbeth Burger in „Die Ehen des Pastor Mauerberg" (Breslau 1936, Bergstadtverlag. 351 Seiten) von dem, was die Menschen alles falsch machen in ihrer Ehe und wie man eine mißglückte Ehe wieder in Maß und Mitte rückt. Ein prachtvoller Pfarrer, der sich sein Christentum wahrlich sauer werden läßt, wacht gütigen, wissenden Herzens über einer kleinen Stadt, greift helfend, ratend und auch mit fester Hand ein in Häuser, darin nicht alles zum Besten steht, und wandelt die Ehen seiner Pfarrkinder nach ihrem Sinn zur Quelle der Kraft. Man wünscht diesem Roman, der den verpflichtenden Begriff „Volksschriftstellerei" in schöner Weise erfüllt, eine breite und tiefe Wirkung.

Wie man mit der Armut fertig wird, fertig wird nach dem Wort: arbeitet nur, die Freude kommt von selber, zeigt Johannes Jegerlehner, der mit der echt schweizerischen Lust am Erziehen und der Freude an einer rechtschaffenen Tüchtigkeit in seinem neuen Werk „Das Haus in der Wilde" (Zürich 1936, Morgarten-Verlag. 308 Seiten) über das Schicksal einer Bauernfamilie berichtet, die aus Not auswanderte, aus noch größerer Not völlig verarmt in das Berner Oberland heimkehrte und nun in zäher, unablässiger Arbeit einem kargen Boden Frucht und endliche Süße, ihrem engen Leben neue Weite und Fülle abringt.

Wenn es auch in allen hier angezeigten Büchern erneut ins Bewußtsein gehoben wird, daß die Freiheit, nach der des Mannes Sinn steht, nur aus einem gehärteten, gefaßten Herzen und aus der Gebundenheit an ein Außerpersönliches fließt, so wird dies doch gerade und vornehmlich bei den drei schweizerischen Erzählern Jegerlehner, Marti und Eggarter deutlich. Ernst Otto Marti erzählt vor dem Hintergrunde der Schweizer Hochalpen, Bild und unerbittliches Gesetz der Berge in unerhörter Farbigkeit und Strenge verdichtend, von dem Leben eines Bergführers und seiner Umwelt „Der Bergführer Jöri Madji"

(Stuttgart 1937, Deutsche Verlagsanstalt. 323 Seiten). Von der rätselhaften Krankheit der Bergbesessenheit befallen, wählt der junge Jöri statt der Geliebten, deren Gewinn ihm von dem Vater des Mädchens nur unter dem Verzicht auf seine Bergführertätigkeit gewährt wird, die Berge. In verbissenem Trotz und nicht ohne Gewaltsamkeit dringt der Bergführer in die Gipfel- und Gletscherwelt ein; aber mit jeder Bezwingung eines jungfräulichen Berges bezwingt er gleichsam auch einen Teil seines eigenen Wesens. Aus dem Kampf mit den Bergen gewinnt er die Gefaßtheit für sein Leben, das er, nachdem der erworbene Ruhm ihm billig geworden scheint, mit fester, männlicher Klarheit zu leben beginnt.

Sinnbild für diese klare, freudige Arbeitsamkeit und männliche Gefaßtheit ist dem Erzähler Fred Eggarter die Gestalt des Wilhelm Tell; er faßt denn auch den Roman der Eidgenossenschaft im Bilde dieses Mannes (Fred Eggarter, Wilhelm Tell, Roman eines Volkes. Wien 1937, Höger. 214 Seiten). Bildhaft und einprägsam, mit einer eindringlichen, holzschnittartigen Geradheit wird darin die Tell-Sage als Schicksalsstunde und Stunde der Bewährung eines Volkes neu und gültig erzählt.

In keinem zeitgenössischen deutschen Erzähler lebt das Ethos des Volkserziehers so sehr wie in Gustav Frenssen, hinter dessen Werk noch immer die Gestalt des Kanzelredners, des Mahners und Rufers sichtbar ist, und der seit einem Menschenalter nun, seit einem langen und schweren Menschenleben, das in seiner Öffentlichkeit mehr als vierzig Jahre unserer jüngstvergangenen deutschen Wirklichkeit umfaßt, unermüdlich, immer von neuem und mit wechselndem Erfolge und oft lauter Wirkung das Seine tut, um seinem Volke die Augen zu öffnen, das Herz zu härten und den Rücken zu kräftigen. Sieht man auf das große und so sehr unterschiedliche Werk dieses Erzählers zurück – und welch ein Erzähler ist dies: getragen, beschwingt und episch breit; unterhaltend, vergrübelt und spannend in Einem; bildhaft, erzieherisch und fast prophetisch – so erscheint es nun, jenseits und außerhalb aller künstlerischen Wertungen, als ein einziger Dienst, damit das Volk trinke. Und dieses „ut bibat populus" möchte man auch über die neue Ausgabe von Gustav Frenssens „Autobiographischen" Roman „Otto Babendiek" (G. Grote, Berlin 1937 [1926]. RM 6,50) setzen, diesem großen, starken, mancherlei Erschütterung und Erfüllung bereitenden Entwicklungsroman eines Menschen und seiner Zeit.

Nach seinem so überraschend starken, erlittenen Buch einer Kameradschaft „Das vergessene Dorf", erzählt Theodor Kröger, „Heimat am Don" (Berlin 1937, Propyläen-Verlag. 328 Seiten), kenntnisreich, fesselnd, hart und doch nicht ohne dichterische Verzauberung, gleichsam gedichtete Unterhaltung gebend, von Hölle und Seligkeit einer Liebe, die in den apokalyptischen Zug des russischen Untergangs geriet, leidend und handelnd Anteil hatte an den Kämpfen der weißrussischen Bewegung gegen die rote Front und, groß wie die Welt, den Zusammenbruch einer Welt überdauerte. Das Herz, das nichts mehr schrecken kann, weil es alle Schrecknisse erfahren hat, in allen Feuern gebrannt ist, triumphiert.

Gleichfalls in die rätselhafte russische Welt führt Hans Eichhorn, der aus dem Erlebnis russischer Kriegsgefangenschaft anziehend und überzeugend gestaltete Schilderungen „Die weiße Nacht" (Leipzig 1937, Wilh. Hartung. 131 Seiten) gibt, in denen, wie in der harten Schule des Lebens, und wie vollends in diesem Leben in Steppe, Schnee und hinter Stacheldrähten, das Leise neben das Lärmende, das Qualvolle neben das Heitere, das Tragische neben das Burleske gesetzt ist. Das Buch ist ein schönes Zeugnis für die alles verwandelnde Kraft einer unerschrockenen Seele.

Gerhard Schultze-Pfaelzer berichtet über Leben, Tat und Tod eines seltsamen Mannes, von dem zu hören einige Überraschung bereitet. In „Ein Herz für uns" (Berlin 1937, Propyläen-Verlag. 319 Seiten) zeichnet er ein Bild des Caspar René Gregory, der 1846 in Amerika geboren wurde, nach einiger Irrfahrt durch den theologischen Betrieb Amerikas zu Tischendorf in Leipzig ging, dessen neutestamentliche Forschungen fortsetzte, eine Professur erhielt, Weltruf und nebenher wegen seiner freimütigen, tapferen und immer hilfsbereiten Menschlichkeit den Ruf

einer Leipziger Stadtgröße gewann, bei Ausbruch des Krieges bis in alle Tiefen über die nahende Weltkatastrophe erschüttert nahezu gewaltsam seine Einberufung zum Heer erlangte, drei Jahre Frontdienst tat, an seinem siebzigsten Geburtstage das Patent zum Leutnant empfing und bald danach vor Reims sein Leben hingab für ein größeres Deutschland, daran der Amerikaner französischer Abstammung unerschütterlich glaubte. Wäre die Existenz des C. R. Gregory nicht als Professor der Universität Leipzig bezeugt, lebte sein Name nicht in der Geschichte der theologischen Forschung mit Ruhm und Ehre fort, so möchte man glauben, Schultze-Pfaelzer habe einen erdichteten Roman als Wirklichkeitsbericht ausgegeben, so unfaßbar erscheinen Bild und Wesen dieses Mannes, da die Beispiele für tätiges Christentum, das eiferlos und ohne Frage den Geist in die Tat wandelt, allzu spärlich geworden sind.

„Stadt und Festung Belgerad" (Hamburg 1936, Hanseatische Verlagsanstalt. 261 Seiten) von Josef Magnus Wehner, nach seinem Werk mit dem homerischen Titel „Sieben vor Verdun" des Dichters zweites Buch aus dem Weltkriege, gestaltet in großen magischen Bildern, die das reale Geschehen in die dichterische Überwirklichkeit heben, den Sturm und Fall Belgrads, den Zug des Krieges über Serbien und den heroischen Untergang der serbischen Armee. In diesem von allen Wettern durchschauerten, von allem Zauber einer geheimnisvoll-hintergründigen Urlandschaft umwehten Roman ist der mythennährende Balkan mythische Wirklichkeit geworden.

Sepp Dobiasch versucht mit seinem eigene Erlebnisse in die Form des Romans fassenden Buch „Volk auf dem Amboß" (Reichenau/Sa. 1936, Rein. Schneider. 389 Seiten) dem Reichsdeutschen ein Bild der inneren Kämpfe Österreichs in den Jahren 1933 bis 1935 zu geben und vornehmlich von der nationalsozialistischen Bewegung in Österreich breitere, auf eingehende, bewegliche Schilderungen gestützte Kenntnis zu vermitteln. Der Verfasser stellt die Frage: „Bruch oder Gestalt?" und beantwortet sie mit seinem Glauben an eine großdeutsche Erfüllung.

Die in dieses Jahrhundert hineingeborenen Schriftsteller beginnen nun, etwas vorzeitig will es zunächst scheinen, mit der Veröffentlichung von Erlebnis und Dichtung verbindenden, autobiographischen Erzählungen ihrer Kindheit; sie schicken sich an, die Geschichte ihrer frühen Wege und Begegnungen zu schreiben. Diese Vorwegnahme des „Altersstils" findet ihre Rechtfertigung in der ungeheuren Erlebnisfülle unserer Jahrzehnte, die uns, ehe wir uns so recht des Geschenks Jugend bewußt wurden, in den Bereich des eigentlich Männlichen trieb und eine frühe männliche — oft auch pseudomännliche — Haltung forderte zu einer Zeit, da wir gern noch prometheische Träume gehegt hätten. Es ist nicht selten, daß Menschen von dreißig und einigen Jahren heute meinen, die Mitte des Lebens bereits überschritten zu haben; ohne Klage zwar, aber doch mit einiger Verwunderung stellt man zu dieser Zeit wohl fest, daß man eigentlich bereits irgendwie zu den Alten gehöre. Angesichts einiger Zeugnisse für eine gewisse jungbiographische Richtung in unserem gegenwärtigen Schrifttum, zu denen auch das neue Werk des ganz außerordentlichen Erzählers Walter Bauer „Der Lichtstrahl", Geschichte einer Jugend (Stuttgart 1936, Deutsche Verlagsanstalt. 364 Seiten) rechnet, scheint diese Einschaltung, wenngleich sie auch pro domo gilt, begründet. Walter Bauer — wir erinnern an seine Bücher „Ein Mann zog in die Stadt", „Die notwendige Reise", „Das Herz der Erde" — im bürgerlichen Beruf Lehrer, erzählt in von hohem Wohllaut, musikalischer Beschwingtheit und oft von zauberischer Leuchtkraft erfüllten Sätzen, in schöner dichterischer Verlebendigung eines künstlerisch und seelisch so diffizilen Reichs, wie es das der Kindheit und frühen Männlichkeit ist, vom Wege eines armen Jungen, der aus einem einfachen Arbeiterhaushalt in einer mitteldeutschen Stadt über Schule, enge Kindheit, Lehre, über Jugendnot in Krieg und Nachkrieg, über Seminar und harte Brotarbeit zum Beruf des Lehrers führt. Die Welt des Kindes, Knaben und Jünglings, hier also die eines heranwachsenden jungen Menschen von proletarischer, drückender Herkunft, sein Hunger nach Licht in jedem Sinne, seine Begegnungen mit dem Leben, mit dem Zaubereich der Dinge, mit dem, was über aller

leiblichen Notdurft steht, sein Wachsen von einem gutwilligen, verschüchterten Jungen ohne sonderliche Zukunft zu einem unerschrockenen, von allem Hohen und Schönen erfüllten, an die endliche Erfüllung des Menschlichen glaubenden Manne ist in diesem trotz allem Autobiographischen gültigen, das Persönliche in das Überpersönliche wandelnden Roman einer Knabenseele erschütternd, den Glauben an Gnade und Schönheit und Würde des Lebens zu neuer Glut anfachend, zum Ruhme des Menschlichen gestaltet.

Heinz Grothe, den Lesern der „Deutschen Rundschau" durch einige Beiträge, darin er klug und mit Geschmack von Büchern handelte, nicht mehr fremd, gibt in schöner Gemeinschaft mit einigen Kameraden ein schmales Buch aus dem Arbeitsdienst heraus „Wir mit dem Spaten" (Braunschweig 1937, Gg. Westermann. 63 Seiten). Sechs junge Erzähler, von denen Heinz Grothe, Stefan Sturm, Gustav Faber, Erich Langenbucher im jüngsten Schrifttum bereits vertraute Namen sind, von denen Margret Wrage und Joachim Fischer mit ihren Beiträgen beachtliche Begabungen anzeigen, berichten hier von Erlebnissen in ihrer Arbeitsdienstzeit, daran ihnen der Sinn dieser Erziehung zur neuen Gemeinschaft aufging. Den Arbeitsdienst als Erlebnis und Bewährung, als Schule eines neuen, härteren Menschenbildes darzustellen, ist ihnen allen gelungen. Das ist gelungen in einem so sauberen und männlichen Stück Prosa wie „Der Alte" von Heinz Grothe, ist in „Das Lied" von Stefan Sturm und ist härter, packender noch in Joachim Fischers „Rufe in der Nacht"; und es ist als Beispiel für neue Hoffnung, Kameradschaft und prächtige Gesundheit in dem überzeugenden „Vorurteil" von Margret Wrage, ist in einer fast schon „gekonnten" Anekdote Gustav Fabers „Friseurgehilfe Wulle" wie in der Erzählung „Der Weg nach Hause" von Erich Langenbucher.

E. K. Wiechmann.

Geschichte als politischer Lehrgang

Das ernste Bemühen, historische Gelehrsamkeit für die lebendige Gegenwart nutzbar zu machen, durch Verständnis des Gewesenen zur Gestaltung des Werdenden beizutragen, also Geschichte in den Dienst der Politik zu stellen, unterstützt die Schrift von Max Buchner, „Lehren der Geschichte". Buchner versteht es, in knappen historischen Skizzen große Wendungen der Weltgeschichte so darzustellen, daß wir aus ihnen die allezeit wirksamen Kräfte, die stets vorhandenen Gefahren, die zum Glück der Völker wichtigen staatsmännischen Tugenden und politischen Grundsätze kennenlernen. So erleben wir das Einst im Rahmen des Jetzt und entdecken in den Irrungen und Wirrungen der Vergangenheit die Bedeutung unseres politischen Schicksals. Aus geschichtlichem Wissen wird Tatbereitschaft, getragen von Mut und Besonnenheit.

Die Summe seiner geschichtlichen Lehren zieht Buchner in der Feststellung, daß in dem stets notwendigen Nebeneinander der statischen und dynamischen Kräfte ein Gleichgewicht bestehen müsse, wenn Völker in der Geschichte ihr Glück machen wollen. Revolution kann niemals zum Dauerzustand werden, ja manche Großtaten der Geschichte konnten nur auf dem festen Boden konservativer Zustände vollbracht werden, wofür Buchner die Reichsgründung Bismarcks zum Beweise heranzieht: „War es hier die statische Gewalt der Monarchie, was als Voraussetzung zu gelten hatte für den Aufstieg des Zweiten Reiches, so ist ebensowenig zu verkennen, daß die nationalsozialistische Bewegung und die Begründung eines Dritten Reiches unter einem straffen Ordnungs- und Obrigkeitsstaat kaum, unter einer wie immer gearteten Diktatur ganz gewiß nicht ihr Ziel erreicht hätte. Voraussetzung für ihr Durchdringen war der Schutthaufen, der nach dem Zusammenbruch des Zweiten Reiches übriggeblieben war. Gerade diese Überlegung, daß auch Zeiten des Verfalls Vorstadien sein können für neuen Aufschwung und neue Blüte, wirkt versöhnend und tröstend auf den Historiker. Er wird, soweit er zur Frage der Politik der Gegenwart Stellung nehmen muß, ebensowenig einem müden Fatalismus sich zuneigen und im Glauben, daß ja doch das Rad der Entwicklung weitergehe, wie es naturnotwendig ablaufen müsse, die Hände in den Schoß legen, wie er andererseits sich auch

nicht im Titanentrotz aufbäumen wird gegen die Fügungen und Zulassungen einer höheren Gewalt. Sondern er wird aus der jeweiligen Zeitlage mit verschiedenen Mitteln das herauszuholen suchen, was die Kräfte stärkt, auf denen das Wohl seines Volkes in der Vergangenheit beruht hat. Er wird sich hüten vor allem Extremen und sich der Tugend befleißen, die in der Vergangenheit der Völker am oftesten verhältnismäßig lang andauernde Erfolge gebracht hat: der mâze, d. h. der Mäßigung."

Claus Schrempf.

Die Gewesenen

Die russische Bezeichnung „bywschie ljudi" (gewesene Menschen) entspricht genau dem seinerzeit im revolutionären Frankreich aufgekommenen Begriff „Cidevant". Über die Tragödie der russischen Emigranten ist viel geschrieben worden, wenig über die Tragik der auf völlig gewandeltem Heimatboden Zurückgebliebenen, die teils verfolgt, teils als unschädliche Kuriosität geduldet, in Einsamkeit, Armut und Verborgenheit ein fortsetzungsloses Dasein zu ertragen haben; inmitten geliebter Trümmer, auf denen die neuen Menschen „eilig, grausam und häßlich den modernen babylonischen Turm errichteten"; vom furchtbarsten aller Übel: dem völligen Mangel an Intimität des Privatlebens, ständig an den Resten der eigenen Menschenwürde bedroht, und ohne jene Hoffnung auf einen Umschwung, die in westeuropäischen Ländern auch zu den Zeiten härtester Bedrückungen die aufrechten Geister nie verlassen hat.

Von diesen Menschen erzählt das Buch von Eugen Gagarin, „Die Gewesenen. Russische Schicksale" (Kösel-Pustet, München), dem man im Menschlichen, im Dichterischen und im Soziologisch-Illustrativen einen gleich hohen Rang zuerkennen möchte. Es spielt in Moskau, im Stromgebiet des Weißen Meeres und in der samojedischen Tundra, es atmet die unzerstörbare Magie der russischen Landschaft, des Winterschnees wie der weißen Nächte des kurzen, aber in unbändiger Leuchtkraft glühenden Hochsommers. Vielleicht die ergreifendste der vier Geschichten ist die von dem alten Samojeden, der es nicht verstehen kann, daß seine Renntiere plötzlich nicht mehr ihm gehören sollen, sondern den russischen Schreibern in der Stadt, und daß sein eigener Sohn, unter die russischen Schreiber gegangen, nicht mehr in die Tundra zurückkehren will. Der Verfasser, ein junger Mensch, dessen Familienname im alten Rußland einen guten Klang hatte, hat sein Buch in deutscher Sprache geschrieben. Er erzählt ohne Klage, ohne sentimentale Vergoldung der Vergangenheit, mit einem männlichen und zugleich aufs Höchste dichterischen Blick für die Realität der sichtbaren wie der unsichtbaren Dinge. Der Ergriffenheit seines Herzens, der eigenen Verflochtenheit mit den von ihm gestalteten Schicksalskreisen mag vieles in diesem Buche zu danken sein; aber es offenbart darüber hinaus eine darstellerische, eine unaufdringlich deuterische Begabung, von der wir vielleicht noch viel erwarten dürfen. Werner Bergengrün.

Alma

Mit der strafferen Handhabung der lyrischen Form scheint neuerdings auch die Verserzählung wiederzukehren. Heinrich Gerland, der Lehrer des Strafrechts an der Universität Jena, von dem auch einige Bände feinsinniger Lyrik erschienen sind, hat es unternommen, ein kleines Epos in der Form der Elegie zu gestalten: Alma (Jena 1936. Fromman'sche Buchhandlung). Es handelt sich nicht um eine versifizierte Novelle oder eine Idylle im üblichen Sinne. Es sind vielmehr verschiedene dichterische Elemente, die darin zusammentreffen. Zum Erzählenden gesellt sich das Lyrische und auch das Didaktische. Landschafts- und Situationsschilderungen gliedern sich Gespräche und liedhafte Monologe ein. Es wird ein Winter geschildert, den der Dichter mit der geliebten Frau in der Einsamkeit eines Waldschlosses verbringt. Situationen des täglichen Daseins, kleine Ereignisse von symbolhaftem Gehalt, gutes und fruchtbares Wechselgespräch, Freundschaft, die Farbe und Glanz von der Liebe erhält, fügen sich zur harmonischen Einheit. Viel Feierlichkeit liegt in der Darstellung der Christnacht, wo es in erstaunlicher Weise gelungen ist, die Verse des Evangeliums in die Form der Elegie zu transponieren. In formaler Beziehung ist die Stichomythie

des Silvestergesprächs besonders hervorzuheben. An Wärme und Nähe des Worts wird sie allerdings durch die Erzählung des Dichters aus seiner Kindheit übertroffen.
So stellt das zarte und ausgeglichene kleine Werk eine erfreuliche Wiederbelebung der so lange nicht mehr verwendeten Form der rhythmischen Erzählung dar.
Brigitte Heilbron.

Geschichte

Den Glanz und die Herrlichkeit des mittelalterlichen Kaiserreiches schildert Herbert Kranz in seinem Buche „Die Staufer-kaiser und ihr Reich" (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 17 Kunstdrucktafeln. RM 6,50). Er versteht es, das Heraufkommen des großen deutschen Kaisergeschlechts der Staufer, ihre machtvolle Herrschaft, verkörpert in den großen Gestalten des Geschlechts, in denen der Glanz des Reiches die gesamte Welt überstrahlte, und ihr tragisches Ende in einer Form zu erzählen, die sich unmittelbar an das Volksempfinden wendet. Die Möglichkeit, diese großen Persönlichkeiten deutscher Geschichte in ihrem Glanz und ihrer Tragik dem Volke nahezubringen, wird wesentlich dadurch unterstützt, daß die Auswahl der Bildbeigaben sehr geschickt getroffen ist. Auch die beigegebene Zeittafel, Geschlechtertafel und Karten dienen dem gleichen Zwecke.
Einen Einzelabschnitt aus der Geschichte der Staufer behandelt Heinz Stolte in seinem Buche „Deutschland wider Sizilien" (Berlin, Georg Stilke. 100 Seiten), in dem er die Empörung Heinrichs VII. von Hohenstaufen auf Grund der Quellen erzählt. Er hat sich die Aufgabe gestellt, neben der Darstellung des Geschehens eine Deutung zu geben, und so ist hier ein wesentlich neuer Beitrag entstanden zur Frage des Segens oder Unsegens der Italienpolitik der deutschen mittelalterlichen Kaiser. Heinrich VII. wurde bisher von den Historikern ganz unterschiedlich beurteilt. Stolte vertritt und beweist die Ansicht, daß Heinrich sicherlich die Vorteile eines nationalen Königtums im Gegensatz zu den imperialen Plänen Friedrichs II. vertrat, aber trotzdem weniger ein aus Eigenem Handelnder als ein Werkzeug einer Idee war in der gleichen Art, wie Wallenstein es war oder hätte werden können: daß nämlich der höhere Gesichtspunkt nicht die eigentliche Triebfeder war, sondern nur zufällig dem persönlichen Tun übergeordnet ist. So zeigt er Heinrich in der Zwiespältigkeit seines Schicksals, nach dem bei ihm alles Ideenmäßige sich doch umwandeln muß in den verbrecherischen Kampf des Sohnes gegen den Vater, das also ein ursprünglich reines Schicksal in persönliche Schuld sich verkehrt.
Wir haben seinerzeit hingewiesen auf das wertvolle Buch „Entwicklungsgeschichte des deutschen Heerwesens", herausgegeben von Eugen von Frauenholz unter Mitwirkung von Walter Elze und Paul Schmitthenner, dessen erster Band das „Heerwesen der germanischen Zeit, des Frankenreiches und des ritterlichen Zeitalters" behandelte. Jetzt ist der erste Teil des 2. Bandes erschienen. „Das Heerwesen in der Zeit des freien Söldnertums" (München. C. H. Beck. RM 12,–). In diesem ersten Teile behandelt Eugen von Frauenholz das Heerwesen der Schweizer Eidgenossenschaft. Diese Schrift ist gedacht als eine Ergänzung der Offiziellen Schweizer Kriegsgeschichte. Hier wird eine wesentliche Quelle erschlossen auch für die Geschichte des deutschen Heeres, da das deutsche Landsknechtstum sich ausrichtete nach dem Vorbild der Schweizer Söldner und von dieser Seite aus die Neuordnung des deutschen Heerwesens entscheidend beeinflußt wurde. Eine Reihe von sehr bedeutsamen und höchst interessanten Schlachtenberichten aus der damaligen Zeit sind im Anhang beigegeben.
Paul Schmitthenner schrieb über „Politik und Kriegführung in der neueren Geschichte" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. RM 6,80). Professor Dr. Schmitthenner gibt in diesem Buche Grundlegendes zu einer der wichtigsten Fragen überhaupt, weil so oft Politik und Kriegführung Gegensätze waren und in ihrem Gegeneinander statt im organischen Miteinander Staatstragödien größten Ausmaßes hervorgerufen haben. Die Untersuchung beginnt mit den zeitlichen Voraussetzungen am Ausgang der ständischen Epoche, dann behandelt er Politik und Kriegführung in Schweden zur Zeit Gustav Adolfs, ferner Wallenstein, Cromwell und nach einer Untersuchung über die

zeitlichen Voraussetzungen in der absoluten Epoche Ludwig XIV. und Louvois, seine Gegner und den spanischen Erbfolgekrieg, Schweden unter Karl XII., Friedrich den Großen und Napoleon I. Nach der Darlegung der zeitlichen Voraussetzungen in der liberalen Epoche im 19. und 20. Jahrhundert folgt dann die Geschichte der Mächte im 19. und 20. Jahrhundert und im Weltkriege. Entscheidendes gibt dann der Abschnitt „Die neue Zeit und ihre Forderungen".

Von der „Weltgeschichte der Gegenwart in Dokumenten" 1934—1935 bearbeitet von Michael Freund ist jetzt der 2. Band erschienen: „Staatsform und Wirtschaft der Nationen". Wir wiesen bei Erscheinen des ersten Bandes bereits auf den hohen dokumentarischen Wert dieses Werkes hin, der durch den vorliegenden zweiten Band voll bestätigt wird. Freund beweist seine Berufung für eine solche nicht einfache Aufgabe gerade durch seine ausgesprochene Fähigkeit, das Richtige auszuwählen, das Wesentliche herauszustellen und das Unwesentliche beiseite zu lassen (Essen, Essener Verlagsanstalt. RM 12,50). Die lebendige Bedeutung dieser Sammlung wird am besten dadurch bewiesen, daß man die Aneinanderreihung der Dokumente mit unverminderter Spannung liest, sie zwar auch als eine Sammlung von Quellen empfindet, aber nur in dem Sinne, daß man hier auf völlig gesichertem Boden sich bewegt. Freund hat den Inhalt des Bandes gegliedert in die Abschnitte: Das Britische Reich im Umbau; Krise und Wandel in den Vereinigten Staaten; Die westeuropäischen Nationen im Umbau; Der Aufbau des Korporativstaates im faschistischen Italien; Mitteleuropa und der osteuropäische Grenzgürtel; Der deutsche Führerstaat. Das Buch wird abgeschlossen durch eine Übersicht über die aufgeführten Dokumente und das gemeinsame Register zu Band 1 und 2 des Werkes.

Von Kraft und Leid des Herzens

Hat man schon die beiden ersten Romane von Elisabeth Schucht „Annette im Zwielicht" und „Jo liebt einen alten Mann" in einer besonders guten Erinnerung, so rührt ihr neuer Roman „Unica" mit einer Kraft ans Herz, daß man von ihm nur schwer sich lösen kann (München, R. Piper & Co. 196 Seiten). Es ist die Erzählung von einer seltenen Frau, die den Namen Unica wirklich zu Rechte trägt. Sie stammt als Mischblut mütterlicherseits von den Fürsten der glückseligen Hawaiischen Inseln, deren innere Vernichtung durch die Zivilisation sie mit Erbitterung verfolgt. Unter dem Gesetz ihres Schicksals stehend, kämpft sie mit den Kräften ihres Herzens gegen die Entscheidung, die doch unausweichlich ist. Sie folgt der Pflicht gegen ihre Tochter, die sie nach Europa ruft, und scheidet von dem Mann, dem ihr ganzes Herz gehört, weil sie einsieht, daß nach seinem Gesetz er weder von den Fesseln einer Ehe mit einer kranken Frau sich freimachen noch in freiem Bunde das Geschenk ihres Herzens anzunehmen kräftig genug ist. Aber diese seltsam erregende Erzählung ist trotz ihres hohen Reizes nicht das Eigentliche, das uns nicht losläßt, sondern es ist die wunderbar lebendige Wiedergabe einer seelischen Atmosphäre von höchster Beschwingtheit, starkem und feinem Gefühl und einer großen Klugheit des Herzens, die schon die Grenzlinie der Lebensweisheit überschreitet. Und das ist noch stärker als der leicht morbide Reiz des amerikanischen und des Lebens in der Südsee.

Von großer seelischer Reife und getragen von einer eindringlichen Psychologie ist auch das Buch von Theo L. Goerlitz „Die treulosen Güter" (Wien, Höger-Verlag. 212 Seiten). Franziskus Blohm, Sohn eines reichen Geschlechtes, verliert in Unkraft gegenüber dem Leben, in seine Schwäche noch mehr hineingesteigert durch schicksalhafte Verbundenheit mit einer zarten Kostbarkeit von Frau, der er in Verkennung ihrer Möglichkeiten die Sorgen des Alltags — denen er übrigens sowieso nicht gewachsen sein würde — fernzuhalten versucht, sein Geld, sein Heim und die Grundlage seiner Existenz. Es ist schlechthin meisterhaft, wie der Dichter es hier versteht, die Dämonie der Dinge wirklich werden zu lassen, die nur so lange als bereite Diener zur Verfügung stehen, wie ihr Herr sie und sein Leben meistert, die sich von ihm lösen, treulos und unbeständig, und wie nichts diesen Ablauf aufhalten

kann, weder eine bis zur Narrheit ihrem Herrn ergebene Haushälterin noch ein prächtiger alter Freund. Das alles ist meisterhaft erzählt und bestätigt erneut, über welch feine Kraft und Anmut der Sprache bis zur Darstellung letzter seelischer Verästelungen Theo L. Goerlitz verfügt.

Die eindringliche psychologische Kraft Otto Flakes braucht nicht mehr unter Beweis gestellt zu werden. Sie zeigt sich erneut in jeder der vierzehn Geschichten, die unter dem Titel „Die vier Tage" gesammelt erschienen sind (Berlin, S. Fischer. 355 Seiten). Hier ist ein Bogen geschlagen um zwei Jahrzehnte, geladen bis zum Bersten mit weltgeschichtlichem Geschehen, von der Vorkriegszeit, in der das Unheil sich ankündigte, bis in die Nachkriegszeit, mit den beiden steilen Höhepunkten des Ungeheuren im Kriege und in der Inflation. Es ist etwas Gemeinsames in allen Trägern dieser Geschichten: sie müssen ihre Entscheidungen in ihrem Innern treffen und das Gesetz erfüllen, nach dem sie angetreten sind.

Nachdenkliche Seelenkunde treibt auch Theodor Bohner in seinem Roman „Das Licht und sein Schatten" (Berlin, Propyläen-Verlag. RM 5,–). Den Titel nahm er aus einem alten chinesischen Rätselwort: „Der Mann hat viel Glück, Die Frau hat viel Unglück. Der Mann ist das Licht, Die Frau ist der Schatten." Im Grunde ist es eine ganz einfache Geschichte von zwei Menschen und ihrer Ehe, die sich zusammenfinden, miteinander ringen und ohne eigentliche Schuld in eine schwere Katastrophe hineintreiben, aus der sie dann durch Kraft des Herzens sich gegenseitig retten zu einem kurzen Glück ohne Frage, bis der Tod die Frau dem Mann und ihren Kindern nimmt. Das alles ist erzählt ohne Pose und Phrase, einfach und doch sehr dichterisch, weil Theodor Bohner darum weiß, wie das Schicksal sich im Alltag manifestiert und Höhepunkte des Glücks und der Tragik als Ausdrucksmittel oft die Alltäglichkeit wählen. Hier geschieht eine Durchleuchtung des Lebens und der Dinge von innen, wie nur ein Dichter sie geben kann.

Seiner Heimatlandschaft getreu und ihr verhaftet mit den Kräften seiner Seele und seines schriftstellerischen und dichterischen Schaffens hat Ottfried Graf Finckenstein, der Dichter des ostpreußischen Romanes „Fünfkirchen", eine Reihe von Novellen um ein ostpreußisches Dorf und Gut geflochten, deren jede einzelne in sich echt ist und mit den anderen zusammen eine Art Roman, aufgelöst in Einzelhandlungen mit zum Teil den gleichen, zum Teil neuen Handlungsträgern darstellt: „Das harte Frühjahr" (Jena, Eugen Diederichs. 162 Seiten). Diese fünf Novellen sind bei nicht ganz gleichmäßiger Gestaltungskraft gleichsam Übungen einer Begabung von selbständiger Eigenart, die zur Vorbereitung neuer großer Entwürfe die beste Vorarbeit bieten. – Aus einer nicht einfachen und – was mehr ist, es sich selbst nicht leicht machenden – Art heraus schrieb Maxim Ziese zwei Kurzromane, die unter dem Titel „Bitte, bitte, heirate mich!" im Verlag Carl Schünemann, Bremen, erschienen sind (RM 1,50). Ziese wird, dank eines festen und sondergeprägten Charakters, unserer gespannten Aufmerksamkeit immer sicher sein. Denn seine Äußerungen, weil sie immer aus einem Ringen mit einer echten und ernsten Natur entspringen, zwingen zur unmittelbaren Antwort. Hier in diesen beiden Erzählungen von Liebe zwischen Mann und Weib versucht er nicht ohne fruchtbares Ergebnis einmal stärker zu spielen und zu schweben, als es der achtenswerten Schwere seiner Art im Grunde organisch ist. Man widerspricht gelegentlich sowohl der gewählten Form des Tagebuchs des einen Romans, die immer auch dem Reifsten schwierig bleibt, wie einigen Ansichten – und doch sagt man ja, weil man zu dem Menschen und Dichter Ziese ja sagt.

Eine Tragik, die dumpf und bedrückend bleibt, weil es eine Lösung für sie nicht gibt, trägt den jedem schriftstellerischen Anspruch genügenden Roman von Adam Kuckhoff „Der Deutsche von Bayencourt" (Berlin, Rowohlt. 416 Seiten). Ein Deutscher, der sich in Frankreich vor dem Kriege einbürgern ließ wegen seiner Ehe mit einer geliebten Französin und durch seinen ehrlichen Dienst am Boden auch das innere Recht der Einbürgerung erwarb als Bauer unter französischen Bauern, mit deren Besten er zusammenwuchs trotz der

Feindschaft der aus Instinkt und kleiner Gesinnung den Fremden Ablehnenden, und der mit seinen französischen Kindern so französisch denken und fühlen lernte, daß er bei Kriegsausbruch genau so Objekt der antideutschen Propaganda war wie seine Landsleute aus seiner Wahlheimat, gerät in letzte und unabwendbare Tragik, als der Krieg die feldgrauen Männer seines Blutes als Versprengte zu ihm bringt. Seiner Pflicht als französischer Bürger tritt die Stimme des Blutes entgegen, als in seiner Muttersprache ihn herrisch deutsche Soldaten hinter der französischen Front um Zuflucht ansprechen. Er folgt dem höheren Gesetz und verwirkt den Tod als Spion und Landesverräter unter den Kugeln eines französischen Pelotons. In diesen Rahmen hat Adam Kuckhoff so viel von der Tragik der Franzosen und der deutschen Soldaten in künstlerischem Gestalten gegeben, daß wir dankbar dieses Buch annehmen als einen fruchtbaren Beitrag zu der Stellung der Menschen zwischen den Völkern, weil er erbarmungslos und deshalb fördernd die Möglichkeiten und die Begrenzungen einer fraglosen Annäherung und des Verständnisses zwischen den Völkern zur Debatte stellt ...

Elswyth Thane gibt in ihrem Buch „Das Mädchen aus dem Hause Tudor" nicht Roman und nicht Geschichte, sondern ein sehr geschickt geformtes und gestaltetes Mittelding zwischen beiden (Zürich, Rascher. 374 Seiten. 8 ganzseitige Tafeln und ein Faksimile eines Briefes von Königin Elisabeth. Ins Deutsche übersetzt von Herta Maier). Sie schreibt mit einer starken Einfühlungsgabe die bewegte Jugendzeit der Königin Elisabeth von England und bewährt auch in der romanhaften Form ihre Fähigkeit, aus trockenen historischen Dokumenten ein blut- und lebensvolles Bild zu gestalten. Es ist ein Buch ohne Sentimentalität und doch von zureichendem Gefühl, so daß man auch dann, wenn die formende Phantasie ganz ins Freie vorstößt, ihre Formung als richtig gedeutete historische Wahrheit annimmt.

In den Balkan, dort wo er wirklich und frei von Literatur Balkan ist, weil die auf und um ihn Geborenen seinen Gesetzen folgen, führt das Buch des jungen bulgarischen Dichters Bojan Yssajeff „Wir sind am Balkan geboren" (Wien, Höger-Verlag. 289 Seiten). Der deutsche Übersetzer ist nicht genannt. In dem Roman der Engländerin war eine Mischung von Geschichte und Dichtung, hier hat die Dichtung sich zum Gefährten die Politik erwählt. Denn um die Liebe eines bulgarischen Brackenburg zu einer schönen Tochter seines Landes, die in Paris in die Irre ging und als innerlich wie gesundheitlich Gebrochene zu ihm zurückkehrte, entwickelt sich ein Bild von rein politischer Betonung. Nicht nur bulgarische Probleme, sondern auch die Strebungen der Völker des Ostens bis in die Türkei und Ägypten hinein zu einer neuen Gemeinschaft, die in ihrer Konzeption so merkwürdig wie interessant ist, entwickeln sich hier in starker innerer Spannung, wobei ihnen mehr Aufmerksamkeit und Arbeit und Anteilnahme gewidmet ist als der künstlerischen Gestaltung. Wir haben aus diesem Buche, in dem ein Politiker und ein Dichter spricht, die sehr nachdenkliche Lehre zu ziehen, daß schon unmittelbar an der Grenze des europäischen Kernlandes der sehr hart begründete Zweifel an der Fähigkeit des europäischen Westens beginnt, noch einmal das ersehnte Ordnungsprinzip dem ganzen Europa zu geben. Rudolf Pechel.

Länder und Völker

In der von Karl Haushofer und Ulrich Crämer herausgegebenen Schriftenreihe „Macht und Erde" (B. G. Teubner, Leipzig) gibt die Schrift von Otto Maull, „Das Wesen der Geopolitik", eine gute Einführung in die Ziele dieser geopolitischen Untersuchungen der Erde. Johannes Stoye gibt in seiner Schrift „Spanien im Umbruch" die räumlichen und geistigen Grundlagen der spanischen Wirren (68 S. RM 1,40). Er weist bei der Frage „Warum Bürgerkrieg?" sehr stark auf die internationale politische Lage hin, wie sie sich beim Losschlagen Francos darstellte. Dr. Gustav Fochler-Hauke schildert in seiner Schrift „Der Ferne Osten" den Macht- und Wirtschaftskampf in Ostasien (70 Seiten. RM 1,40). Er sieht bei Japan im Bevölkerungsdruck die bestimmende Triebkraft in der Richtung der Außenpolitik,

und er untersucht deren geopolitische Bedingungen und Möglichkeiten. Er glaubt auch nicht an eine friedliche Regelung der großen Machtfragen des Fernen Ostens, besonders nicht der großen Reibungen, die von der Mandschurei über die Mongolei und China bis Turkestan und Tibet heute vorhanden sind. Das Werk von Prof. Dr. Adolf Günther in Innsbruck über: „Frankreich und sein Überseereich in der Weltwirtschaft" (Stuttgart 1936, Ferdinand Enke. 312 Seiten. Geb. RM 16,60) ist eine ausgezeichnete und sorgfältige Untersuchung der wirtschaftlichen Grundlagen des französischen Kolonialreiches. Diese Ausführungen haben dadurch nichts an Wert verloren, daß sie bereits niedergeschrieben waren, bevor die Volksfrontregierung Léon Blum an die Macht kam und nun die Deflationspolitik aufgab und im September den Franken abwertete. Vieles, was an dem „Experiment Blum" unverständlich bleiben würde, wird erst durch die eingehenden wirtschaftlichen Untersuchungen des Verfassers erklärlich. Besonders tritt uns die Verflechtung des französischen Mutterlandes mit seinem aufblühenden Kolonialreich und dessen Bedeutung für den französischen Außenhandel klar vor Augen. Ganz anders ist das Buch des Trandafile Omer Nishani: Albanien. Das Wunschland Mussolinis (Halle, Akademischer Verlag. 150 Seiten. Brosch. RM 3,60), der eine farbige Schilderung von Land und Leuten und nicht eine statistisch durchgearbeitete wirtschaftliche Studie gibt. Da Albanien ziemlich unbekannt ist, wird man diese Schilderung des Landes und seiner jüngsten Geschichte mit großem Interesse lesen. Die Schriftenreihe „Völker und Staaten", herausgegeben von Dr. Heinrich Klinkenberg (Rudolf Schneider Verlag, Reichenau i. Sa.), bringt zwei sehr lesenswerte Arbeiten von Dr. Herrmann Lufft: „USA. (Vereinigte Staaten von Amerika)" (1936. 112 S. Mit verschiedenen Karten) und „Das Empire in Verteidigung und Angriff" (1936. 93 S. Mit zahlreichen Karten). Der bekannte Verfasser versteht es ausgezeichnet, auf dem beschränkten Raum das Wesentliche zusammenzufassen und selbst dem Kenner Neues zu sagen. Er entwickelt das Bild der Vereinigten Staaten aus dem Gegenspiel der Bevölkerung, die sich aus den Puritanern über den Grenzertyp langsam gebildet hat, und der gewaltigen Natur, die erst die Voraussetzung für das mächtige Aufblühen geschaffen hat. Bei seiner Betrachtung des englischen Weltreiches weist Lufft auf die schwere Erschütterung hin, die die afrikanische Stellung Englands durch den Aufstieg Italiens und dessen Eroberung von Abessinien erlitten hat.

Ernst Samhaber.

Afrikanisches

1908 erschien das Tagebuch der Frau Magdalene von Prince geborenen von Massow „Eine deutsche Frau im Innern Deutsch-Ostafrikas", in dem sie ihre und ihres Mannes Schicksale in der deutschen Kolonie schilderte. Jetzt hat Herbert Kranz unter dem Titel „Die weiße Herrin von Deutsch-Ost" einen Roman um dieses Tagebuch herum geschrieben (Köln, Volker-Verlag. 152 Seiten). Das Buch ist erregend in besonderer Weise, ebenso stark wie durch die farbige Schilderung aufregender Begebenheiten im Busch als durch das schicksalhafte Hineinwachsen einer echten deutschen Frau in die großen Aufgaben, die das Leben in der Kolonie an sie stellte.

Von deutschem Mannesschicksal in Afrika erzählt Carl Huppenbauer in seinem Buch „Buschdoktor" (Tübingen, Rainer Wunderlich. 258 Seiten, 1 Karte). Der Verfasser wurde als Missionarssohn in Afrika geboren, studierte in Deutschland Medizin und stand am Beginn einer erfolgreichen Arbeit, als der innere Ruf der Heimat an ihn erging, der ihn wieder nach drüben zwang. Nach kurzen Jahren fruchtbarer Arbeit kam der Krieg, und Huppenbauer tat seine Pflicht, bis die Engländer auch ihn internierten. In Deutschland arbeitete er nach dem Kriege in tropenärztlicher Tätigkeit. Aber auch ihn ließ Afrika, wie alle wesenhaften Menschen, die es einmal aufrief, nicht wieder los: er geht wieder nach drüben, übernimmt die Leitung eines Missionsspitals und arbeitet jetzt als freier Arzt in Togo. Huppenbauer versteht zu schreiben, weil er mit dem Herzen be-

teiligt ist, das allem klar und nüchtern Gesehenen und Gesagten aus seiner reichen Erfahrung eine sympathische Wärme gibt. Dieser „Mann mit der harten Zunge und dem weichen Herzen", wie ihn mit hohem Ehrentitel die Eingeborenen nennen, gibt weit mehr als eine Niederschrift der Erlebnisse und Ergebnisse einer fruchtbaren Tätigkeit: eine Unsumme praktischer und verarbeiteter Erfahrung und eine tiefe Erkenntnis der großen kolonialen Probleme überhaupt. Ein erfreuliches Buch, auf dessen Verfasser als Landsmann wir stolz sein dürfen.

Aus dem gleichen menschlichen Verständnis und der daraus sich ergebenden Liebe zum afrikanischen Menschen ist das ernste Buch von Diedrich Westermann entstanden „Der Afrikaner heute und morgen" (Essen, Essener Verlagsanstalt. 14 Abbildungen und 3 Karten. RM 6,50). Westermann, der aus eigener Anschauung Westafrika und das Ewevolk in Togo kennt, hat sein kluges und einsichtiges Buch zunächst in englischer Sprache erscheinen lassen, zu dem Lord Lugard das Vorwort schrieb, dem schnell eine französische Ausgabe folgte. Nun erscheint das deutsche Original, das vor der Übertragung in die fremden Sprachen da war. Diese auf eigener Anschauung und gewissenhaftem Studium gegründete Arbeit zeigt den ganzen Ernst des afrikanischen Problems schlechthin. Westermann sieht die Berechtigung des Anspruchs der Weißen, in Afrika ihr eigenes Leben zu führen, ebenso klar wie die Notwendigkeit, dem eingeborenen Schwarzen das gleiche Recht zu geben. Sein Buch ist die auf Tatsachen ebenso wie auf höhere moralische Rücksichten begründete Rechtfertigung des Grundsatzes der „Indirect rule" für jedes Volk und für jeden Staat, der koloniale Interessen in Afrika heute zu verantworten hat oder morgen zu verantworten haben wird. Dieses Buch eines klaren und verantwortlichen Kopfes gibt Grundlagen und Hinweise, die zu beachten staatsmännische und moralische Pflicht ist.

Richard Wyndham, ein englischer Maler, berichtet unter dem Titel „Der sanfte Wilde" von einer Sudanreise in die Provinz Bahr-el-Ghazal (Berlin, Rowohlt. RM 7,50). Die Übertragung ins Deutsche stammt von Hans Schiebelhuth. Der Maler brachte die Unbefangenheit des Künstlers mit, die Wirklichkeit so wiederzugeben, wie er sie sah, auch das nicht zu verschweigen, was europäischen Schicklichkeitsbegriffen widerspricht, und so ein wesentliches Buch zu schreiben über die Eingeborenen, unter und mit denen er lebte. So trägt er der Tatsache Rechnung, daß nach Stillung des Hungers diese Geschöpfe Gottes eigentlich nichts anderes beschäftigt als ihre Tänze, die sich fast ausschließlich um das Geschlechtliche drehen. Er hat diese Wilden genommen als das, was sie sind: naturnahe Lebewesen, die in ihrer einfachen Unschuld ihr Leben so leben, wie es ihnen gemäß ist. Eine Fülle hervorragend guter Aufnahmen und eine Karte sind beigegeben. — Das alles ist glänzend erzählt mit einer klaren Wirklichkeitsnähe, gelegentlich durchbrochen durch reizende, echt englische Bosheiten und eine sympathische Sentimentalität.

Den Kongo-Roman „Die große Expedition" des Dänen Jürgen Jürgensen (Potsdam, Rütten & Loening. 286 Seiten), in dem spannend und mit geschulter Psychologie der Untergang einer von Weißen geleiteten Expedition erzählt wird, deren schwarze Mitglieder sich gegen ihre Führer in einem grandiosen Wahnsinn empören und sie ermorden, bis die Rache für den Mord und die Rettung durch einen wahrhaften Führer durchgeführt werden, übersetzte Hermann Kiy. Hier ist ein wertvoller neuer Beitrag zur erzählenden Kolonialliteratur.

Das Balladenbuch

Ferdinand Avenarius' beliebtes und berühmtes „Balladenbuch" liegt im 183. bis 197. Tausend der Gesamtauflage vor. Die neue Ausgabe bearbeitete Hans Böhm (München, D. W. Callwey. 72 Abbildungen und Vignetten. RM 4,80). Naturgemäß hat auch die Arbeit von Avenarius nicht in ihrer Gänze den veränderten Zeiten standgehalten. Aber das sagt nichts aus über ihren ganz besonderen Wert, denn im wesentlichen konnte die Arbeit in ihren Grundlinien unverändert gelassen werden. Auch die Gliederung in die verschiedenen Abschnitte: Natur, Mythen, Heldentum, Deutschland usw. konnte erhalten

bleiben. Böhm ließ bei der Neuordnung in erster Linie sich davon leiten, daß das Volkslied und die Balladen, die dem Volksgeist besonders nahestehen, noch stärker als früher berücksichtigt wurden. Das bedeutet, daß u. a. Uhland, Graf Strachwitz und Fontane besonders stark vertreten sind. Von den lebenden Dichtern sind vertreten u. a. Friedrich Bischoff, Arnold Büchli, Hermann Burte, Hans Carossa, Ricarda Huch, Hanns Johst, Hans Leifhelm, Felix Lützkendorf, Max Mell, Eberhard Wolfgang Moeller.

Mit besonderer Genugtuung sei vermerkt, daß auch die auslanddeutschen Dichter ihre gebührende Berücksichtigung finden. Hans Böhm hat die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit sorgfältig genutzt und erfuhr in seiner Arbeit besondere Förderung durch John Meier und sein deutsches Volksliedarchiv. Die Auswahl der erstmalig beigegebenen Zeichnungen deutscher Meister traf Hermann Rinn und bewährte sowohl in Auswahl wie in Anordnung der Werke deutscher Graphik von Dürer bis zur Gegenwart sein feines Verständnis für den inneren Zusammenhang aller Zweige der Kunst.

Das Reich der Tiere

Von dem auf drei Bände berechneten großen neuen Werke „Das Reich der Tiere", das das Tier in seinem Lebensraum darstellen soll und das von Arthur Berger und Josef Schmid herausgegeben wird, zu denen Konrad Guenther, Franz Graf Zedtwitz und Heinz Graupner als Mitarbeiter treten, ist der zweite Band erschienen: „Die Tiere der Wälder" (Berlin, Ullstein. Subskriptionspreis pro Band RM 25,—). Dieses prachtvoll ausgestattete Werk mit Photographien und farbigen Bildern von höchster Lebendigkeit (415 Bilder und 36 zum Teil farbige Tafeln) tritt nicht mit dem Anspruch auf, das deutsche klassische Werk „Brehms Tierleben" verdrängen zu wollen, aber es darf von sich sagen, daß es etwas Neues und Gutes bringt. Mehr als 60 Forscher, Jäger und Reisende berichten von ihren eigenen Erlebnissen mit den Tieren des Waldes. Einleitend schreibt Josef Schmid über „Tier und Lebensraum" und „Das Tier und der Wald". Der Stoff ist gegliedert in die Abschnitte: „Das Tierleben in den Tropenwäldern" und „Die Tiere in den Wäldern der gemäßigten Breiten". Als Ziel haben sich die Herausgeber gesetzt, die Verbundenheit aller Tiere des Waldes untereinander und mit dem Walde, in ihrer gegenseitigen Bedingtheit und ihrer gegenseitigen Gefährdung darzustellen. Die Wahl der Mitarbeiter ist so getroffen, daß hier nicht nur die besten deutschen Tierschilderer, sondern die besten aus der ganzen Welt vereinigt sind. Die Gemeinsamkeit aller Mitarbeiter ist die Liebe zum Tier und die Fähigkeit, jedes Tier als einzelnes Lebewesen, ja man möchte sagen als Persönlichkeit zu werten. Wenn die andern Bände das Versprechen einlösen, was der zweite Band so verheißungsvoll abgibt, wird hier ein inhaltlich wie in der Ausstattung ausgezeichnetes deutsches Standardwerk von den Tieren entstehen.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Professor Dr. Kurt Wiedenfeld, Berlin — Professor Dr. Wolfgang Windelband, Berlin — Hermann van Ham, Koblenz — Dr. Heinz Küpper, Widen bei Köln — Reinhold Schneider, Potsdam — Professor Dr. Paul Mombert, Stuttgart — Dr. Siegfried Berger, Merseburg — Edwin K. Wiechmann, Bernau bei Berlin — Dr. Claus Schrempf, Köln — Werner Bergengruen, Solln bei München — Dr. Brigitte Heilbron, Berlin — Dr. Ernst Samhaber, Berlin.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald • Verlag und Anzeigenannahme: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin W 35, Kurfürstenstr. 42 I • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg • DA. I, 1937: 4000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 4 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,50 RM, Jahresabonnement 15 RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25 %.

WALTHER PAHL

Frankreich, Afrika und das Mittelmeer

Der französische Vormarsch in Nordafrika

Der Schlag mit dem Fliegenwedel, den der Bey von Algier an einem Apriltage des Jahres 1827 dem französischen Konsul Deval versetzte, der wegen einer Weizenlieferung zweier Kaufleute aus Algier an die französische Regierung intervenierte, hatte weitreichende Folgen für ganz Nordafrika. Die Herausforderung wurde zunächst mit einer Blockade und, als diese sich als wirkungslos erwies, mit einer Strafexpedition beantwortet. Unter dem Schutz von 100 Kriegsschiffen setzte Frankreich am 14. Juni 1830 eine Armee von 37000 Mann an Land. Die Streitkräfte des Bey wurden vernichtet und sein Palast gestürmt. Der Bey durfte mit seinem Harem und seinen privaten Schätzen nach Neapel in die Verbannung gehen.

Mit der Erstürmung Algiers war der Grund gelegt für die Schaffung des französischen Kolonialreiches in Nordafrika und damit für eine neue Ära der französischen Kolonialtätigkeit. Indessen begnügte sich Frankreich zunächst mit der Durchdringung Algeriens. Erst im Jahre 1847 gelang es, Abd el Kadr, den militärischen Führer des „heiligen Krieges“ gegen das christliche Frankreich, den die Mauren im Jahre 1835 begannen, niederzuzwingen. Frankreich hatte damals seine erste große Begegnung mit dem Islam und erfuhr, wie schwierig es ist, ein mohammedanisches Land zu pazifizieren. Schon 1848 schrieb der an den Kämpfen beteiligte General Lamoricière: „Wir haben gegenüber der mohammedanischen Bevölkerung ein großes Unrecht wiedergutzumachen. Frankreich gab von Anfang an vor, mit der Besetzung eine zivilisatorische Funktion zu erfüllen. Aber unsere Führer haben ihre Pflicht nicht erfüllt. In den Städten behandelten sie die Eingeborenen als Angehörige eines unterworfenen Volkes; die Generäle erblickten in den Mauren Feinde, die bekämpft und mit Gewalt beherrscht werden müssen, nicht aber neue Kinder, die durch gute Institutionen und eine weise Verwaltung für das Mutterland gewonnen werden müssen . . .“

Erst nach der Niederlage von 1871 kam der koloniale Expansionswille Frankreichs zur vollen Entfaltung. Das französische Volk suchte keinen neuen Lebensraum, es brauchte keine Rohstoffquellen für seine Wirtschaft, ja nicht einmal der Wunsch, die französische Armee durch die Rekrutierung farbiger Soldaten aufzufüllen, war die eigentliche Triebkraft des kolonialen Expansionswillens. Frankreich erblickte in der Erweiterung seines kolonialen Raumes einfach einen Weg, auf dem es seinen Ruhm und seine Größe, die durch die Niederlage von 1871 gelitten hatten, wiederherstellen konnte. Es ist bekannt, daß Bismarck damals die kolonialen Bestrebungen Frankreichs ausdrücklich ermutigte, schon um Frankreich von Revanche-Gedanken abzulenken. Es hat gerade heute einen besonderen Reiz, an diese Haltung Bismarcks zu erinnern.

1881 begann mit der Eroberung Tunesiens die große aktive Kolonisierungsperiode Frankreichs, die immer stärker von den Militärs getragen wurde. Die Besetzung Tunesiens war vom französischen Standpunkt vor allem deshalb notwendig, weil von hier aus der wertvolle algerische Besitz dauernd in der Flanke bedroht war. 1893 gelang es den Franzosen auch, von Westen her an Timbuktu heranzukommen. In rascher Folge wurden Mauretanien, die Elfenbeinküste, Dahomey und ein großer Teil des Sudan dem „größeren Frankreich" einverleibt. Damit war der andere Pfeiler für die große transafrikanische Brücke errichtet, die den französischen Kolonialpionieren vorschwebte: eine Brücke von Nordafrika über die Sahara zum Senegal und zur Goldküste. Ja, Frankreich ließ sich durch den Vertrag mit England aus dem Jahre 1890, der die beiderseitigen Interessensphären im Sudan und in der Sahara abgrenzte, nicht von dem Versuch abhalten, zum Nil und über den Nil hinaus zum Roten Meer vorzustoßen. Im Juli 1898 pflanzte Oberst Marchand in Faschoda, im Herzen des anglo-ägyptischen Sudan, die Trikolore auf. Britische Kanonenboote unter der Führung der „Dal", mit Lord Kitchener an Bord, liefen sofort nach Faschoda aus. Die britische Drohung, den französischen Vormarsch nach Osten mit Gewalt aufzuhalten, zwang Marchand, die Trikolore wieder einzuziehen. England konnte nicht dulden, daß seine Kap-Kairo-Idee durch eine französische Querlinie zerstört wurde.

Nach der Niederlage bei Faschoda konzentrierte Frankreich sich auf die Eroberung Marokkos, auf das es schon längst ein Auge geworfen hatte, nicht nur, weil dieser „Weinberg Naboths" das reichste Land Nordwestafrikas ist, sondern auch, weil Marokko für die politisch-militärische Konsolidierung des französischen Nordafrika-Besitzes einfach unentbehrlich war. Bis zur Jahrhundertwende war es vor allem England, das Marokko vor einer französischen Umklammerung bewahrte und sich eifrig für die Unabhängigkeit und territoriale Integrität des Landes einsetzte. Als der Sultan aber im Jahre 1902 wieder einmal in London um Unterstützung gegen Frankreich nachsuchte, stieß er auf eisige Ablehnung. Offenbar hatte der Faschoda-Konflikt England veranlaßt, seine Politik gegenüber Marokko von Grund auf zu ändern und den Widerstand gegen die französische Durchdringung des Landes aufzugeben. London suchte, nachdem es Frankreich bei Faschoda so gedemütigt hatte, nach einer Gelegenheit, es wieder versöhnlich zu stimmen. Diese Gelegenheit war Marokko! Man darf sagen: die Niederlage bei Faschoda ebnete Frankreich den Weg nach Marokko. In dem Vertrag von 1904 wurde Frankreich von England volle Bewegungsfreiheit für Marokko zugesichert. Die Wunde von Faschoda war geheilt – und damit der Grund gelegt für die entente cordiale . . . Doch wir haben hier nicht die Absicht, den wahrhaftig sehr interessanten diplomatischen Auseinandersetzungen nachzugehen, die der militärischen Eroberung Marokkos vorausgingen. Ebensowenig ist hier der Ort, von den militärischen Aktionen zu berichten, in denen Frankreich den unbändigen Widerstand der marokkanischen Stämme brach. Frankreich hat Jahrzehnte gebraucht, um das Land zu erobern. Immer wieder rotteten sich in den marokkanischen Bergen unversöhnliche Rebellen zusammen, die die französischen Militärposten überfielen. Wohl kaum jemals ist eine europäische Macht in ihrer Kolonisationsarbeit auf so heftigen

Widerstand gestoßen wie Frankreich in Marokko. Wenn es Frankreich trotzdem gelang, Marokko militärisch zu erobern und politisch zu befrieden, so ist das in erster Linie das Verdienst des Marschalls Lyautey, der in seltener Weise militärische mit kolonisatorischen Fähigkeiten verband.

Marschall Lyautey, der „große Afrikaner".

Lyautey liebte das Land, das er eroberte. Er liebte die Menschen, die er bekämpfte. Die Geschichte der Eroberung Marokkos ist die Geschichte Lyauteys.

Seine kolonisatorische Durchdringungsmethode hatte er, bevor er im Jahre 1903 ein Kommando an der algerisch-marokkanischen Grenze übernahm, in Madagaskar und Tonkin erprobt. Es war die berühmte Schnellball-Methode, die Methode des tache d'huile. In dem bereits besetzten Territorium erfahren die Eingeborenen eine freundliche Behandlung. Ihre Häuptlinge werden in ihren autoritären Funktionen ausdrücklich bestätigt. Ihre Sitten und ihre Rechtswahrungs-Institutionen bleiben unangetastet. Die Verbindung zwischen den Eingeborenen und den Behörden wird durch das Bureau des Affaires Indigènes hergestellt. Dieses Kraftzentrum der kolonialen Durchdringung verfügt über einen großen Stab von Beamten, die für ihre Aufgaben unter den Eingeborenen besonders geschult sind, die arabische und berberische Sprache beherrschen müssen und in erster Linie politisch-moralische Funktionen zu erfüllen haben. Diese Beamten sollen die Eingeborenen nicht so sehr „regieren" als vielmehr betreuen. Von vornherein legte Lyautey großen Wert darauf, die Verwaltung im eigentlichen Sinne von der Eingeborenenpolitik zu scheiden, da er sehr richtig erkannt hatte, daß die moralischen Interessen der Eingeborenen in der hauptsächlich mit materiellen Maßnahmen befaßten Verwaltung keine Genugtuung finden können. „Wie oft habe ich von eingeborenen Untertanen anderer Nationen bei aller Anerkennung, die sie der Sicherheit ihrer Rechtspflege und dem wirtschaftlichen Aufschwung ihres Landes zollten, sagen hören: Es wäre uns lieber, wenn wir in materieller Hinsicht weniger vorteilhaft gestellt, aber mehr geachtet würden." (Lyautey in einer Rede im Institut Colonial, 1922).

Das neu errichtete Hospital, das allen Eingeborenen unentgeltlich zur Verfügung steht, und die Märkte, die vor allem Tee und Zucker zu billigen Preisen abgeben, ziehen auch viele Eingeborene aus den benachbarten Distrikten an, die noch nicht besetzt sind. Diese Eingeborenen kehren in ihre Dörfer meist mit dem Wunsch zurück, in ihrem Bezirk ähnliche Einrichtungen zu besitzen. Das in dem französischen Hospital geheilte Kind ist der beste Propagandist. Die Mütter drängen ihre Männer, sich zu unterwerfen, damit auch ihren Kindern die ärztliche Hilfe zuteil wird. Das Bureau des Affaires Indigènes stößt nun nach. Seine eingeborenen Agenten verhandeln mit den Kaids der noch feindlichen Zone und bemühen sich, sie von den Wohltaten der Fremdherrschaft zu überzeugen. Damit ist der Boden für die militärische Besetzung wohl vorbereitet.

Im übrigen versuchen die französischen Offiziere, die Araber, die den Prunk lieben, durch ihre glanzvollen Uniformen, durch ihre rassigen Pferde und

durch ihre Grandseigneur-Haltung zu beeindrucken. Lyautey zeigte sich seinen Marokkanern nur hoch zu Roß und mit glänzendem Gefolge.

Vor allem aber hat Lyautey dadurch das Vertrauen der Marokkaner gewonnen, daß er ihrer mohammedanischen Religion und ihren Heiligen den größten Respekt bezeugte. Das eigenartige Gefüge des marokkanischen Lebensraumes mit seinen moralischen und sozialen Bindungen ließ er unangetastet. Durch die Kolonisation sollte die vorhandene Kulturorganisation der Eingeborenen nicht zerstört, sondern gestärkt werden. Immer wieder mahnte er Beamte und Soldaten: „Vergessen wir nicht, daß in Marokko Marokkaner leben." Das arabische Gesetz und die mohammedanische Religion wurden von Lyautey in jeder Weise unterstützt. Sein besonderes Interesse galt der Erhaltung der vorhandenen und dem Bau von neuen Moscheen, wie er denn überhaupt von großer Bewunderung für die maurische Architektur erfüllt war. Alle Neubauten wurden von ihm nach Möglichkeit persönlich überwacht. Ganze Städte zeugen heute in Marokko von seinem architektonischen Gestaltungswillen. Als er im Jahre 1925 von seinem Amt als Generalresident Marokkos, das er seit dem Jahre 1912 innegehabt hatte, zurücktrat, äußerte er einem Freunde gegenüber: „Das einzige, was ich wirklich bedauere, ist, daß ich nun keine Städte mehr bauen kann."

„Ein Protektorat", so definierte Lyautey einmal, „ist ein Land, das seine eigenen Institutionen bewahrt, das durch seine eigenen Organe regiert und verwaltet wird, während die Kontrolle der europäischen Macht sich auf die außenpolitischen Fragen, die Landesverteidigung und die finanzielle und ökonomische Entwicklung beschränkt." Durch die Wiedereinsetzung eines Sultan-Chalifas und eines eingeborenen Regierungsapparates interessierte Lyautey die einflußreichen Eingeborenen für die Zusammenarbeit mit Frankreich. Dank seiner Generosität und Gerechtigkeit erwarb sich Lyautey sehr bald das Vertrauen der Eingeborenen, nachdem seine militärischen Erfolge ihm schon Bewunderung eingebracht hatten. Das Geheimnis des Erfolges Lyauteys lag offenbar in seiner Fähigkeit, seine Vaterlandsliebe mit einem tiefen Verständnis für die Lebensart und den Freiheitswillen der Araber zu verbinden. Bei allem Kolonisationseifer hütete er sich ängstlich, die amour-propre der Marokkaner zu erschüttern. In der Abschiedsadresse, welche die eingeborenen Notabeln Lyautey im Jahre 1925 überreichten, hieß es: „Die Stämme (folgen Namen) können nur beredt und einmütig dem Manne Dank sagen, der ... durch sein großes und herrliches Werk die Wohltat zu dem Zenit menschlicher Güte erhoben hat, der überall Ordnung geschaffen hat, der die Zitadellen der Anarchie zerstört und immer so gehandelt hat, daß ein Konflikt zwischen der modernen Zivilisation und den alten Sitten des Landes vermieden wurde. Durch diese Methode hat er in den Herzen des Volkes den Platz erobert, den ein sorgender Vater bei seinen guten und treuen Kindern besitzt."

Lyautey kam als Eroberer nach Marokko, er schied als der große Freund des marokkanischen Volkes. Wahrhaftig: ein Kolonisator größten Formats, eine Persönlichkeit, die das Vorurteil von der mangelnden kolonisatorischen Begabung der Franzosen eindeutig widerlegt hat.

„Les colonies réservoirs d'hommes"

Wenn Frankreich in seinen Kolonien auch eine außerordentliche Kulturarbeit geleistet hat, die höchste Achtung verdient, so zielt die kolonisatorische Arbeit Frankreichs doch nicht so sehr auf die Erschließung von Siedlungsgebieten und Rohstoffquellen als vielmehr auf die Erschließung eines Menschenreservoirs für die Auffüllung seiner Armeen. Frankreich verfügt heute allein in Nord- und Westafrika über einen Länderblock, der mit 9 Millionen Quadratkilometer 17mal so groß ist wie das Mutterland und mit 31½ Millionen Einwohnern drei Viertel der Einwohnerzahl des Mutterlandes erreicht. Als in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts König Leopold II. von Belgien den französischen Außenminister Hanotaux fragte, was Frankreich denn eigentlich in Afrika wollte, antwortete er: „Majestät, Sie suchen dort Gold und wir Soldaten!" Bereits 1857 erklärte Faidherbe, der Schöpfer Senegambiens: „Die Angelsachsen kolonisieren, um Siedlungsgebiete und Rohstoffe zu erwerben. Wir kolonisieren, um Menschenmaterial zu erhalten."

Ist Frankreich schon bisher nicht in der Lage gewesen, seinen hohen Bedarf an bewaffneten Streitkräften aus der eigenen Volkskraft zu decken — 500000 farbige Soldaten standen im Weltkrieg in der französischen Front! — so ist der Rückgriff auf das Menschenreservoir des afrikanischen Kolonialreiches heute für Frankreich zu einer Lebensnotwendigkeit geworden. Im Jahre 1935 blieb die zur Ableistung der Militärdienstpflicht einberufene Altersklasse schon um 85000 hinter der benötigten Zahl zurück. Das Defizit wird dem natürlichen Sinken der Geburtenziffer während des Weltkrieges zugeschrieben. Aber die französische Geburtenziffer ist weiterhin rückläufig. Schon im Jahre 1909 begründete der damalige Oberstleutnant und spätere General Mangin, der Vater der Force Noire, die Notwendigkeit der Verwendung farbiger Truppen in Europa mit dem Absinken der Geburtenziffer. Von Mangin stammt übrigens das Wort, es gäbe nicht 40 Millionen Franzosen, sondern 100 Millionen. Die Zahl der ausgebildeten farbigen Soldaten erreicht heute bereits 1200000. Nachdem im Jahre 1933 in allen französischen Kolonien die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden ist, dürften dem französischen Generalstab in einem zukünftigen Kriege etwa 2½ Millionen afrikanischer Truppen zur Verfügung stehen. Von den 12 afrikanischen Divisionen sind 6 in Algier, Tunis und Marokko und 5 im Mutterland stationiert. Die Mehrzahl der im Mutterland garnisonierten afrikanischen Truppen steht nahe der deutschen Grenze. Die Divisionen in Nordafrika werden ganz nach dem Muster der weißen Heimatdivisionen bewaffnet und ausgebildet, ein Zeichen dafür, daß die farbige Armee in erster Linie die Aufgabe hat, das Mutterland zu verteidigen.

Aus der engen Verbindung der französischen Kolonialpolitik mit der Frage der Kriegsstärke Frankreichs ergeben sich die Methoden der französischen Eingeborenenpolitik fast von selbst. Die Soldaten Frankreichs müssen Franzosen sein. Und wenn sie Senegalneger oder Neger von der Guineaküste sind, so müssen sie zu Franzosen erzogen werden. Das Ziel der französischen Eingeborenenerziehung ist der „vollwertige" farbige Franzose. Der Lohn, welcher dem Ein-

geborenen verheißen wird, der sich der französischen Zivilisation assimiliert, ist der citoyen français, mit allen Rechten und Pflichten des zivilisierten Franzosen. Und Pflichten! Diese Politik hat gewiß den Vorteil, den französischen Generalstab von schweren Sorgen zu befreien. Andererseits hat sich aus den Arabern und Negern, denen man so eifrig französisches Wissen auf französischen Schulen eintrichtert, eine Intelligenzschicht herausgebildet, die ihren Stämmen entfremdet ist und die Autorität der Häuptlinge und Kaids ebenso untergräbt wie die Autorität der französischen Beamten. Die Erfahrung hat gezeigt, daß diejenigen Eingeborenen, die sich am schnellsten von französischen Kulturidealen erfüllen ließen, am leichtesten das Opfer kolonialfeindlicher Bewegungen werden.

Mit Sorge verfolgen die französischen Behörden in Tunis die Entwicklung der „Destour"-Bewegung, die immer stärker unter den Einfluß der Komintern gerät. In Algerien versucht die im Jahre 1931 gegründete „Gesellschaft der Ulemas", an deren Spitze der Scheich Abd el Hamid Ben Badis steht, der bei der Destour-Bewegung in die Schule gegangen ist, das algerische Volk zur wahren islamischen Kultur zurückzuführen und für den Kampf um die Unabhängigkeit vorzubereiten. In Marokko gibt es die Gruppe der Jeunes Marocains, die sich mit der französischen Herrschaft keineswegs abgefunden hat.

Aber Frankreich nimmt diese Schwierigkeiten lieber in Kauf, als daß es auf seine Politik verzichtete. Das Ziel ist die Erziehung der Eingeborenen zu loyalen Bürgern des „größeren Frankreich", in dem „eines Tages 100 Millionen patriotischer französischer Bürger außerordentlich verschiedenen Ursprungs, geeint durch die Bande der gemeinsamen Zivilisation, eine einzige homogene Nation bilden werden". Die Kolonien sind für Frankreich auch dort, wo sie in der indirekten Form in Gestalt des Protektoratsregimes beherrscht werden, ein „integraler Bestandteil" der Republik. Sie sollen mit dem Mutterland zu dem „la plus grande France" der 100 Millionen völlig verschmolzen werden. Die eingeborenen Farbigen sollen Franzosen werden – damit sie sich um so bereitwilliger auf die europäischen Schlachtfelder werfen lassen?

Die Erschließung Französisch-Afrikas

Die Mobilisierung der farbigen Truppenmacht Frankreichs ist in erster Linie eine Frage der verkehrsmäßigen Erschließung und Zusammenraffung des afrikanischen Kolonialreiches, das sich zwar in einem zusammenhängenden Block vom Mittelmeer bis zum Kongo erstreckt, aber durch die „Große Wüste", die Sahara, die gewaltigste Klimagrenze, in zwei Teile aufgespalten wird. Wie eine Barre sperrt dieser größte Wüstengürtel der Erde, der sich in der Breite etwa über 7000 km und in der Länge über fast 2000 km erstreckt und rund 6½ Millionen Quadratkilometer umfaßt, den Norden des französischen Afrikareiches von dem Süden ab. Die Frage der verkehrsmäßigen Bewältigung des saharischen Raumes gehört seit Jahrzehnten zu den Kernproblemen der französischen Kolonialpolitik. Die Sahara: das sind nach dem Ausspruch Lord Salisburys die Sanddünen, die England dem gallischen Hahn zum Scharren überlassen habe... Wenn auch die landläufige Vorstellung von dem unendlichen „Sandozean" der Sahara nicht



R. Heinisch

Die Erschließung des französischen Afrikareiches durch Eisenbahnen, Autostraßen und Luftwege

zu Recht besteht, da er von Nordwest nach Südost von einer Gebirgsschwelle durchzogen wird, die in Tibesti eine Höhe von 3400 m erreicht, so macht doch die ungeheure Trockenheit den saharischen Raum zu einem der verkehrsfeindlichsten Gebiete der Erde. Welche Opfer forderte die „Große Wüste", ehe sie ihr unheimliches Antlitz entschleierte!

Aber der Kampf um die Sahara ist nicht umsonst gewesen. Autobusse durchqueren heute in regelmäßigem Dienst die Wüste und verbinden Mittelmeer und Niger in wenigen Tagen. In 5½ Reisetagen gelangt man von Colomb Bechar nach Gao (2100 km für 2850 frcs.). In einem Tage schafft es das Flugzeug. Der Motor hat die Wüste bezwungen. Touristen in elegantem Wüstendreß findet man heute während der Sahara-Saison von April bis Oktober in allen Oasen. Die Wüste hat ihre Schrecken verloren. Was vor 15 Jahren noch ein wagemutiger sportlicher Raid war — 1922/23 erfolgte bekanntlich die erste Sahara-Durchquerung im Automobil — ist heute eine Selbstverständlichkeit, von der man kaum noch Notiz nimmt. Der erste Flug von Algier bis zum Sudan gelang General Vuillemin im Jahre 1920. Heute wird die Sahara in regelmäßigem Dienst von französischen und belgischen Flugzeugen flugplanmäßig überquert. Von Paris nach dem Kongo und Madagaskar — via Sahara!

Autobus und Flugzeug haben in schnellem Anlauf geschafft, was der Eisenbahn bisher nicht gelang. Der Gedanke der Transsahara-Eisenbahn ist alt. Er wurde schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von dem Ingenieur Duponchel aufgeworfen und seitdem immer wieder von neuem erörtert. Die Regierung warf große Summen für Studienzwecke aus. Das Comité du Transsaharien entstand, dessen Generalsekretär im Jahre 1927 die Notwendigkeit des Baues dieser Bahn mit folgenden Worten begründete: „Damit Frankreich, das sich von der Nordsee bis zum Kongo erstreckt, 100 Millionen Franzosen zählt, muß man diese Gebiete durch die eisernen Bande der Eisenbahn verbinden. Dazu bedarf es der transsaharischen Bahn ... Dann braucht Frankreich niemanden mehr ... Es wird wie heute pazifistisch sein, aber im Gefühle der Sicherheit ... Um in Kriegszeiten die in Nordafrika stehenden französischen und eingeborenen Truppen ersetzen und auch auf diese schwarzen Truppen als notwendige Hilfstruppen in Frankreich rechnen zu können: dazu brauchen wir das schnelle und leistungsfähige Transportmittel der Transsahara-Bahn ..."

Dieses großzügige Projekt ist immer noch nicht ausgeführt. Alle Zeichen sprechen dafür, daß es vorläufig ein Projekt bleiben wird. Wahrscheinlich hat man in Frankreich das Gefühl, daß man mit der Aufnahme des Baues zu lange gezögert hat und daß es heute zu spät ist. Heute und hier will Frankreich das afrikanische Kolonialreich zu einem geschlossenen Ganzen zusammenraffen. Es muß schnell gehandelt werden. Die französischen Bemühungen um die Erschließung der Sahara konzentrieren sich daher jetzt auf den Ausbau der Autostraßen und Luftwege. Der abessinische Feldzug hat gezeigt, was Autos und Flugzeuge heute für den Vormarsch einer Truppe und für die militärische Sicherung unwegsamer Gebiete bedeuten.

An die dreißig Brennstoffdepots der Shell-Company beleben heute die

Sahara. Alle 400 bis 500 km findet der Autofahrer und der Flieger Benzinlager vor. Die Wege, denen die Autobusse folgen, sind keine modernen Autostraßen, aber sie sind streckenweise weit besser als manche Straßen in europäischen Ländern. Diese sogenannten Pisten sind größtenteils durch Baken markiert, durch leere Benzintanks oder durch kleine Steinpyramiden mit weißen Wellblechdächern. Die etwa alle 10 km aufgestellten Baken dienen als Wegweiser in der Sahara. Wehe dem Piloten, der sie aus dem Auge verliert! Als ein Denkmal für General Vuillemin wurde mitten im Tanesruft, im „Lande des Durstes", die unterirdische Tankstelle Bidon V errichtet, die mit einem automatischen Leuchtturm von 32 m Höhe ausgestattet ist, der eine Reichweite von 100 km besitzt.

Die am stärksten benutzten Autoverkehrslinien durch die Sahara sind die Tanesruft-Route und die Hoggar-Route. Die Tanesruft-Route verbindet Algerien mit dem französischen Sudan. Sie beginnt in Colomb-Bechar und führt dann über Beni-Abbes, Timimoun, Reggan und Bidon V nach Gao am Niger. Dieser Route folgen auch die Flugzeuge der belgischen Luftverkehrsgesellschaft Sabena, die einen Luftverkehrsdienst nach Belgisch-Kongo unterhält. Die Hoggar-Route geht von Algier aus und führt via El-Golea, In-Salah und Arak zunächst nach Tamanrasset, dem Hauptplatz im Hoggarmassiv, im Lande der Tuareg, der „Ritter aus dem Lande des Schreckens". Die Hoggar-Route bildet die kürzeste Verbindung Nordafrikas mit der Nigerkolonie, mit Nigeria und Französisch-Äquatorialafrika. Von Kano aus wendet sie sich nach Osten zum Tschadsee (Fort Lamy). Die Strecke von Algier nach Kano wird in 11, die Strecke von Algier nach Fort Lamy in 13 Reisetagen bewältigt. Die Transsahara-Autoverkehrsgesellschaften unterhalten auf diesen beiden Routen, die auch über gute Hotels verfügen, einen regelmäßigen Dienst für Post- und Personenbeförderung. Eine neue westliche Route, die der Grenze von Mauretanien folgt und zum Niger vorstößt, wird gerade ausgebaut. Im letzten Winter wurde auf der neuen Straße, die vom Tschadsee bis zum Kongo führt, der Verkehr aufgenommen. Damit ist es möglich geworden, mit dem Auto den Weg vom Mittelmeer bis zum Kongo zu bewältigen. Diese Strecke wird schon seit 1935 regelmäßig von der Air Afrique beflogen.

Tankstellen, Leuchttürme und Hotels, Autobusse und Flugzeuge – die Motoren haben die „Große Wüste" gezwungen, ihre Geheimnisse preiszugeben.

Der nordafrikanische Pfeiler für die Transsahara-Brücke ist die Eisenbahnlinie, die die Häfen Casablanca, Algier und Tunis miteinander verbindet und einige Stichbahnen nach Süden vortreibt. In Algier allein ist ein Eisenbahnnetz von 4800 km Länge ausgebaut. Die Kernader des westafrikanischen Eisenbahnnetzes bildet die Linie von Dakar nach Kulikoro, die nach dem Tschadsee zielt, das sich immer mehr zum Schnittpunkt der Kraftlinien im nordafrikanischen Raum entwickelt. (Über den Tschadsee fliegen auch die Engländer von Khartum nach Nigeria!) An diese westöstliche Hauptlinie sollen einmal die Stichbahnen angeschlossen werden, die von den einzelnen Kolonien zwischen Niger- und Senegalmündung nordwärts vorgeschoben worden sind.

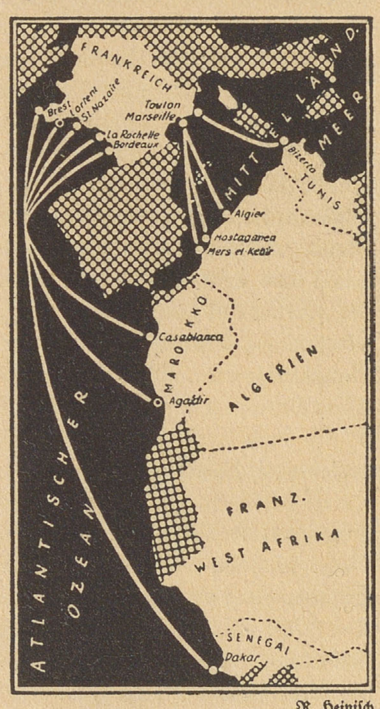
Offenbar wenden sich die französischen Eisenbahnpläne immer stärker dem

Ausbau der atlantischen Seite zu. Die große strategische Bedeutung der Marokko—Tunis-Linie liegt darin, daß sie den Truppentransport von Algier nach Europa auch für den Fall sichert, daß die Mittelmeer-Route Algier—Marseille durch eine feindliche Macht gesperrt wird.

Der atlantische Weg Frankreichs

Mangin: „Das afrikanische Frankreich verlangt die Zusammenfassung seiner Teile und die Vereinigung mit dem Mutterland". Darum „kann uns nichts zum Verzicht auf die Beherrschung des westlichen Mittelmeeres bringen".

Die Spanienpolitik Frankreichs wird von der Sorge um die Sicherheit der durch das westliche Mittelmeer führenden „imperialen Straßen" nach Nordafrika bestimmt. Der Transport der Kolonialarmee aus Nordwestafrika nach Frankreich bildet ein Kernstück des französischen Mobilisationsplanes. In den Aufmarschplänen des französischen Generalstabes spielen diese Truppentransporte eine entscheidende Rolle. Das vitale Interesse der französischen Landesverteidigung an den Wegen zwischen dem Mittelmeer und dem nordafrikanischen Kolonialreich bestimmt die Mittelmeerpolitik Frankreichs. Das ist in der Haltung Frankreichs gegenüber dem Bürgerkrieg in Spanien wieder deutlich sichtbar geworden. Die Frage der Sicherheit der Mittelmeer-Verbindungen ist in hohem Maße die Frage der Verhinderung eines politischen Kurses in Spanien, der die Sicherheit dieser Verbindungen gefährden könnte. Am liebsten wüßte Frankreich seine Mittelmeer-Route von einem Spanien flankiert, dessen Staatsschiff im Pariser Kurs segelt. Wenn das nicht zu erreichen ist, muß Frankreich wenigstens zu verhindern suchen, daß ein starkes selbstbewußtes Spanien ein gegen Frankreich gerichtetes Bündnis mit einer anderen Mittelmeer-Macht eingeht.



R. Heinisch

Die „imperialen Straßen" zwischen Frankreich und Nordafrika

Immer stärker setzt sich in Frankreich heute die Überzeugung durch, daß die störungslose Überführung der afrikanischen Truppenreserven in das Mutterland auf dem Mittelmeerwege nicht mehr gewährleistet ist. Diese Auffassung gründet sich nicht nur auf die politische Kräfteverlagerung zugunsten Italiens, sondern auch auf die grundlegende Wandlung, welche die traditionelle Mittelmeer-Strategie vor allem durch den Ausbau der Luftwaffe erfahren hat*. Jedenfalls

* S. a. meinen Aufsatz „Italien, der Islam und das Mittelmeer", Deutsche Rundschau Mai 37.

haben die in der letzten Zeit im Mittelmeer durchgeführten Manöver der französischen Flotte offenbar zu dem Ergebnis geführt, daß Geleitzüge der leicht verletzlichen Transportschiffe auf den Wegen Bizerta – Toulon und Algier – Marseille kaum mehr Aussicht haben, ihre Bestimmungshäfen zu erreichen.

Die Anpassung an die neue politisch-strategische Lage sucht Frankreich auf zwei Wegen zu erreichen: einmal durch neue Hafenanlagen und Küstenbefestigungen im Mittelmeer, vor allem aber durch den Ausbau des atlantischen Weges, der zwar wesentlich länger ist als der Mittelmeerweg, aber dafür weitaus sicherer.

An der nordafrikanischen Küste besaß Frankreich bisher nur in Bizerta einen erstklassigen Flottenstützpunkt. In kurzer Zeit wird die französische Kriegsflotte aber über einen neuen hervorragenden Stützpunkt in Mers el Kebir im Golf von Oran verfügen. Dieser neue Kriegshafen soll, wie der französische Marineminister erklärte, „das Verteidigungssystem der Straße von Gibraltar noch vervollständigen". Die strategische Bedeutung dieses Flottenstützpunktes in der Nähe von Gibraltar liegt auf der Hand. Außer Mers el Kebir wird auch der Hafen Mostaganen ausgebaut, der als Stützpunkt für Torpedojäger und U-Boote ausersehen ist.

Angesichts der Gefährdung des Mittelmeerweges hat sich Frankreich aber entschlossen, das Schwergewicht der Kriegsmarine vom Mittelmeer nach dem Atlantik zu verlegen und den atlantischen Weg für die Durchführung der Truppentransporte entsprechend auszubauen. Der heutige Chef des Admiralstabes Darlan, der Anfang 1936 mit praktischen Untersuchungen über den Schutz der Truppentransporte auf der Atlantik-Route beauftragt wurde, soll u. a. vorgeschlagen haben, daß die in Frage kommenden Atlantikhäfen eine größere Anzahl von Wasserflugzeugen und U-Booten erhalten sowie mit Küstengeschützen von großer Reichweite ausgestattet werden. Inzwischen ist der Ausbau von Dakar im Senegal und von Casablanca in Marokko in Angriff genommen worden. Dakar hat auch ein Schwimmdock erhalten, das für 10000-Tonnen-Kreuzer ausreicht. Auch in Agadir soll ein Flottenstützpunkt geschaffen werden. Ferner ist man in den für die Ausschiffung der Truppen ausersehenen Häfen an der atlantischen Küste des Mutterlandes fieberhaft damit beschäftigt, alle notwendigen Anlagen für die Aufnahme der Transportschiffe zu errichten.

Die neue politische und strategische Lage im Mittelmeer zwingt Frankreich, auf neuen Wegen und mit neuen Mitteln die Erfüllung der zentralen Aufgabe der französischen Kriegsflotte, die in der störungslosen Überführung der afrikanischen Kolonialarmee in das Mutterland besteht, zu gewährleisten.

RUDOLF PECHEL

Sibirien

„Denn mit jedem Zoll der Vertiefung der Revolution braucht die Macht mehr und mehr Menschen, die nicht überlegen und die keine Gewissensbisse haben ..."

„Die Religion hat vor Ihnen den Vorzug, daß ihre Versprechungen im Jenseits realisiert werden sollen. Gehen Sie mal hin, prüfen Sie nach! Doch Ihre Versprechungen konnte man schon nachprüfen. Um so mehr, da Sie es nicht so eilig damit haben ..."

„Ein schlechter Trost ist es, zu versuchen, durch die Organisation einer Kaschemme mit Weltausmaßen das verlorene Spiel wieder wettzumachen ..."

Iwan Solonewitsch, „Die Verlorenen".

Bei ähnlich gearteten Vorgängen wiederholen sich in der Geschichte auch die politischen Begleitumstände in merkwürdiger Übereinstimmung von Peisistratos über Napoleon zu Stalin. Nur die Methoden verfeinern und verschärfen sich mit dem Fortschritt der Technik.

Grundsätzlich ist jeder Volksgenosse politisch unzuverlässig im Sinne der unumschränkten Machthaber. Dieser Verdacht macht nicht etwa halt vor dem durch das Parteibuch Legitimierten, ja nicht einmal vor sehr hohen Funktionären und Ministern, da bei diesen eine politische Unzuverlässigkeit nur zu oft dem Anwärter auf ihren Posten erwünscht ist. Die Folge einer Gesinnung, nach der schlechthin jeder als verdächtig erscheint, ist ein bis ins letzte durchgebildetes Spitzelsystem, das zur Verlumpung des ganzen Volkes führt. Die Bespitzelung dringt bis in die letzten Poren des Volksorganismus, jedes private Leben ist aufgehoben. Gesinnungsschnüffelei und Gebärdenspäherei begleiten jeden Einzelnen. Der Freund wird gegen den Freund, das Kind gegen die Eltern gehetzt. Es macht hier wenig Unterschied, ob die verdächtigen Volksgenossen sich schon in Konzentrationslagern oder Gefängnissen befinden oder ob sie in der „Freiheit" sind. Denn auch der nicht hinter Gefängnismauern oder Stacheldraht Sitzende ist der ständigen Bespitzelung, Unterdrückung und Ausplünderung nach wechselnden Methoden je nach dem Bildungsgrad des Erpressers unterworfen. Die Eingekerkerten haben vor den in „Freiheit" Befindlichen die Gewißheit ihres Loses voraus, den anderen ist die Angst der ständige Begleiter. Im Lager ist alles einfacher, denn da fällt jeder ideologische Zierat fort wie jede Rücksicht auf das Ausland, und die Insassen bleiben wenigstens vor den Versuchen, sie umzuschulen und umzuschmieden, verschont. Hier ist nicht mehr die Rede von „Heroismus", „Begeisterung", „Mystik", „Volksseele" und wie die gängigen Schlagworte alle heißen.

Die Bespitzelung ist die notwendige Folge eines Systems der erbarmungslosen Unterdrückung. Denn über dem Ganzen steht ein Apparat in Form der G.P.U. von einer Stärke, wie ihn die Weltgeschichte noch nie gesehen hat. Er bringt das ganze Land in den Zustand des besetzten Gebietes. Die Etappe in ihrer fürchterlichsten Form ist Herrin der Bewohner. Irgendwelche Hemmungen sittlicher oder ethischer Art kennt dieser Apparat nicht. Wie er wertvolles Menschen-

leben in Massen vernichtet, so kümmert's ihn in keiner Weise, ob durch die Verhaftung oder die Ermordung von Familienvätern Frauen und Kinder zugrundegehen. Rücksicht auf irgendwelche seelische Vorgänge kennt er nicht. Im Anfang arbeitet der Terrorapparat wie ein Dampfhammer mit zermalmenden Schlägen, die in der ganzen Welt hörbar sind. Das schafft internationale Aufmerksamkeit und unsympathische Presseäußerungen. Deshalb wählt man das Mittel der hydraulischen Presse, die mit unhörbarer Stetigkeit das ganze Leben erfaßt, ohne daß dem Ausland, da diese Arbeit geheim bleibt, Gelegenheit zur Entrüstung gegeben würde. Die Methoden der Behandlung der von dem Apparat Erfaßten sind im Grunde primitiv und wären lächerlich, wenn nicht die ständige Todesdrohung dahinter stände. Was in den Verhören den Verdächtigten als Material vorgelegt wird, ist zumeist ein blöder Unsinn, verbrämt mit einer ekelhaften Pinkerton-Romantik und dem ganzen Aufgebot bösartiger, aber dummer Spione. Ursprünglich saßen vielleicht in dem Apparat auch Männer, die ein hoher idealistischer Glaube an die von der Partei laut und aufdringlich vertretenen Ziele beseelte; sie waren aber seelisch den befohlenen Mitteln nicht gewachsen. Infolgedessen haute man den Apparat zusammen aus Lumpenpack, und dadurch wurde er unüberwindlich. Denn für Lumpenpack gibt es keine Zweifel, keine Gedanken, kein Erbarmen und kein Mitleid. Sie sind die Un- und Untermenschen schlechthin. Die Auslese erfolgt nach den Merkmalen der moralischen und intellektuellen Stupidität, der Bewährung in Unterdrückung, Ausplünderung und Denunziation und der blinden Ergebenheit gegenüber der Macht, für die gemordet zu haben eine besondere Auszeichnung bedeutet. Sie verkörpern den Typ eines Menschen „mit dem Gehirn des Hammels, dem Gebiß des Wolfes und dem Moralgefühl der Protoplasmen". Dieser Menschentyp sucht die Lösung seiner abscheulichen Probleme in dem aufgeschlitzten Bauch seines Nächsten. Da sie aber in diesem Bauch keinerlei Lösung finden, so bleiben eben die Probleme ungelöst, aber die Bäuche schlitzt man weiter auf.

Der Apparat kann allein seine Aufgabe nicht lösen, schon weil er zahlenmäßig der Masse des Volkes gegenüber trotz der Bereitwilligkeit zur letzten Gewaltanwendung zu schwach wäre. Deshalb hat er sich Hilfstruppen geschaffen, für die ihm eine kompakte Masse von Gesinnungslumpen zur Verfügung steht. Bei der unbegrenzten Verfügungsmöglichkeit über die Gelder des Staates und weil ein Viertel des Gesamtvolkes Spitzeldienste leistet, ein anderes Viertel willenlos sich Gelder erpressen läßt, kann der Apparat auch ohne Gehirn funktionieren. Regiert in der G.P.U. die sinnvolle Grausamkeit, ein wohlüberlegtes, erbarmungsloses System, so ist das Kennzeichen für die unter und hinter ihr stehenden Helfer der sinnlose Eifer, der die Grausamkeit in die höchste Potenz steigert, sie aber zugleich zu einem unnützen Mittel macht, weil nicht einmal den Zwecken des Apparats damit gedient wird.

Jeder kleine Parteigenosse möchte natürlich aus der Masse emporsteigen. Das einzige Mittel ist, in einer der zahlreichen Gemeinschaftsorganisationen sich auszuzeichnen oder aufzufallen. Dazu sind weder eigene Gedanken noch Rednertalent erforderlich. Alles Gedankengut liegt ja in Form von festem Klischee vor. Man

braucht also nur diese Gedanken, möglichst laut und übersteigert, vorzutragen und die eigene „Unnachgiebigkeit" gegenüber den Partei- und Staatsfeinden hinauszuposaunen. Die Phrasen können ohne jeden Zusammenhang beliebig aneinandergereiht werden. Empfehlenswert ist auch das Mitmachen in dem Byzantismus von bisher ungekanntem Ausmaß und die Speichelleckerei, deren Widerwärtigkeit unüberbietbar ist. Man muß die Gewaltherren und ihre Taten noch lauter loben, als diese selbst es tun. Vermeidung von eigenen Gedanken ist ratsam, denn das hat immer irgendwie einen Anflug von etwas Unerlaubtem oder sogar Unzuverlässigem. Deshalb tut man gut, als Sprungbrett für die eigene Laufbahn den Angriff gegen einen anderen in Form der Verdächtigung zu wählen. Man will um jeden Preis heraus aus der Organisation, bei der die Feiertage nach einem Worte Saltykows sich von den Werktagen nur durch die verstärkten Marschübungen, bei denen Teilnahme Pflicht ist, unterscheiden. Das tut man am besten durch Zeigen, wie hartgesotten und unnachgiebig die eigene Seele ist gegenüber allem menschlichen Leid, menschlicher Not und vor allem jedem Menschenleben.

Mit solchem Gesindel läßt sich regieren und auch der blanke Wahnsinn in die Tat umsetzen. Hier findet man jede Unterstützung, wenn eine neue Gedankenblase aufsteigt, und hier wird willig zugunsten des gerade herrschenden Planes alles andere vernachlässigt. Steht das Brotgetreide im Vordergrunde, so muß eben das Vieh sterben. Geht's um den Export, so bringt man die eigene Industrie durch Verschleudern der ihr notwendigen Rohstoffe zum Erliegen. Und immer stehn die erforderlichen Phrasen zur Verfügung, die den neuesten Versuch, er mag so blödsinnig sein, wie er will, als die größte, die säkulare Lösung verherrlichen.

Das ganze Land ist ein großes Zuchthaus geworden, das von dem unerbittlichen Apparat beherrscht wird. Das ist der Seelenmord am laufenden Bande und die Entwürdigung und Schändung jeden Menschentums. Die Herrschenden haben nur einen Grundsatz: so lange wie möglich an der unumschränkten Macht zu bleiben. Jedes Mittel dazu ist recht. Hemmungen kennen sie nicht. Die Grundsätze der Partei sind längst zu Mitteln geworden, das Volk zu betrügen, auf dessen Sympathie, so lange der Terrorapparat funktioniert, im Grunde gespuckt wird, bei aller Umschmeichelung der Masse. Deshalb variiert man sie auch, und eine neue Aufputzung alter Phrasen läßt sie in herrlichem Glanz erstrahlen. Sei es nun, daß sie heißen: das Wohl der Masse des werktätigen Volkes, der Arbeiter von Stirn und Faust, oder die nationale Verteidigung. Hinter allem steht nur der brutale Machtwille. Eine gewisse Milderung findet dadurch statt, daß auch in der Partei jeder dem andern ein Wolf ist, und daß dadurch — aber nur gelegentlich — die Schlagkraft gegen die „Volksfeinde" gehemmt wird.

*

Auf der einen Seite steht also die Partei mit ihrem Terrorapparat und das Lumpengesindel, auf der anderen Seite — das Volk. Das Volk, das ja immerhin den einen Vorzug hat, zahlenmäßig sehr viel größer zu sein als die Partei, hat sich, da aktiver Widerstand nicht möglich ist, Methoden der Anpassung, d. h. der Tar-

nung und des Ausweichens, geschaffen und bewahrt hierin seinen Widerstandswillen. Die Scheidewand zwischen der Staatsgewalt und dem Volke ist mit einer solchen Schärfe aufgerichtet, wie sie gewöhnlich nur zu Zeiten einer feindlichen Besetzung sich findet. Die Insassen der Konzentrationslager sind in ein gigantisches Unternehmen zur Ausbeutung kostenloser Arbeitskräfte verwandelt, die andern sind das Objekt grausamer Verwaltungsmaßnahmen. Sie leben in Dumpfheit und Furcht, aber nicht ohne Hoffnung. Sie warten auf ihre Zeit, und eines steht fest: sobald ein Krieg beginnt, wird die andere Partei, das Volk, die Waffen gegen ihre Herrscher wenden, und wer von den Trägern des Apparats und seinen Mitläufern nicht die Möglichkeit der Flucht ins Ausland hat, der wird erschlagen wie ein toller Hund. Denn ein Paktieren ist nicht möglich. Ein abgründiger Haß und ein Meer von Blut und Tränen trennen beide Parteien auf ewig. Das Volk glaubt nichts mehr von dem, was ihm von der Partei gesagt wird. Deshalb sind die Apparatträger und das Gesindel die einzig wirklich Parteitreuen — sie haben keine Rückzugslinie. Die Gangster müssen zu ihrem Häuptling halten. An die Möglichkeit einer Evolution: daß die ungeeigneten Werkzeuge der großen Ideen vielleicht verschwinden und die Ideale dann in reinen Händen zur Wirklichkeit werden, das glauben nur eingewickelte Ausländer, über die das Volk die Achseln zuckt. Denn es weiß, daß die Idee der Partei gar nicht die innere Voraussetzung für eine Evolution in sich trägt. Es weiß, daß alles Betrug ist, bewußter Betrug, und daß die heiligsten Werte geschändet und entehrt sind und daß die Machthaber aus einer Zwangslage heraus handeln. Denn jede Revolution läuft eigengesetzlich ab, gegen den Willen ihrer Macher. Die haben Versprechungen und aber Versprechungen abgegeben. Diese aber lassen sich nachprüfen, denn sie sind in die Zeit gebunden. Der Ausbruch des Paradieses auf Erden ist terminmäßig festgelegt, auch wenn dieser Termin immer wieder prolongiert wird. Auch die glanzvollste Ausmalung des angeblich Erreichten, die stärkste Beschwörung der Zweifler frommt nicht mehr. Der Einbruch der Wirklichkeit in das Reich der Lüge ist nicht aufzuhalten. Das Volk wartet auf seine Stunde.

*

Das ist die Bilanz und die Summe der russischen Revolution, wie sie Iwan Solonewitsch in dem ersten Teile seines Werkes: „Die Verlorenen. Eine Chronik namenlosen Leidens" (Essen, Essener Verlagsanstalt) aus eigener Anschauung schildert. Solonewitsch ist ein Russe, der niemals zu den „weißen" Russen gehörte. Er stammt aus bäuerlichen Kreisen, gehört also weder zu den Aristokraten noch zu den „Burschuis". Er hat in der Sowjetunion gearbeitet, bis er verhaftet und von einem Konzentrationslager ins andere gebracht wurde. Endlich gelang ihm die Flucht.

Das ist ein Buch, das jeder lesen sollte ...

HEDWIG WEISS-SONNENBURG

Der Jesuitenstaat von Paraguay

Abseits vom Wege in Paraguay. Unter dem Gewirr wild emporgeschossener Bäume und Sträucher recken sich hohe, ausgezackte Steinmauern, halbeingestürzte Gewölbe empor. Durch leere Portale geht der Blick in die weite, liebliche Landschaft hinaus. Fensterbögen drohen in das Gewirr der Steinmauern herabzustürzen, scharfes Gras und hohes Dornengestrüpp schrecken den Eindringling ab. Schlangen und Skorpione haben sich diesen Ort als Zuflucht gewählt. Unter dem Bogen einer halb verschütteten Sakristei hängen wie schwarze Säcke schlafende Vampire. Aber die größten Feinde des seltenen Besuchers sind die Wespenschwärme, welche ihre Nester in allen Lücken und Rillen der zerbröckelnden Mauern gebaut haben und zu Tausenden die Ruinen bevölkern. Wie fremd muten die Reste der einst prächtigen Bauten hier in dieser Umgebung an, wo man nur auf allereinfachste Häuschen und Kirchlein in den verschlafenen kleinen Ortschaften stößt! Die Halbindianer, vor ihren elenden Chacaritas hockend, geben nur in scheuem Flüsterton Auskunft über die Trümmerstätten und nennen fast mit Ehrfurcht die heiligen Namen, die allein unverstümmelt bis in unsere Zeit Zeugnis ablegen von den Missionen der Brüder des Ordens Jesu, die hier im 17. und 18. Jahrhundert standen: Trinidad, Jesus, St. Ignacio.

Hier ragten vor kaum 200 Jahren mächtige Kirchen mit herrlichen Fassaden empor, deren Inneres an Pracht unübertroffen war, hier standen Steinhäuser wohlgeordnet, dehnten sich fruchtbare Felder aus, wuchsen alle Arten Obstbäume, deren Kultur die Bevölkerung heute längst vergessen hat. An dieser Stelle spielte sich ein Stück Geschichte ab, an dem niemand vorübergehen sollte. Was sich hier, inmitten öder Camps, mehr und mehr zerfallend, in Wildnis auflöst, waren einst die Bollwerke des mit Unrecht mehr geschmähten als gerühmten Jesuitenstaates, der einen großen Teil Paraguays gleich den Maschen eines festen Seidennetzes umspannte. Ein kleines Staatswesen für sich, das, weil anders als alles, was ihn in der damaligen Welt an primitiven und modernen Staatsformen umgab, vom ersten Tage seines Bestehens angefeindet wurde. Nie haben die Brüder des Ordens Jesu diesem Namen soviel Ehre gemacht wie bei der Gründung und Leitung dieses Staates, dem sie mit rückhaltlosem Einsatz dienten, ohne der schamlosen Verleumdungen und bitteren Anfeindungen ihrer Landsleute und Zeitgenossen zu achten. Sie lebten das wahre Leben der Apostel, sie waren selbstlos und arbeiteten nicht für äußeren Lohn. Bezeichnend für den Orden Jesu ist es, daß seine Anhänger allen Nationen angehören: deutsche, irische, französische Namen sind uns neben italienischen und spanischen aus der Zeit überliefert. Das Reich Gottes, das ewige Vaterland, stand ihnen über ihrer begrenzten Heimat.

Das erste Erscheinen der Jesuiten in Paraguay wird auf das Jahr 1586 zurückgeführt. Sie wurden vom Bischof in Tucuman ins Land gerufen, gingen



Ruinen der Kirche von Trinidad
Photo: Hedwig Weiß-Sonnenburg

schon im Jahr 1587 nach Asuncion im eigentlichen Paraguay und wurden von dort in die Provinz La Guayra gesandt. La Guayra stand zu der Zeit noch unter spanischem Einfluß, und die Spanier hatten dort eine kleine Anzahl Niederlassungen angelegt, in denen die Indianer zwangsweise angesiedelt wurden. In diesen „Encomiendas" sollten die Jesuiten die Seelsorge übernehmen.

Aber um ihre Idee einer christlich patriarchalischen Kommune zu verwirklichen, brauchten die Brüder des Orden Jesu absolute Selbständigkeit. So versuchten sie sich bald von der spanischen Kolonialverwaltung loszumachen, wobei sie großzügig durch das Kabinett in Madrid unterstützt wurden. Nach verschiedenen Reibungen mit der Verwaltung der Encomiendas schalteten sie diese mehr und mehr aus. Nicht nur dies gelang ihnen, sondern sie erhielten später sogar die Erlaubnis der spanischen Regierung, aus ihren „Reduktionen", wie sie die Missionen nannten, alle Spanier herauszudrängen. So wurde 1606 die erste Ordensprovinz in Paraguay gegründet. Der Einfluß der Jesuiten wuchs nun schnell, neben den von den Spaniern übernommenen und ausgebauten Niederlassungen, wurde am oberen Parana noch manche stattliche Reduktion gegründet.

Die Charaktereigenschaften der hier sitzenden Indianerstämme — sie waren sanft und harmlos — und die immer weiter sich ausdehnende Gefahr der rücksichtslos auf alle Indianer Sklavenjagd machenden Mamelucken, die von Brasiliens Küste heraufkamen, sowie auf der andern Seite die unmenschlich harte Fronarbeit,

welche sie bei den spanischen Kolonisten erwartete, begünstigte am Anfang die Missionsarbeit der Jesuiten in Paraguay außerordentlich. Die Jesuiten hatten hier ein Volk vor sich, welches rasend schnell einem kurzsichtigen Raubbau zum Opfer fiel, und sie beschlossen, mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht einzugreifen und das Schlimmste zu verhüten.

Die Guaranis strömten, Schutz und Heil suchend, zu Hunderten hinter die schützenden Mauern der Reduktionen. Nach zahlreichen hierin übereinstimmenden Beschreibungen aus der damaligen Zeit war der äußerliche Aufbau dieser schwer zugänglichen Reduktionen ungefähr folgender: Das Wahrzeichen eines jeden dieser Enklaven war das Gotteshaus. Ein mächtiger Bau aus Quadersteinen, im Inneren von ungewöhnlicher Pracht und mit reichen Ornamenten verziert, aufgerichtet, um Jahrhunderte zu überdauern. Daran schlossen sich die Räume der Väter, für sich abgetrennt, die sehr geräumigen Werkstätten, die Schulen, Krankenhäuser und Vorratsscheunen. Vor diesen Gebäuden breiteten sich die Gemüse- und Obstgärten aus, auf der anderen Seite von Indianerwohnungen begrenzt. Diese bestanden aus schmucklosen, aber gut gebauten, niedrigen Steinhäusern, die acht bis zehn Familienwohnräume aufwiesen. Rings um die Gebäude erstreckten sich die musterhaft bestellten Felder, die Weiden mit dem schönen Vieh und kräftigen Pferden. Letztere fanden bei den Überlandreisen Verwendung. Ging doch ein Netz von guten Straßen (von denen heute nichts mehr übrig ist) von Mission zu Mission, mit zahlreichen Unterkunftshütten und frischem Pferdematerial.

Die Reduktionen bildeten jede eine abgeschlossene christliche Kommune für sich, meist 2000 Seelen nur von zwei Vätern betreut. 1647 zählten sie zusammen 28000 Seelen. Sie wurden unter Leitung der Väter von allen gemeinsam bewirtschaftet. Die Ernten wurden in die Vorratshäuser gebracht und von den Vätern verwaltet. Je nach Anlagen und Kräften waren die verschiedenen Arbeiten verteilt. Die meisten Männer und Frauen arbeiteten natürlich auf den Feldern, aber auch die großen Werkstätten beanspruchten einen Teil der Leute. Hier wurde geschmiedet, geschneidert, vor allem aber die wirklich künstlerische Ausstattung der Kirchen hergestellt. Und es ist erstaunlich, wie die Guaranis, von Natur jeder Arbeit abhold, es unter der Leitung der Väter zu einer bewundernswürdigen Leistung im Schnitzen und Malen gebracht haben. Davon zeugen die wenigen Denkmäler jener Zeit. So z. B. der holzgeschnitzte, vergoldete Altar von Yaguaron mit den Engeln und Heiligen, deren Köpfe und feinen Hände die Merkmale der indianischen Rasse tragen.

Der Tageslauf in den Reduktionen war streng eingeteilt. Im Mittelpunkt stand immer der Gottesdienst, mit dem der Tag anfing und abschloß. Des Morgens riefen die Glocken zum Gebet, und unter feierlichem Chorgesang schritten die weißgekleideten Arbeiter zur Feldarbeit hinaus. Wieder riefen die Glocken zur Mahlzeit, zur Ruhepause, zur Abendandacht und an Feiertagen zu fröhlichem Volkstanz und Spiel. Eine ganz besondere Note aber brachten die kirchlichen Feiertage in die kleine Gemeinde, an denen fast jedes Gemeindemitglied, welches sich gut betragen hatte, eine kleine Rolle zugeteilt bekam, sei es bei der Ausschmückung zu



Madonna mit Kind aus der Kirche von Trinidad
Photo: F. A. Borden

helfen, in der Prozession mitzureiten oder im Chore zu singen. Die Musik spielte eine große Rolle und erhob die einfachen Gemüter der musikalischen Guaranis zu kindlicher Frömmigkeit.

Es gehörte zur Seltenheit, daß einer sich gegen die Gesetze der Reduktionen auflehnte. War doch die größte Strafe des sehr milden Systems das Ausgestoßenwerden aus der Gemeinschaft. Die Unglücklichen fielen dann hinter dem Gebiet der Reduktionen unfehlbar wieder den Paulisten in die Hände, wie die von Sao Paolo heraufkommenden Sklavenjäger auch benannt wurden. Daß für das leibliche Wohl der Indianer bei den Jesuiten aufs beste gesorgt war, darüber stimmen alle Angaben aus jener Zeit überein. Sie waren gut, wenn auch einfach gekleidet und reichlich genährt. Die Arbeit war stets ihren Kräften angemessen. Man sah darauf, daß die jungen Leute früh heirateten, und hielt Untaugliche davon ab. Besonders streng ging man gegen die ungeheuer verbreitete Unsitte der Abtreibung vor, welche ganze Sippen geradezu zum Aussterben brachte. Die Kinder wurden schon in frühen Jahren von der Kommune tagsüber übernommen und versorgt. Es gab Schulen, und die begabten Kinder wurden auch in den Kirchendienst und die lateinische Sprache eingeführt. Für die Jesuitenväter war es Bedingung, Guarani zu sprechen, ihnen ist es zu danken, daß diese Sprache noch heute in Paraguay lebendiger ist als die spanische, man findet in der Bibliothek in Asuncion noch heute von den Jesuiten ins Guarani übersetzte Schriften vor. Aber gerade den Umstand, daß den Indianern der Missionen nur selten spanisch gelehrt wurde, warf man den Vätern als unpatriotisch vor.

Es steht wohl einzig in der Welt da, daß ein Staat ohne Geld und Geldwert ausgekommen ist. In den christlichen Kommunen war beides unbekannt. Wohl nahmen die Väter durch den Verkauf des Überflusses der Ernten flußabwärts an der Küste bares Geld ein, dieses wurde aber gleich dort für die Allgemeinheit verwandt und diente ausschließlich der Ausschmückung ihrer Kirchen. Zeugt dies nicht allein davon, wie fern es den Jesuiten lag, aus den Missionen persönlichen

Vorteil zu schlagen? Sie zogen stets Glück und Zufriedenheit bei einfacher Lebensweise der satten Wohlhabenheit und dem Reichtum vor, und statt mit Gewalt und Macht regierten sie durch Nächstenliebe und Selbstlosigkeit. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß je 2000 Menschen, Vertreter eines wilden und arbeitsscheuen Volkes, von nur zwei Vätern geleitet werden konnten?

Nie wieder sind Eingeborene eines Landes von den Eroberern so verständnisvoll behandelt worden. Die Jesuiten nahmen sich dieser Indianer an, wie der ältere Bruder sich des jüngeren annehmen soll. Sie waren dabei klug genug, sie mit allen Mitteln von dem verderblichen Kontakt mit den spanischen Kolonisten abzuhalten, und sie waren stark genug, ihren Schützlingen etwas Besseres zu geben als die Gier nach Reichtum und Gold. Mit bestem Glauben suchten sie das, was sie als wertvoll in der damaligen europäischen Kultur erkannten, ihren großen Kindern zugute kommen zu lassen und hier auf Erden schon ein Zipfelchen des Himmelreiches für sie zu erobern. Die Guaranis verehrten ihrerseits die Väter fast wie Heilige und hielten ihnen von Geschlecht zu Geschlecht, 200 Jahre lang, die Treue, fielen auch in den schwersten Stunden nicht von ihnen ab.

Schon nach kaum 20jährigem Bestehen der Mission erstreckten die Paulisten (Nachkommen von Negern, die man aus Afrika nach Brasilien eingeführt hatte, vermischt mit Portugiesen und Indianern) ihre berüchtigten Razzias bis in das friedliche Gebiet des Jesuitenstaates, um sich des kostbaren, dort gehegten Menschen-



Heiligen-Figuren aus der Kirche von Trinidad
Photo: F. A. Borden

materials zu bemächtigen. Ihren immer wiederholten Raubzügen, die in der schonungslosesten Weise ausgeführt wurden, fielen allmählich alle, sogar die östlich des Parana liegenden Missionen zum Opfer (1620–1640). Wer sich zur Wehr setzte, wurde niedergemacht, selbst vor den frommen Vätern scheuten die Sklavenräuber nicht zurück. Alles, was laufen konnte, wurde zusammengekettet, an Brasiliens Küste heruntergetrieben und als Sklaven auf die Kaffeeplantagen verkauft. Aber selbst auf diesem Leidenswege ließen die wenigen überlebenden Väter ihre Schäflein nicht im Stich. Barfuß, verspottet und verhöhnt von den Paulisten, schleppten sie sich wochenlang neben dem traurigen Zuge her, durch Dornenbusch, dichten Urwald und durch fieberschwangere Sumpfgegenden in der Glut einer vernichtenden Tropensonne. Selber oft am Rande ihrer Kräfte, suchten sie ihren Schützlingen bis zuletzt Trost und Stärkung zu bringen, verabfolgten sie den Sterbenden die letzte Ölung am Wege. Nach wochenlanger Wanderung in Sao Paolo angelangt, versuchten sie bei den Behörden einen Weg zu finden, das Los der Unglücklichen zu erleichtern. Umsonst. So scheuten sie nicht den weiten Weg übers Meer bis nach Spanien, um selbst beim König für sich und ihre Schützlinge die Erlaubnis einzuholen, bei wieder drohenden Angriffen der Mamelucken, Waffen tragen und führen zu dürfen. Sie wurde gewährt, und doppelt groß war daher später die Erbitterung in Brasilien gegen den Orden Jesu.

Auf ihre teilweise zerstörten Missionen in Paraguay zurückgekehrt, hörten die Jesuiten, daß neue Angriffe der Mamelucken bevorstanden, denen sie nicht gewachsen waren. Sie kamen daher zu dem schwerwiegenden Entschluß, alle Missionen am oberen Parana aufzugeben und ihre Schützlinge an die am mittleren Lauf gelegenen Stationen herunterzubringen.

Nun begann ein mühseliger Marsch dieser vielen Tausenden durch die Urwälder. Singend war der Zug aufgebrochen, die Heiligenbilder vorantragend, aber Unbill aller Art, reißende Flüsse, Durst, Hunger, Angriffe feindlicher Indianerstämme, überfielen ihn. Tausende starben oder verliefen sich in den Wäldern, um noch später jahrelang von den Jesuitenvätern gesucht zu werden. Auf einer Flotte von Kanus wurden 11000 Flüchtlinge den oberen Parana heruntergeschickt. Bei den großen Wasserfällen von Maracaya mußten die Kanus mühselig durch den Urwald geschleppt werden. Endlich glaubten sich die Väter, am unteren Parana angelangt, in Sicherheit und fanden Zuflucht in einigen dort verschont gebliebenen Reduktionen. Bald darauf bauten sie unverdrossenen Mutes neue Reduktionen in der Nähe auf, von denen Candelaria, Corpus, St. Anna zu den prächtigsten gehörten.

Wieder in Sicherheit, ging man jetzt energisch an die Bewaffnung und militärische Ausbildung der indianischen Christen, und nun (1648) entstand endlich das, was man den bewaffneten Jesuitenstaat genannt hat. Er verfügte bald über eine Truppe von 3000 Mann, die teils sogar mit Gewehren ausgerüstet und so gut durchgebildet war, daß selbst der „gobernador und capitan general" von Paraguay sich diese Truppe auslieh, um damit gegen aufsässige Eingeborenenstämme zu marschieren. So groß war damals Ansehn und Macht des Jesuiten-



Inneres der Kirche der Jesuiten in Jesus
Photo: F. A. Borden

staates im Lande! Die Reduktionen wurden gleichzeitig befestigt, und nie wieder gelang es den Paulisten, ihre schändlichen Menschenjagden bis hierhin auszudehnen. Die nun folgenden Jahre, 1650–1750, waren die der größten Blütezeit des Jesuitenstaates, eine Zeit der friedlichen, erfolgreichen Arbeit.

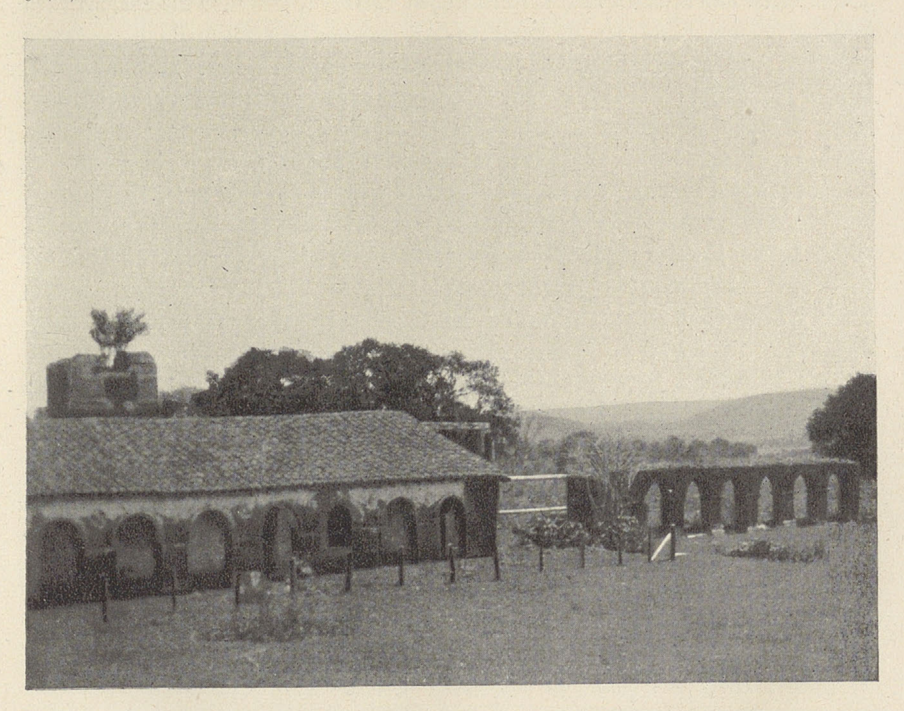
Bis im Jahr 1750 die Politik Spaniens und Portugals die friedlichen Kreise der Väter störte. Die Grenze zwischen der poutgiesischen und spanischen Kolonie, welche bisher von den Portugiesen recht willkürlich mehr und mehr ausgedehnt worden war, sollte endlich festgelegt werden. Die Spanier, denen das fruchtbare Land nicht viel wert schien, da es über keine Gold- und Silberminen verfügte, gaben den Portugiesen ein Gebiet ab, das der heutigen Provinz Rio Grande del Sul entspricht. Aber gerade hier lag der Staat der Jesuiten, der sich mittlerweile auch noch bis an das östliche Ufer des Uruguay ausgebreitet hatte.

Die Väter sollten unter Mitnahme ihrer Schützlinge das Land verlassen. Da stellte es sich heraus, daß diese keineswegs daran dachten, das Feld ihrer langjährigen, glücklichen Tätigkeit aufzugeben und sich einer Politik zu fügen, die nicht nur von ihnen, sondern auch von politisch gebildeten Spaniern als sinnlos erkannt wurde.

Als man den Indianern den Beschluß der Regierung bekanntgab, erhoben sie sich wie ein Mann, um das Land, dem ihre Herzen gehörten und in dem sie geboren waren, gegen die Eindringlinge, die von je verhaßten Portugiesen, zu verteidigen.

Die Väter scheuten sich nicht, selbst das Schwert für ihre gute Sache zu schwingen und stellten sich den eindringenden Truppen entgegen. Und sie hielten alle, was sie gelobt, wichen nicht von den Plätzen, die einst Stätten des Friedens und der Arbeit für viele Tausende gewesen waren. Als nach jahrelangem Kampf die schönsten Reduktionen in Trümmern lagen und viele Tausende der Kämpfer gefallen waren, die Verteidiger sich aber nicht ergaben, sah man ein, daß es schwerer war als man gedacht, über diese Ordensprovinz zu verfügen. Das spanische Militär, welches bei der „Grenzregulierung" geholfen hatte, ließ vom Kampf ab, worauf sich die Portugiesen bei der spanischen Regierung beschwerten. Die Eroberung wurde eingestellt, man ließ die Grenzregulierung fürs erste auf sich beruhen (1661).

Aber nicht mehr lange durften die Jesuiten sich der wiedererkämpften Freiheit freuen. Ihre Stunde hatte geschlagen. Die Macht des Orden Jesu war in der ganzen Welt erschüttert, Portugal war das erste Reich, welches die Jesuiten des Landes verwies. Dies war in erster Linie der antiklerikalen Einstellung des Ministers des Königs, Marquis de Pombal, zu danken, der auch sofort auf den Ausweis der Missionen aus den Kolonien drang. Er selbst hatte bei der Grenzregulierung zwischen Paraguay und Brasilien mitgewirkt und, wütend über den Widerstand des Jesuitenstaates, tat er jetzt alles, um dessen Auflösung herbeizuführen.



Einstige Wohnungen der Indianer in den Reduktionen

Photo: Hedwig Weiß-Sonnenburg

Nun wurde in der Welt verbreitet, welche Sünden sich angeblich die Jesuiten in Paraguay und Brasilien schuldig gemacht hätten. Ihr Streben nach weltlicher Macht (imperium in imperio), ihr heimlicher Besitz von Goldminen und anderen Schätzen, Sklavenhaltung und grausame Ausnützung der armen Indianer, ebenso ihr Bemühen, diese in gänzlicher Unwissenheit zu lassen. Man war sich ja damals bewußt, daß man einem aufgeklärten Zeitalter angehörte. Alle diese Anschuldigungen behaupteten gerade die Dinge, gegen welche die Jesuiten stets mit aller Macht gekämpft hatten.

Nie war es den frommen Vätern vergönnt, selbst vor dem Richterstuhl ihr Werk zu verteidigen, nie durften sie den Verleumdungen entgegentreten, die gegen den Orden Jesu vorgebracht wurden. Und diese verstummten nie, da die Welt eben nicht begreifen konnte, daß weiße Männer so lange inmitten der Indianer gelebt hatten, in der größten Abgeschlossenheit, dem Unbill der tropischen Witterung und der tropischen Krankheiten Jahr für Jahr ausgesetzt, und dies alles ohne die geringsten Aussichten auf irdische Reichtümer.

Man ließ, als die Jesuiten sich einschifften, Listen anfertigen von der persönlichen Habe jedes Einzelnen und sah, daß sie nichts besaßen außer ein oder zwei Kutten aus grobem, verbrauchtem Stoff, etwas Schnupftabak und ein paar Sandalen. Und vergeblich durchwühlte man noch lange Jahre hindurch die Steinfliesen ihrer Wohnungen und Kirchen nach vermeintlichen Schätzen. Als man die Reduktionen auflösen wollte, hatte der Gouverneur auf hartnäckigen Widerstand zu stoßen gefürchtet und große militärische Vorbereitungen treffen lassen. Aber bis zuletzt blieben die Brüder des Orden Jesu ihrem spanischen Herrn treu ergebene Untertanen. Stumm übergaben sie den Bewaffneten die Schlüssel zu ihren Gebäuden und segneten zum letzten Male ihre weinenden Schützlinge, ehe sie in Ketten abgeführt wurden. Die christlichen Indianer aber konnten sich nicht unter die Führung anderer, weniger selbstloser Herren stellen. Sie liefen aus den Reduktionen davon, wichen in den Urwald zurück und nahmen allmählich wieder ihr wildes, primitives Leben auf. Nach kaum 20 Jahren waren die Stätten, die von frohem, glücklichem Leben widergehallt hatten, verlassen, die fruchtbaren Felder verödet, das Vieh verwildert. Nie wieder hat Paraguay auch nur im entferntesten die Blüte erreicht, die es während des Jesuitenstaates besessen. Ein kurzer Satz aus dem Brief des Kaziken der Guaranis an den Gouverneur erhellt das Denken dieser einfachen Menschen mehr als viele Erklärungen. Er bat in diesem Schreiben, man möchte doch die Jesuiten, ihre Väter, zurückkommen lassen und schloß: „Wir möchten deutlich aussprechen, daß die spanische Art uns gar nicht gefällt, bei der jeder nur für sich selbst sorgt, anstatt daß einer dem anderen beisteht in Arbeit und Mühe!"

OTTO STORCH

Zum gegenwärtigen Stande der Deszendenztheorie

Fast drei Menschenalter sind es her, daß als Wirkung des berühmten Werkes Darwins, der „Entstehung der Arten" (1859), der Entwicklungsgedanke seinen Siegeslauf begonnen und sehr bald nicht nur auf dem Boden, dem er entsprossen ist, auf biologischem Gebiete, sondern von hier ausstrahlend, auf dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften und darüber hinaus auch in den Geisteswissenschaften festen Fuß gefaßt hat. Uns allen wird, wann und wo und wie immer wir wissenschaftliche Kenntnisse aufnehmen, als eine Selbstverständlichkeit neben der pragmatischen Darstellung des betreffenden Wissensstoffes heute auch überall, wenn vielleicht auch nur anhangweise, das Gebotene unter dem Gesichtspunkte des Entwicklungsgedankens beigebracht. Da dieser dergestalt gegenwärtig als ein allbeherrschendes Prinzip angesehen werden muß, verlohnt es sich wohl der Mühe, einmal darnach zu fragen, welche Entwicklung die Entwicklungsidee in ihrem eigentlichen Heimatbereiche, in der Biologie, wo sie unter der speziellen Bezeichnung „Abstammungslehre" oder „Deszendenztheorie" ihre Sondernatur zu erkennen gibt, im Laufe dieser drei Menschenalter genommen hat. Denn nichts, und schon gar nicht in der heute mit so schnellem Schritte sich wandelnden Wissenschaft ist so fest gefügt, daß es nicht nach Ablauf einer so beträchtlichen Spanne Zeit Veränderungen der Züge an sich erkennen lassen würde.

Die zentrale Aussage der Deszendenztheorie ist, wie bekannt, folgende: daß die heute bestehenden, die Erde bevölkernden Pflanzen und Tiere nicht von jeher in der gegenwärtig gegebenen Form vorhanden waren, daß die Arten nicht konstant, sondern einer allmählichen Veränderung unterworfen sind. Die Organismen früherer Erdperioden hatten, wie es uns die in der Erdkruste eingelagerten Fossilreste lehren, ein anderes Gepräge, und je weiter wir in der Erdgeschichte zurückgehen, um so unähnlicher sind die Lebewesen den gegenwärtig lebenden. Dabei ist, wenn wir einerseits den heutigen Inhalt der Flora und Fauna überblicken, andererseits auch eine Überschau über die nach den Fossilresten mit ziemlicher Sicherheit rekonstruierbaren ausgestorbenen Pflanzen- und Tierformen halten, folgende Gesetzmäßigkeit festzustellen: die Unterschiede zwischen den Organismen sind nicht regellos, sondern g e o r d n e t, so daß immer wieder einer mehr oder weniger großen Summe von Verschiedenheiten bei einem genaueren Vergleiche eine mehr oder weniger große Summe von Ähnlichkeitsmerkmalen gegenübersteht. Diese graduellen Ähnlichkeitsverhältnisse, diese „abgestufte Mannigfaltigkeit" der Organismen, die alle Lebewesen umfaßt, die rezenten und die ausgestorbenen, sind die Unterlage dafür, daß sich eine geordnete Reihung der Organismen, ein „System" von ihnen, schaffen läßt, eine Zusammenfassung von Pflanzen und Tiergruppen zu kleineren und größeren und endlich ganz umfassenden Kategorien,

die durch Gemeinsamkeit von Merkmalen ausgezeichnet sind. Diese Ordnung in den Ähnlichkeitsverhältnissen ist eine überaus auffällige Angelegenheit, die laut und aufdringlich nach einer Erklärung ruft. Und diese Erklärung hat Darwin damit geboten, daß er dem bis dahin geltenden Dogma vom unveränderlichen, konstanten Baugepräge der Pfanzen und Tiere, die wir als eine Art, eine Spezies, zusammenfassen, entgegentrat und den in seiner Fülle und Einprägsamkeit überwältigenden Nachweis erbrachte, daß wir überall um uns eine Veränderlichkeit, eine Variabilität der Organismen feststellen können. Sie ist bei Wildformen vorhanden, sie ist aber insbesondere bei Haustieren und Kulturpflanzen von eindringlicher Auffälligkeit, weil hier vom Menschen diese Veränderlichkeit benützt und gefördert wird. Diese begründete und heute überreich belegte Auffassung wurde dahin erweitert, daß nicht nur Arten in Rassen zerfallen und so sich weiterentwickeln, sondern daß auch neue Arten aus ursprünglichen durch allmähliche Veränderungsschritte entstehen können und daß in weiterer Wirkung und Summierung dieser Veränderungsmöglichkeiten auf diese Weise auch Typen höherer systematischer Kategorien, wie Gattungen, Familien, Ordnungen usw. hervorgehen.

Das war eine Erklärung der abgestuften Mannigfaltigkeit der Organismen, und sie ist bisher die einzig mögliche Erklärung geblieben. Die Höhe des Ähnlichkeitsgrades zweier Organismen ist der Ausdruck ihres stammesgeschichtlichen Verwandtschaftsgrades. Beide leiten sich her von einem gemeinsamen Ahnen, von dem her sich zwei Linien in divergenter Richtung entwickelt haben. Das ganze, schon in den heute lebenden Formen unübersehbare Reich der Organismen, dem sich die ausgestorbenen, nur in ganz wenigen Beispielen uns bekannt gewordenen Formen mit einer millionenfach gesteigerten Typenfülle hinzufügen, ist durch Bande der Blutsverwandtschaft miteinander verknüpft, jeder heute lebende Organismus ist etwas historisch Gewordenes und läuft in mehr oder weniger ferner Vergangenheit in seiner Ahnenlinie mit immer mehr Ahnenlinien von heute lebenden und auch heute ausgestorbenen Organismenformen zusammen. Die Welt der Lebewesen stellt eine großartige, in der Zeit allmählich immer breiter und breiter entfaltete, in mächtigen Zeiträumen dunkler Vergangenheit sich immer mehr aussondernde und vermannigfaltende Einheit dar.

Dies ist in kurzer Skizze der Inhalt dessen, was die Abstammungslehre ausspricht, das grandiose Bild dessen, was durch Darwins Werk dem Menschengeiste als Aussage über die eine wichtige Seite des inneren Wesens der organischen Welt in faszinierender Einfachheit und doch Unergründlichkeit entrollt worden ist.

Aber diese Lehre, diese „Theorie" der Entwicklung war eine Hypothese und ist bisher eine solche verblieben. Freilich eine Hypothese, für die ein so ungeheures, unübersehbares, glänzendes, schlagendes Beweismaterial ins Treffen geführt werden kann, daß viele versucht sind, den Charakter dieser Anschauung doch lieber ins Niveau einer gesicherten Lehre heben zu wollen. Ein Großteil der Arbeit, die seit Darwins Werk auf biologischem Gebiete geleistet worden ist – und diese ist wahrhaftig gewaltig – erbringt Belege dafür, zum Teil in Beantwortung direkter deszendenztheoretischer Fragestellungen, zum Teil als unbeabsichtigte und von selber sich einstellende Ergebnisse bei Behandlung ganz anders gerichteter Probleme.

Die Biologie ist — das muß man schon sagen — so durchtränkt und durchdrungen von deszendenztheoretischer Anschauung, daß fast in jedem Terminus, wovon sie in reichlicher Menge besitzt, irgendwie offen oder mehr verborgen der entwicklungsgeschichtliche Gedanke eine Rolle spielt. Ein Freimachen des biologischen Wissensgutes von der stammesgeschichtlichen Auffassung etwa in der Weise, daß ohne ihre Berücksichtigung der Hauptstoff der Biologie dargelegt und nur in einem Sonderkapitel die Möglichkeit deszendenztheoretischer Anschauungen auseinandergesetzt würde, ist ein Ding der Unmöglichkeit, so durchsetzt und durchwoben und zu einem mächtigen, imponierenden Bau verkittet ist der Wissensschatz der Biologie gerade durch das allgegenwärtige Geltendwerden, Mitspielen, eine Rolle Spielen der Deszendenztheorie.

Und doch ist die Deszendenztheorie nur eine Hypothese! Sie ist dies, weil alle, in unendlicher Fülle sie stützenden Beweise nur den Charakter von Indizienbeweisen besitzen! Exakte Beweise für ihre Richtigkeit zu erbringen, ist bisher, trotz tausendfacher Bemühung, nicht gelungen. Noch nie ist im Experiment eine neue Art aus einer vorhandenen abgezweigt worden, wenngleich das Auftreten neuer Rassen, die man ja als den ersten Beginn neuer Arten auffaßt, oft und oft festgestellt werden konnte und man heute auch schon die Möglichkeit in der Hand hat, experimentell das Auftreten neuer Einzelmerkmale fördernd zu beeinflussen.

Aber nicht nur das! Vor allem ist man auch über das Wie, über die Verursachung der Umwandlungsschritte, die zur mächtigen, in die Breite und Höhe gewachsenen, Millionen Typen enthaltenden Entfaltung des Organismenreiches geführt haben, noch sehr im Unklaren geblieben. Zwei Erklärungsversuche gibt es dafür, die mit den Stichworten „Selektionstheorie" oder „Darwinismus" im engeren Sinne einerseits, andererseits „Lamarckismus" gekennzeichnet werden. Und mit Besprechung dieser Lehren kommen wir in das am heißesten umstrittene und in das heikelste Gebiet des großen Fragenkomplexes der Deszendenztheorie. Jeder dieser Erklärungsversuche enthält eine Anzahl von Varianten und Abarten, es ist natürlich, in diesem eng gespannten Rahmen, nur möglich, das Wesentliche herauszustellen. Aber bevor das geschieht, sei vor allem auf das Prinzipielle eines jeden solchen Erklärungsversuches eingegangen und aufgezeigt, welche fast unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten eine stichhaltige und beweiskräftige Erklärung zu bewältigen hat.

Genau kennen wir nur das ungeheuer konservative, bewahrende Vermögen alles Lebendigen, seine Erbkraft, seine Fähigkeit, aus Gleichem wieder Gleiches hervorgehen zu lassen. Während zu Lebzeiten Darwins darüber noch keine exakten Kenntnisse vorhanden waren, ist um die Jahrhundertwende durch Wiederentdeckung der Mendelschen Gesetze und durch den weiteren und überaus erfolgreichen Ausbau der experimentellen Vererbungslehre in dieser Hinsicht tiefstes und sicherstes Wissen erreicht worden. Und wenn wir im Gegenwärtigen des Lebendigen und damit in dem experimentell leicht Faßbaren verbleiben, zeigt sich, daß diese konservative, bewahrende Kraft des Lebens das vor allem imponierende, ausschlaggebende Element darstellt. Wenn wir dagegen unseren Blick über die lange

und ereignisreiche Geschichte der Organismen schweifen lassen, wie sie sich aus den in der Erdkruste bewahrten fossilen Lebensdokumenten ablesen läßt, oder wenn wir im Überblick des Gesamtorganismenreiches in seiner gegenwärtigen Gestalt unserem Auge gegenüber das überall waltende Element der abgestuften Mannigfaltigkeit der äußeren Körperformen, der Bautypen, der Organdifferenzierungen, der Zellelemente, der gröberen und intimeren Strukturen und weiter auch der Funktionsdifferenzierungen und der physiologischen Verhältnisse unterstreichen, oder wenn wir ein Verstehen der oft komplizierten und auf andere Weise unerklärbaren gestaltlichen Vorgänge anstreben wollen, die sich in der Entwicklung der Einzellebewesen abspielen, und in vielen anderen Eigentümlichkeiten des Lebens mehr, die hier nicht alle genannt werden können, zeigt es sich, daß wir vor einer Mauer stünden, wenn wir uns die wie mit einem Zauberschlage alles lösende Erklärung versagten, die die Deszendenztheorie bietet. Aber wenn wir diese rettende und in ihrer Enträtselungskraft beseligende Lösung annehmen, dann heißt das nichts anderes, als daß wir dem Leben eine ungeheure K r a f t d e r W a n d e l b a r k e i t zusprechen müssen. Und diesen gewaltigen Antagonismus des Lebens, wie er sich in der starren, bewahrenden E r b k r a f t einerseits, der rastlos vorwärts drängenden, Neues schaffenden W a n d e l k r a f t andererseits gegenübersteht, in einem klaren und einsichtigen Prinzipe vereinen zu können, das ist die überaus schwierige, heute noch nicht gelöste Aufgabe, die einer Erklärung der Abstammungslehre obliegt.

Den einen Erklärungsversuch hat uns, wie gesagt, Darwin in seiner „Selektionstheorie" geboten. Sie imponiert durch ihre Einfachheit und durch die Fülle und den Umfang dessen, was sie an zusätzlichen Sondereigentümlichkeiten des Lebens in anscheinend treffender Weise und mit rationalistischen Mitteln einer Erklärung zuzuführen vermag. Es ist nicht verwunderlich, daß die Abstammungslehre, die doch der Menschheit in weltanschaulicher Hinsicht dazumal einen gewaltigen Stoß versetzt hat, gerade durch ihre Begründung mit Hilfe des Selektionsprinzips ihre fast momentane Durchschlagskraft erhalten hat.

Die Grundannahme, auf der die Selektionstheorie fußt, ist die Veränderlichkeit der Art. Die neu auftretenden Eigenschaften müssen natürlich erbliche Merkmale sein, die nach ihrem plötzlichen Auftreten konstant bleiben und durch den Erbmechanismus an die Nachkommen weitergegeben werden. Wir kennen heute dafür zahllose Beispiele, und sie zeigen in ihrer Tatsächlichkeit den fundamentalen Antagonismus des Lebens, auf den wir schon hingewiesen haben, in aufs engste konzentrierter Form auf: eine Eigenschaft, die durch Generationen hindurch in gleicher Form sich erhalten hatte oder – moderner ausgedrückt – ein Erbmerkmal mit fixierter Reaktionsnorm schlägt plötzlich, wie durch einen Schöpfungsakt, um in eine neue Eigenschaft – ein neues Erbmerkmal mit veränderter Reaktionsnorm – das aber nach dieser chockartigen, einmaligen Änderung sofort dem Erbmechanismus eingegliedert erscheint und nun wieder unverändert durch Generationen hindurch weitergegeben wird. Diese erblichen Veränderungen werden Mutationen genannt, und sie sind richtungslos, haben keine direkte Bezogenheit auf das Funktionieren des Organismus in seinem Lebenshaushalte, auch nicht auf sein ja

immer enges Verhältnis zur Umwelt. Sie können demnach indifferent, nützlich oder schädlich sein.

Nun ist es eine im ganzen Organismenreiche sich bekundende Tatsache, daß jede Art in tausenden Details an ihre Lebensverhältnisse angepaßt, für ihre Lebensnotwendigkeiten und -bedürfnisse zweckmäßig gebaut und eingerichtet ist. Überdies lehrt uns die Geschichte des Lebens unserer Erde, daß die Entwicklung der Pflanzen und Tiere im Sinne eines sich immer steigernden Fortschrittes, einer Höherentwicklung, eines Komplizierter- und Spezialisierterwerdens sich vollzogen hat. Diese Feststellung trifft zu nicht nur für die Entwicklungswege, die die Organismen als Ganzes, als Bautypen, eingeschlagen haben, indem z. B. die Tiere, vom einzelligen Stadium ausgehend, sich zu vielzelligen Organismen mannigfaltigster Gestalt, endlich in bestimmten Linien zum Wirbeltier und innerhalb dieses Typus zu Fischen, Amphibien, Reptilien, Vögeln und Säugetieren sich vermannigfaltigt und verkompliziert haben. Sondern das trifft auch — was ja selbstverständlich damit gegeben ist — zu für die Einzelteile ihres Aufbaues, für ihre Organe u. dgl. Man denke nur, daß aus einer einfachen Lichtempfindlichkeit, die wir bei niederen Wesen feststellen können, höher oben in der Hierarchie der Tiere spezifische Lichtsinnesorgane in Form von Augen entstanden sind. Und diese wiederum sind Organe mit verschiedenem Bau und mit verschiedener Leistungshöhe, solche, die nur Hell und Dunkel und die Lichtrichtung wahrzunehmen vermögen, andere, die zum Bewegungssehen geeignet sind, endlich bildperzipierende Augen mit ihrer enormen Verfeinerung und Kompliziertheit, die ein derartig hohes Sehvermögen erst gewährleisten.

Die Selektionstheorie sagt über das Zustandekommen neuer Erbmerkmale nichts aus, sondern sieht ihr Vorkommen einfach als gegeben an und hat damit für dieses Fundament der Lehre keine Erklärung zur Verfügung. Auf diesem Fundament nun baut sie ihr Gebäude auf, und dies Positive, das sie bietet, ist in gewissem Sinne etwas Negatives. Wie bei der Heranzüchtung von Kulturrassen der Züchter unter den richtungslos auftretenden Mutationen die Wahl, die Auslese trifft und nur ihm geeignet erscheinende, von ihm aus irgendeinem Grunde positiv bewertete, neuentstandene Eigenschaften zur Fortzucht verwendet und durch summiertes Zusammenführen solcher Merkmale die staunenswerten Ergebnisse erzielt, auf die der Mensch mit Stolz hinweisen kann, so soll durch einen allgemein gegebenen Naturfaktor, den Kampf ums Dasein, ein Ausmerzen aller schädlichen und vielfach auch der indifferenten, durch Zufall entstandenen Merkmale erfolgen. Die zufälligen Besitzer günstiger Mutationen dagegen sollen in ihrer Fortpflanzung gefördert werden, und durch eine allmählich summierte Förderung günstiger Eigenschaften soll die ständige Weiter- und Höherentwicklung der Organismen seit je vor sich gegangen sein und weiter statthaben.

Das Faszinierende an der Selektionstheorie ist der Umstand, daß sie durch das Prinzip der Selektion, der natürlichen Zuchtwahl auf diese Weise nicht nur eine einfache Veränderung und Weiterentwicklung der Organismen zu erklären vermag, sondern gleichzeitig das dabei auffälligste Phänomen, das des ständigen Angepaßtseins, der überall sich bekundenden Zweckmäßigkeit in Bau, Funktion und

Gehaben. Bei den ständig sich steigernden Fortschritten, die das Pflanzen- und Tierreich im Laufe der Erdgeschichte durchgemacht haben, spielen so nur zwei rationalistische Elemente eine wesentliche Rolle, erstens der Zufall, der unter anderem auch günstige Merkmale entstehen läßt, und zweitens der Kampf ums Dasein und die durch ihn bedingte natürliche Auslese des Günstigeren, Angepaßteren, zum Leben Geeigneteren. Kein irgendwie geheimnisvolles, kein nur biologisches Prinzip spielt dabei herein. Nur die harten Tatsachen einerseits des blinden Zufalls, andererseits des grausamen Kampfes ums Dasein, der Austilgung des Ungeeigneteren, Unbrauchbareren reden hierbei ein Wort. Und dabei ist überdies zu berücksichtigen, daß die Mutationssprünge, wie wir sie kennen und wie wir sie, als die Entwicklung antreibend, annehmen müssen, fast durchaus von außerordentlicher Geringfügigkeit des Unterschiedes sind. Es bleibt bei näherer Überlegung rätselhaft, wie sie sich im Kampfe ums Dasein so gewaltig zur Geltung bringen können, daß sie regelmäßig und durchgreifend zum Siege kommen und das Bild der Organismenwelt dauernd in der Entwicklung zu beeinflussen vermögen. Und daß es gerade derartige „Kleinmutationen" sein sollen, auf denen die Evolution der Lebewesen beruht, das wird gerade heute von Seite der experimentellen Vererbungslehre, die sich reichliche Kenntnis vom Vorkommen solcher angesammelt hat, mit großem Nachdrucke betont.

Es ist klar, daß diese mit abgründig tendenzlosen Mitteln hantierende Lehre, die dabei trotz alledem die Erklärung des wunderbarsten Phänomens des Lebens, seines Hinaufwanderns zu immer reichhaltigerer Gestaltung, zu Schönheit und Leistungshöhe, erreicht, auch auf anderen Gebieten des menschlichen Wissens, der menschlichen Anschauungen und der menschlichen Einstellungen ihre Wirkung ausüben mußte, daß sie in extremer Ausspinnung in ein rein mechanistisches, materialistisches Gedankensystem ausmünden konnte und tatsächlich auch manchmal ausgelaufen ist. Aber man muß sich vor Augen halten, daß nur der Oberbau, der allein durch die Selektionstheorie gegeben ist, zu solcher Einstellung verführen kann, und daß das Fundament, auf dem dieser Oberbau ruht, die Wandelkraft des Lebens, die Mutationsfähigkeit der Organismen, ein biologisches Vermögen darstellt, für das wir heute noch kein irgendwie berechtigtes Verstehen aufbringen können, das ein tiefes, dem Leben immanentes Rätsel darstellt.

Dazu kommt noch zweierlei: erstens kann man aus der Geschichte des Lebens auf Erden konstatieren, daß die Entwicklung der Organismen vielfach in ausgesprochener Weise gerichtet vor sich geht. Man hat deshalb von einer „Orthogenese" gesprochen. Ein schönes, klassisches Beispiel dafür bietet z. B. die Herausbildung des Pferdes mit seiner einzehigen Fußform. Viele Zwischenglieder verbinden die rezente Form des Pferdes mit Ahnentieren, bei denen die für die Vierfüßer charakteristische Mehrzehigkeit noch vorhanden ist. Die Formveränderungen, die wir bei den Zwischengliedern beobachten können, sind dergestalt, daß eine Tendenz zur Erreichung des für das Laufen bestgeeigneten Zustandes der Einzehigkeit darin gegeben zu sein scheint. Kann man annehmen, daß der Zufall all die vielen kleinen Veränderungen in Form von Mutationen zeitgerecht entstehen ließ, die

dann allmählich unter Wirkung der Auslese das wunderbare Organ des Pferdehufes zustande brachten?

Aber dieser Frage, die allein schon Bedenken aufsteigen läßt, fügt sich eine zweite, gewichtigere hinzu: das immer weiter gehende und tiefer schürfende Wissen, das sich in der letzten Zeit in bezug auf die physiologischen Verhältnisse der Tiere angesammelt hat, läßt mit immer größerer und Staunen bringender Deutlichkeit erkennen, daß kein Organ in seiner Funktion auf sich gestellt ist, daß ein unerhört kompliziertes, gegenseitig abhängiges, sich regulierendes Ineinandergreifen der Tätigkeiten vorhanden ist. Es ist ein recht grobes Bild, wenn man diese Tatsache, die heute schon vielfältig bis in feine Details herunter in ihrer großartigen Kompliziertheit erkannt worden ist, sich in sehr vereinfachter Weise durch ein verwickeltes System von präzise ineinander greifenden Rädchen vorstellen wollte. Denn eine starre, festgefügte, nur in einem Sinne arbeitsfähige Maschinerie kann niemals ein auch nur halbwegs naturgetreues Abbild des Getriebes der Lebensvorgänge bieten. Aber das eine kann dieses Bild klarmachen. Wenn ein Rädchen in einem solchen Räderwerke auch nur um ein Geringfügiges sich ändert oder geändert wird, würde das Zusammenpassen gestört sein, oder es müßten gleichzeitige Änderungen an anderen hier eingreifenden Rädern getroffen werden. Nun ist die Koordination, die Zuordnung, das Zusammengepaßtsein, das Abhängigkeitsverhältnis der morphologischen Gegebenheiten und der Leistungsformen der Lebewesen und ihrer Teile eine noch wesentlich verwickeltere Angelegenheit, als ein derartiges Bild es anschaulich vergegenwärtigen könnte. Es ist schwer vorstellbar, daß in wirklich für die Selektion und also für die Höherentwicklung der Organismen belangreichen Fällen durch einzelne, zufällig sich einstellende und in längeren Zeiträumen aufeinanderfolgende Änderungsschritte bedeutungsvolle Entwicklungsschritte erzielt werden könnten. Und es ist noch schwerer vorstellbar, daß gleichzeitig eine Mehrzahl der notwendigen Änderungen in einem koordinierten System als zufällige, einander entsprechende Mutationen irgendwie häufig aufzutreten vermöchten. So ist es schon möglich, daß der Selektion nicht gerade häufig ein Betätigungsfeld zur Verfügung stünde. Lebendiges ist immer Organisation, ist Gefüge, ist Ganzheit! Ob ein derartiges System durch ein allmähliches additives Geschehen, wie es die Selektionstheorie verlangt, entstehen und verändert werden kann, ist eine Frage, deren bejahender Beantwortung sich tiefbegründeter Zweifel entgegenstellen dürfte.

Diese nur in kurzen und Wesentliches heraushebenden Umrissen gegebene Darlegung des heutigen Standes der Selektionstheorie zeigt wohl mit Deutlichkeit, daß für ihre Richtigkeit und Geltung heute noch kein entscheidendes Wort gesprochen werden kann. Ja, eher ist das Gegenteil der Fall. Mit dem nackten Hypothesengebäude der Abstammungslehre findet man sich ab und betrachtet die Deszendenztheorie als ein unbedingtes Postulat, weil nur unter ihrer Zuhilfenahme ein ungeheures Tatsachenmaterial in geordneter — wenn auch nur sozusagen deskriptiver — Weise bewältigt werden kann. Die Selektionstheorie Darwins selbst dagegen wird als ein interessanter Versuch aufgefaßt und gerne in Lehrbüchern referiert, aber sie ist in ernster Weise in das biologische Lehrgebäude einstweilen

nicht eingefügt worden und konnte wegen ihrer Mängel und wegen fehlender exakter Beweise nicht eingefügt werden. Gelegentlich dort und da einmal wird auf sie zurückgegriffen, aber ein aktuelles Problem stellt die Frage ihres Richtigkeitsgehaltes heute nicht und schon seit längerer Zeit nicht dar. Denn man kommt immer mehr zur Überzeugung, daß sie gegenwärtig gültigen Beweisen kaum zugänglich ist.

Und nicht anders, eher noch schlechter bestellt ist es um den zweiten Hypothesenkomplex, der zur Erklärung der Abstammungslehre aufgerichtet worden ist und unter dem Sammelnamen „Lamarckismus" geht. Den Kern dieser — vielfältig differenzierten — Anschauungen stellt die Annahme dar, daß die Organismen befähigt seien, auf Einflüsse äußerer Natur zweckmäßig reagieren zu können, so daß sie sich also unter ihrer Wirkung und mit sinnvoller Bezogenheit auf diese Einflüsse verändern und diese Änderungen zumindesten nach längerer Dauer der Einwirkung sich erblich festlegen. In kurzer und prägnanter Weise kann der wesentliche Inhalt der Lamarckistischen Anschauungen in der Weise ausgedrückt werden, daß sich die Organismen in Anpassung an geänderte Verhältnisse neue zweckdienliche Eigenschaften zu „erwerben" vermögen und daß diese „erworbenen" Eigenschaften vererbt werden können.

Nun ist auch hier wieder nicht zu leugnen, daß diesen Aussagen ein gewisser Wahrheitsgehalt zukommt. Wir kennen viele Beispiele, daß ein Organismus unter veränderten Bedingungen derart auf sie reagiert, daß er sich zweckmäßig umstellt und so eine Störung seines Lebensbetriebes, die bei starrer Beschaffenheit seiner gestaltlichen und physiologischen Eigenschaften gesetzt sein müßte, dadurch verhindert, daß er in zweckentsprechender Weise sich ändert und so dieses anfänglichen Störungsfaktors Herr wird. Und solcher Störungsfaktoren gibt es die unendliche Menge, da jeder Organismus an seine anorganische und biologische Umwelt sehr genau an- und eingepaßt ist und sich naturgemäß dortselbst häufig Änderungen vollziehen.

Das Bestechende am Lamarckismus ist darin gegeben, daß die auffälligste und durchgreifendste Eigenschaft alles Lebendigen, das Angepaßtsein, das Zweckmäßigsein, damit zur Selbstverständlichkeit wird. Während das Zweckmäßige oder besser Zweckmäßigere nach der Selektionstheorie etwas Sekundäres darstellt, da es immer erst durch Auftreten entsprechender günstiger Mutationen und ihre Förderung durch den Kampf ums Dasein und die natürliche Zuchtwahl zustande kommt, stellt die Zweckmäßigkeit in Gestalt und Verrichtung nach dem Lamarckismus etwas Primäres dar, eine Eigenschaft, die reaktionsgemäß sich herstellt. Das Zweckmäßigsein ist dadurch bedingt, daß jeder Organismus, wenn er überhaupt die Fähigkeit besitzt, neuen Bedingungen sich anpassen zu können, durch autonomes Zweckmäßigwerden diesen Zustand wieder erreichen kann. Während nach der Selektionstheorie eine Art, unter fremde Bedingungen gestellt, darauf warten muß, daß der Zufall unter den Nachkommen der neuen Konstellation angepaßte Veränderungen, Mutationen, auftreten läßt, die dann gegenüber vielen anderen weniger oder nicht wertvollen Mutationen durch die allmählich sich durchsetzende natürliche Zuchtwahl herausgehoben werden, ist die Antwort der Tier- und Pflanzenarten nach dem Lamarckismus eine direkte. Es findet, wie man sich ausdrückt, eine direkte Bewirkung statt.

So einfach und durchsichtig der Inhalt des Lamarckismus ist und so sieghaft seine Bedeutung für die Erklärung der Abstammungslehre wäre, wenn er sich als stichhaltig erwiese, so dürftig ist es mit dem zweiten Teile seiner Aussagen bestellt. Denn wenn auch mannigfache zweckmäßige Reaktionen der Organismen bei Eintreten geänderter Bedingungen bekannt sind, so ist doch noch niemals und nirgends der Beweis möglich gewesen, daß solche Umstellungen, solche erworbene Eigenschaften in den Erbmechanismus übernommen worden sind. Werden die ursprünglichen Verhältnisse der Außenfaktoren wieder hergestellt, so erfolgt ein Rückschlag zu den ursprünglichen Eigenschaften. Nach allem unserem heutigen Wissen, das auf zahlreichen und exaktesten Untersuchungen beruht, müssen wir deshalb in Abrede stellen, daß dieser Form der Wandelkraft der Organismen, die durch Umweltseinwirkungen zur Äußerung kommt, irgendeine Bedeutung in deszendenztheoretischer Hinsicht beigemessen werden kann. Und wenn auch heute noch da und dort sich Biologen als Anhänger des Lamarckismus bekennen, so hat das mehr seinen Grund darin, daß bei ihnen eine eher gefühlsmäßige Hinneigung zu ihm vorhanden ist, da er befähigt ist, eine glatte und umfassende Aufklärung für das Zustandekommen der stammesgeschichtlichen Entwicklung der Organismen zu bieten, als daß diese ihre Anschauungen in irgendeiner beweiskräftigen Form durch Tatsachen und Experimente eine hinreichende Stütze besäßen.

So sehen wir denn, daß es mit dem großen Problemkomplex der Abstammungslehre nach drei Menschenaltern eigentümlich bestellt ist. Die Anerkennung der Deszendenztheorie kann kaum umgangen werden, aber ihre Begründung und Erklärung ist noch ausständig. Der Antagonismus, den das Leben zeigt, indem in ihm sowohl Erbkraft als auch Wandelkraft nebeneinander und in grundlegender Weise eine Rolle spielen, konnte noch nicht überbrückt werden. Bei der Erklärung durch die Selektionstheorie ist das, was wir sicher in der Hand haben, die Erbkraft der Mutationen, in die ausmerzend oder fördernd der Kampf ums Dasein eingreift. Aber hier steht das Fragezeichen bei der Wandelkraft. Hier ist es fraglich, ob der Zufall hinreichend viele Mutationen günstiger Art auftreten läßt, daß die Selektion das großartige Schauspiel der Entfaltung der Organismen in die Breite und Höhe, wie wir sie konstatieren können, bewirken konnte, und insbesondere, ob derartige Mutationen aufeinanderfolgend in bestimmter Richtung durch Zufall möglich sind, und gar, ob in einem koordinierten System mehrere gleichzeitige, zueinander passende Mutationen durch das Spiel des Zufalles erwartet werden können. Und wenn wir uns dem Lamarckismus zuwenden, so ist da das Bestehen einer gewissen Wandelkraft, die auf veränderte Bedingungen zweckmäßig eingestellte neue Eigenschaften auftreten läßt, nicht von der Hand zu weisen. Aber dafür steht hier das Fragezeichen bei der Erbkraft. Denn eine Eingliederung derartiger erworbener Eigenschaften in den Erbmechanismus ist bisher gänzlich unerwiesen verblieben.

So stehen wir denn hier, bei der Deszendenztheorie, ebenso wie eigentlich bei allen Phänomenen, die das wahre Lebensrätsel betreffen, vor der gleichen Tatsache: wir müssen sie als Wirklichkeit oder — wie hier — als zu postulierende Wirklichkeit anerkennen, aber — vor einer fundamentalen Erklärung weicht alles zurück.

PAUL FELDKELLER

Marien-Erscheinungen in Deutschland

Es ist den heutigen Gebildeten unbekannt, daß wir auch im Deutschen Reich unser Lourdes haben und nicht nur eines, ja, daß noch heute Tausende frommer Pilger wenigstens zu einer solchen Wunderstätte wallfahrten: es ist Dietrichswalde in Ostpreußen, Kreis Allenstein, während zwei andere (im Saarland und in Bayern) fast vergessen sind. In diesen Tagen aber jährt sich die Erinnerung an den Beginn der Erscheinungen an allen diesen Orten und noch einiger anderer am Rhein, im Elsaß und in Deutsch-Böhmen zum 60. Male. Doch von Bedeutung sind nur jene drei.

Um zu verstehen, wie im Jahrhundert der Technik und des Materialismus derlei möglich ist, müssen wir weit zurückgreifen. Das klassische Land der Marienverehrung ist Frankreich. Dies Land ist mit Marienkirchen übersät, und fast alle seine Kathedralen sind auf Marias Namen geweiht, sämtliche aber haben mindestens einen Altar der Heiligen Jungfrau, so daß man behauptet hat, jede solche Andachtsstätte verdanke ihren Ursprung einem Gesichte oder einer Erscheinung der Heiligen Jungfrau. Das ist einseitig. Vielmehr geht auch umgekehrt die Erscheinung auf die schon vorhandene Andachtsstätte und die mit dieser verbundenen Verehrung in der betreffenden Gegend zurück. Erscheinung und Kult bedingen sich wechselseitig. Und in Zeiten äußerer oder innerer Not können die Verehrung und Sehnsucht einen Grad annehmen, der Erscheinungen von besonderer Eindruckskraft hervorruft. Mit solchen haben wir es zu tun.

Da ist zuerst La Salette, jenes Dörfchen in der Diözöse Grenoble, bei welchem am 19. September 1846 zwei kindliche Hirten, ein fünfzehnjähriges Mädchen und ein elfjähriger Knabe, während sie Kühe hüteten, eine „Dame" auf Steinen an einer Quelle sitzen sahen. Sie trug weiße Schuhe mit Rosen darum, eine gelbe Schürze, ein weißes Kleid, um und um mit Perlen besetzt, ein weißes Halstuch ebenfalls mit Rosen, eine hohe, etwas nach vorn gebogene Haube mit einer Krone darauf. Sie redete den Kindern gut zu, sich nicht zu fürchten. Dann hielt sie unter fortwährendem Weinen eine Strafpredigt, meist in Patois, gegen die gottlose Bevölkerung, die nicht zur Kirche geht, nicht fastet, aber flucht und dafür durch Mißernte und Hungersnot gestraft werden würde. Nur ihre Fürbitte bei ihrem Sohne könne das Unheil abwenden. Darum sollten, ermahnte sie, die Kinder täglich beten und Gutes tun. Die Erscheinung erhob sich in die Lüfte und verschwand. Es wurde an der Stelle eine massenhaft besuchte

Wallfahrtskirche gebaut und die Andacht zu „Unserer lieben Frau von La Salette" vom Papst empfohlen.

Diese Wunder und damit der Wallfahrtsort wurden 1858 durch Lourdes weit überboten und in Schatten gestellt. Warum? Erstens lag zwischen beiden Visionen die feierliche Verkündung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis 1854, dessen Eindruck im Volke nachzitterte und sich – das war das Zweite – in Lourdes insofern entlud, als sich die dortige Erscheinung nicht mehr so allgemein wie in La Salette andeutete, sondern sich ganz bestimmt als „La Conception Immaculée" legitimierte. Drittens erschien sie hier achtzehn mal, und zwar immer nur der kleinen vierzehnjährigen Bernadette Soubirous. Viertens war das ganze Ereignis in Lourdes von Anfang bis Ende wie von einem kundigen und genialen Regisseur sparsam in den Mitteln, dabei dramatisch und tief eindrucksvoll aufgebaut. Die Kleine sah zuerst an einer auch landschaftlich eindrucksvollen Stätte jenseits eines Baches in einer hoch oben im Gestein befindlichen Felsengrotte (die spätere malerische Statue vorwegnehmend) eine Frau, die ihr winkte, näher zu kommen, und mit der sie den Rosenkranz betete. Tägliche Wiederholung, Verbote der Mutter und der Behörden, Anteilnahme der Bevölkerung, die sich zu Tausenden einfand, sorgten für dramatische Steigerung und Spannung. Bei der neunten Erscheinung grub Bernadette auf Geheiß der „Dame" eine Quelle. Noch immer hatte die Erscheinung dem Mädchen, an dem lediglich die hinhorchenden, zustimmenden, beteuernden, fragenden und antwortenden Mienen und Gebärden Anhaltspunkte für das angeblich Gesehene gaben, keine Andeutungen gemacht, wer sie denn sei. Und erst nach diesen Vorbereitungen, am 25. März, am Feste Mariä Verkündigung, erfolgte auf dreimaliges Befragen des Mädchens mit großem Applomb die tief eindrucksvolle Antwort: „Je suis la Conception Immaculée." Ein Schrei tiefer religiöser Erschütterung und Sehnsuchtserfüllung ging durch die katholische Welt. Die Stelle wurde die wichtigste Wallfahrtsstätte der Christenheit, dazu eine nationale Wallfahrtsstätte und dennoch zugleich von internationaler Bedeutung. Millionen Pilger, jährlich mehrere hundert gläubige Ärzte besuchten die Pilgerstadt, in der jetzt alles, Verwaltung, Polizei, Verkehrsmittel, Gewerbe und Heilpraxis, im Dienste des Wunders steht. Jetzt wirkt das Wunder, das aus der frommen Erregung entstand, auf die innere Bewegung wieder zurück, die jetzt neue Wunderheilungen zuwege bringen, so daß sich der Kreis schließt. Die ganze seelische Luft ist mirakulös. Der Neuankömmling wohnt im „Hotel Jesus und Maria" oder im „Hotel zum Heiligen Sakrament". Er hört die Zeitungsverkäufer auf der Straße „das neuste Wunder", „die vollständigen Heilungen" ausrufen, den Bäckerjungen seiner an heiliger Stätte „geweihten Brötchen" anpreisen. Er fühlt: wenn Wunder vorliegen, so muß das so sein und ist alles in Ordnung. Und so wirkt der Hochbetrieb des übernatürlichen Sanatoriums mit seiner Klinik des Himmels (in Wirklichkeit eine Krankenstadt mit erprobter religiöser Psychotherapie und Kaltwasserbehandlung) auf die Kranken weit stärker, als das Ursprungswunder vom 11. Februar 1858, das wieder auf die religiöse Drangsal und auf die päpstliche

Verkündigung des Dogmas von 1854 zurückgeht, jemals hätte wirken können. Und warum soll dieser Kurort nicht seine Spezialkuren haben wie jeder andere?

Es war — zufällig, nicht absichtlich — am Tage der feierlichen Krönung der Lourder Marmorstatue unter dem Vorsitz des päpstlichen Legaten in Anwesenheit von 25 Bischöfen, 3000 Priestern und 100000 Gläubigen, nämlich am denkwürdigen 3. Juli 1876, als auf deutschem Boden, nämlich in Marpingen im Kreis St. Wendel (Saarland), das erste „deutsche Lourdes" entstand. Denn in Deutschland unter den Katholiken war religiöse Notzeit. In Frankreich war es die Gottlosigkeit der Regierung und eines Teiles der Bevölkerung, in Deutschland die diokletianische Drangsal des Bismarckschen Kulturkampfes. Als das wurde sie von den deutschen Katholiken jener Tage empfunden. Lourdes und Marpingen waren die Reaktion darauf. Die französische Regierung hatte im großen ganzen die Dinge gehen lassen, die deutsche war nicht gewillt, staatsfeindliche Umtriebe unter religiösem Deckmantel (wie sie glaubte) zu dulden, sie schickte Militär zur Unterdrückung der Bewegung.

Aber es hätte des Einschreitens nicht bedurft. Denn im Grund handelte es sich nur um eine nicht gelungene Kopie von Lourdes, so groß der Zulauf von Neugierigen, von Pilgern und von Kranken auch war. Der Leser achte auf die entscheidenden Unterschiede. Drei achtjährige Mädchen haben die erste Erscheinung im Härtelwald bei Marpingen, die sich sofort bei der zweiten Erscheinung mit den Worten: „Ich bin die unbefleckt Empfangene" legitimiert. Schon bei der dritten Erscheinung verlangt die Jungfrau eine Kapelle aus Stein, und es finden „Heilungen" statt. Beim siebenten Male wollen bereits fünf Männer die Erscheinung gleichfalls gesehen haben. Während und nach der militärischen Intervention gingen die Erscheinungen weiter. Außer den drei Original-Marienkindern fanden sich noch vierzehn andere Kinder, die gleichfalls Erscheinungen gehabt haben wollten, dazu mehrere Erwachsene, die das Gesehene bestätigten. Da der Härtelwald polizeilich abgesperrt war, umging die „Gottesmutter" das polizeiliche Verbot und erschien nunmehr an anderen Orten: in der Messe, auf der Straße, in den Wohnungen der Kinder, in der Schule (in Lourdes und von Anfang bis Ende nur an der einen Stelle). Und sie erschien in Marpingen nicht wie in Lourdes allein, sondern mit Jesuskind, auf einem Throne sitzend (was alles zur „Unbefleckten Empfängnis" nicht paßt und stilwidrig ist), mit Heiligen und Engeln, mit Krippe und Sankt Joseph, mit „armen Seelen" und Gottvater mit langem Bart. Die Phänomene verwilderten zusehends. Im ganzen dauerten sie vierzehn Monate! (In Lourdes gab es nur achtzehn Erscheinungen.) Auch die Nachbarorte hatten jetzt ihre „Marienkinder" unter zum Teil abstoßenden Begleitumständen. Zwei Jahre später fand in Saarbrücken die Verhandlung mit zweihundert Zeugen gegen die zwanzig Angeklagten statt. Andere Erklärungen als „Betrug" hatte man damals nicht. Natürlich mußten alle freigesprochen werden;

denn von Täuschung, Schwindel und gewinnsüchtiger Absicht war keine Rede. Die Berufung des Staatsanwalts mußte auf höhere Weisung zurückgezogen werden.

Während dieser Ereignisse fanden vom 1. bis 21. Dezember desselben Jahres 1876 in Mettenbuch (Bayrischer Wald) ähnliche Erscheinungen statt. Am ersten Tage sahen zwei kleine Mädchen das Jesuskind, am 2. Dezember bereits vier Kinder „Unsere Liebe Frau" mit Kind und zwei Engeln drei Stunden lang. Die Haupterscheinung nannte sich die „Trösterin der Betrübten" (also nicht „die unbefleckt Empfangene") und verlangte den Bau einer „einfachen Kapelle". Die Erscheinungen der folgenden Tage erstreckten sich zugleich auf die ganze Leidensgeschichte. Am 12. Dezember behaupteten auch drei Erwachsene, einen blendenden Glanz zu sehen. Die Jungfrau kündigte ihr letztes Erscheinen zum 21. Dezember im voraus an, und so geschah es. Den Beschluß machte regelmäßig eine Himmelfahrt der Jungfrau und des Heilandes. Eine wirkliche Kapelle ist nie errichtet worden, und selbst eine baupolizeilich nicht genehmigte Holzhütte mußte von Amts wegen abgerissen werden.

Im nächsten Jahre 1877, während die Marpinger Erscheinungen immer noch andauerten, die Mettenbucher aber seit einem halben Jahre aufgehört hatten, wiederholte sich das gleiche in dem Dörfchen Dietrichswalde im Kreise Allenstein, das damals nur 48 Deutsche bei 900 Einwohnern zählte. Dietrichswalde ist ein Marienort wie Marpingen („Mar" wahrscheinlich aus „Maria"). Der Ort der Erscheinungen war der Ahornbaum zwischen Kirche und Pfarrhaus. Wiederum war es die Jungfrau mit Kind, zuerst (am 27. Juni 1877) von einem dreizehnjährigen Mädchen, dann auch von ihrer Schulfreundin gesehen. Die Jungfrau war blond. Am fünften Erscheinungstage nannte sie sich auf die Frage: „Wer bist du?" – „Ich bin die allerseligste Jungfrau Maria, die unbefleckt Empfangene." Sie zeigte sich im ganzen 160mal, 80 Tage lang. Am 10. August begann die übliche Verwilderung, die in Lourdes ganz fehlte. Am 16. September fand die feierliche Einweihung und Aufstellung der Statue der Jungfrau statt. Die Ereignisse von Dietrichswalde sind besonders dadurch bemerkenswert, daß drei Ärzte Gelegenheit fanden, die betreffenden zwei Kinder und zwei Erwachsenen während der Ekstase zu untersuchen, und daß die Polizei in keiner Weise eingriff, obwohl die Erscheinung die im Kulturkampf durch Bismarcks Maßnahmen verwaisten Gemeinden ermahnte und tröstete. Auch hier fanden zahlreiche „Heilungen" statt.

Trotzdem nur in Dietrichswalde ein nachhaltiger Erfolg der Erscheinungen erzielt wurde und eine regelrechte Wallfahrtsstätte zustande kam, die noch heute besucht wird, so hat doch auch sie nicht den klassischen religiösen Stil von Domremy und Lourdes aufzuweisen, wo nur die Jungfrau ohne Thronsessel, stehend und ohne Kind, dagegen nicht der ganze Personalstand des Katechismus und der Passion erschien. Das außerordentliche Stilgefühl der französischen Erscheinungen fehlte den deutschen. Und was wollen selbst die paar „Heilungen" gegen die tausende und aber tausende von Lourdes besagen? Denn Frankreich ist nicht nur ein rein katholisches, sondern auch ein marianisches Land. Frankreich ist das Land der apparitions und guérisons (einschließlich Belgiens, wo jetzt Marietta Beco mit ihren Marien-

erscheinungen von sich reden macht). Und Frankreich ist drittens das klassische Land der Psychologie des Anormalen (Charcot, Janet, Nancyer Schule) und der Parapsychologie (Dr. Osty in Paris), was alles wieder auf den Heilglauben und die Heilungen in Lourdes zurückwirkt und von diesen umgekehrt wieder befruchtet wird. Deutschland dagegen fehlt das alles, fehlt vor allem der große einheitliche katholische Hintergrund, der niemals durch eine Reformation zerstückelt wurde. Wohl gibt es ein „heiliges Deutschland" der Gnaden- und Wallfahrtsstätten, aber sie sind keine Stätten des Wunders mehr.

Zur Erklärung stehen uns heute andere Erkenntnisse zur Verfügung als damals; wir sind nicht mehr auf die Alternative Wunder – Betrug oder Wunder – Täuschung angewiesen wie die damalige preußische Regierung. Die „Marienkinder" haben in allen Orten wirklich gesehen, was sie aussagten. Aber gleichwohl waren die Erscheinungen nicht objektiv. Sie waren subjektiv und nicht allen sichtbar. Solche Personen, die das nur Vorgestellte wahrnehmenderweise erleben – zumeist sind es Kinder – nennt man Eidetiker. Die zweite Bedingung neben dieser Veranlagung ist das Hereinspielen des Kollektiv-Unbewußten. Denn daß das Auge der Kinder „etwas Höheres verrate", wie ein Berichterstatter sich ausdrückt, kann nicht allein auf die eidetische Anlage zurückgehen. Die ungeheure Sehnsucht eines ganzen Volkes, die religiöse Not und die elementaren Wünsche verdichteten sich im kollektiven Unbewußten des katholischen Volkes zu Erwartungen und gruben sich mit Hilfe der Kinder ein neues Bett.

Aber man kann den Ereignissen nicht gerecht werden, wenn man sie nur dogmatisch oder metaphysisch oder psychologisch betrachtet und in ihnen nicht auch Äußerungen einer urtümlichen vaterländischen Naturreligion und Naturpoesie zu erblicken vermag. In der Tat spielen in ihnen durchweg die Landschaft mit heiligen Bergen oder Hügeln, heiligen Quellen, heiligen Bäumen (Birnbaum, Ahornbaum, Brombeerstrauch) eine wichtige, aber niemals zugestandene Rolle. In Mettenbuch gewann die geheimnisvolle Waldschlucht mit den sich darin als Lichter bewegenden „Seelen der Verstorbenen" große Bedeutung, und die Bevölkerung verrichtete dort ihre Gebete und mußte vom Pfarrer davon abgemahnt werden, der wahrscheinlich, und nicht mit Unrecht, darin etwas „Heidnisches" sah. In Marpingen ist es der Härtelwald. Darin spricht sich echte Volksreligion aus, die in tiefem Naturgefühl wurzelt, einem Naturgefühl, das in Urzeiten einmal allgemein war und heute absonderliche Wege wandeln muß, damit es wieder ans Licht quillt. Und selbst dann noch ringt es nur noch gelegentlich und in seltsamen Formen nach neuem Leben. Von den „heiligen Hainen" unserer Vorfahren bis zur Waldschlucht in Mettenbuch und Marpingen führt ein gerader Weg.

Die natürliche Erklärung der ungewöhnlichen Formen darf nicht übersehen lassen, daß eine tiefe Naturfrömmigkeit am Werke ist, wie sie seit den Tagen der alten Germanen gerade in den katholischen Gegenden niemals ausgestorben ist.

Das Christentum war dem durchaus nicht feindlich, nur die Theologie war es. Im Gegenteil hat der Heiligen- und insbesondere der Marienkult (Rosenmonat als Marienmonat, „Maria im Rosenhag") Frömmigkeit und Natur wieder in eins zu setzen gewußt, worin ein Abglanz noch auf die Kunstdichtung unserer Tage, auf Rilke und R. Wagner (Karfreitagszauber) fällt. Das gesamte Ritual der katholischen Kirche, zumal in Bayern (in Italien etwa schwingt, worauf andere hingewiesen haben, Römisch-Heidnisches mit), ist mit naturhaften deutschen Volksbräuchen unabtrennbar verbunden, die in protestantischen Ländern isoliert neben der Religion herlaufen und ein kümmerliches profanes Dasein fristen müssen, das sie zum Absterben verurteilt. Denn entweder erscheinen sie hier als „Aberglaube" oder aber als leerlaufender, d. h. seines Sinnes entleerter Brauch, dessen Bedeutung man nicht mehr kennt, der infolgedessen auch keine mehr hat und sich daher mühsam und gequält auf dem Umweg über die gelehrte Literatur, namentlich die archäologische Wissenschaft, einen noch dazu sehr unsicheren Sinn hinterher konstruieren muß.

Die rationalistische Erklärung der ungewöhnlichen Formen, selbst der krankhaften Begleiterscheinungen, in denen das Naturgefühl wie die religiöse Not sich elementar Bahn brechen, spricht also noch nicht gegen dieses, zeugt im Gegenteil von seiner Lebenskraft. Eine naturhafte Religion ist durch „Aufklärung" und religionsfeindliche Agitation bei der Jugend leicht zerstört. Daß die Anknüpfung an die fromme Naturverbundenheit, die natürlich sakral und nicht archäologisch oder religionswissenschaftlich legitimiert sein muß, hinterher nicht mehr gelingt, zeigen Reformation und Aufklärung in Nord- und Mitteldeutschland und das marxistische Zerstörungswerk in Rußland. In Norddeutschland versucht man neuerdings auch mit naturwissenschaftlichen und biologischen, namentlich erbbiologischen, volksheilkundlichen Vorstellungen die Neuverknüpfung von Religion und Natur herzustellen. Ein bekanntes Sanatorium im Harz z. B. arbeitet Diät (naturgemäße Lebensweise) und Mythos, energetisch-biologische Ernährung und Mystik der „Dritten Kirche" in eins. Das alles aber kann, so nützlich es an sich ist, die gewachsene Gott- und Naturverbundenheit nicht ersetzen. Und eine Zeit, die auf die nicht bloß museale, sondern lebendige Erhaltung der nationalen Kunst- und Rechtsaltertümer, Volkssitten und -bräuche so peinlich bedacht ist wie die unsere, sollte nicht das hohe nationale Kulturgut vergessen, das im deutschen Volkschristentum Heidnisches und Kirchliches, Naturhaftes und Heiliges, Germanisches und Christliches in unnachahmlicher und künstlich nicht wiederherzustellender Weise untrennbar und ununterscheidbar zu Neuem verschmolzen in sich enthält.

Wir kennen die Weihungen des Wassers, der Quellen, der Ernte, des Viehs durch kirchliche Riten, die deutlich den Einbezug der Natur in die Christlichkeit zeigen. Wer etwa die zwei Bände des Werkes: „Das heilige Deutschland" von

Ägidius Müller (1887) zur Hand nimmt, staunt über die Hunderte von Gnadenorten und Wallfahrtsstätten — darunter viele Marienstätten — unseres Vaterlandes, deren Berge und Gewässer — Kalvarienberg, Kedronbach — nicht selten biblische Namen tragen. Aber die Sache ist urdeutsch. Die Heiligmäßigkeit des Bodens verträgt sich gut mit den christlichen Vorstellungen, besser als mit toter Vorgeschichte, die doch nur im Kopfe haftet. Bornhausen hat gezeigt, daß Jahrhunderte vor der gelehrten und dogmatischen Bonifazischen Mission bereits ein deutsches Volks christentum bestanden hat, das aus der irischen Mission stammte. Dies erste deutsche Christentum hat die allerstärksten Legierungen der alten germanischen Naturfrömmigkeit mit der milden Lehre des Nazareners zustande gebracht — Legierungen von einer Kraft der Kohäsion, daß die Reste bis heute vorgehalten haben. Die Allgewalt dieses neuen, überaus lebensfähigen Glaubens war so groß, daß sie neue Volksgottheiten schuf, wovon ein besonders ergreifendes Beispiel, die „heilige Kümmernis", die Frau am Kreuz, in Tirol bis in unsere Tage und gegen kirchlichen Widerstand lebendig geblieben ist.

Und auch die künftige Neugestaltung des religiösen Lebens in Deutschland wird auf das Nationalgut des deutschen Volkschristentums nicht verzichten können, sondern immer auf dieses zurückgreifen müssen. Denn religiöses Leben läßt sich weder aus gelehrten Büchern gewinnen noch durch sie ersetzen. Der Vergleich der Volksreligion mit Volkstracht und Kleidermode, die schließlich jedem steht, stimmt nicht. Moderne Kleider kann nach Belieben jeder tragen, in diesem Punkte herrscht Gleichheit. Religiös aber sind nicht alle Menschen gleich, und die Verschiedenartigkeit der Religion — es gibt „geborene" Katholiken wie Protestanten — ist ein Kennzeichen des deutschen Volkes und seines seelischen Reichtums. Erst das Ganze, in all seiner bunten Farbigkeit — administrativ etwas unbequem — das ist Deutschland. Und so wird auch den überaus zahlreichen Mariengläubigen jener Tage vor sechzig Jahren, die zu ihrer Zeit viel haben leiden müssen, eine — wenn auch ihnen selber gar nicht verständliche — späte, aber gerechte Rechtfertigung zuteil.

WERKE DER KUNST

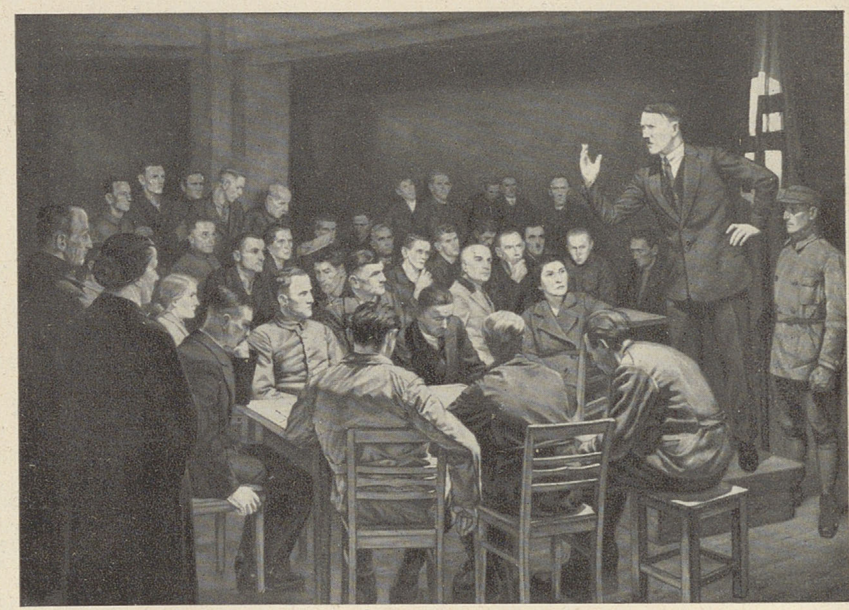
Durch die Eröffnung des „Hauses der Deutschen Kunst" zu München ist es gelungen, die Fragen der Kunst wieder in den Mittelpunkt des Interesses des Gesamtvolkes zu rücken. Vielfachen Anregungen aus unserem Leserkreise folgend, bringen wir nachstehend eine Reihe von Kunstwerken, deren Auffassung und Technik der heutigen Kunstanschauung entsprechen. Wir haben bei der Auswahl auch Künstler berücksichtigt, deren Schaffen bisher nicht in weiteren Kreisen bekannt war.

Die Schriftleitung.



Richard Lindmar, Berlin: Der Tag von Potsdam





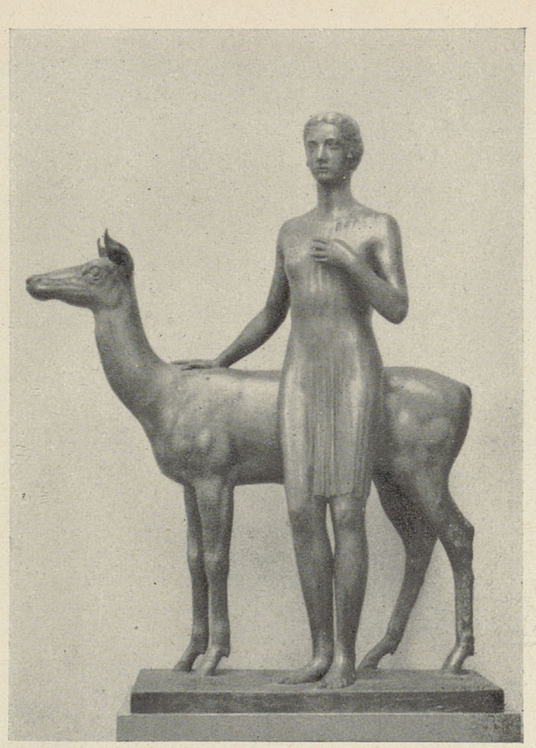
Hermann Otto Hoyer, Oberstdorf: Am Anfang war das Wort

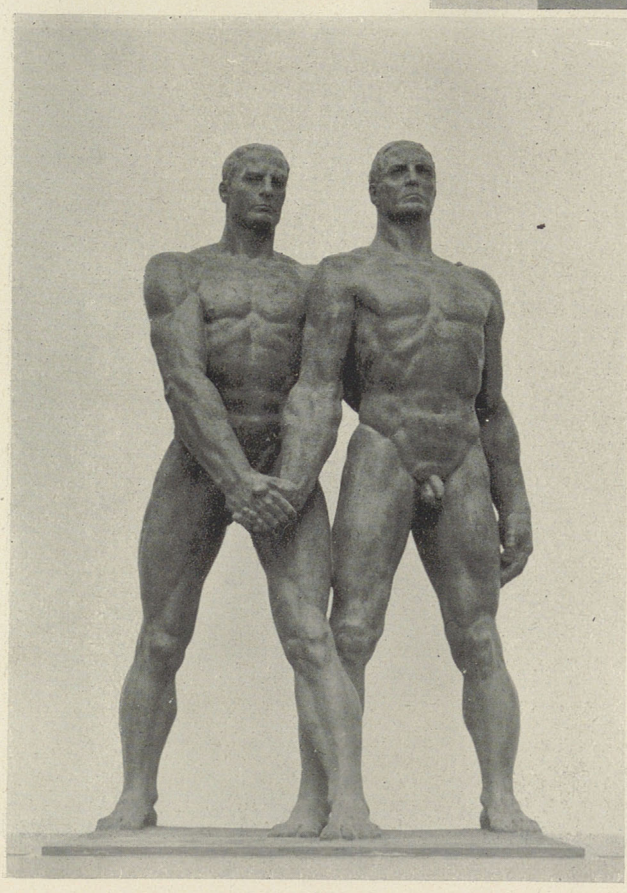
Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, München

Georg Siebert, Karlsruhe: SS.-Mann

Hubert Lanzinger,
München:
Der Bannerträger

Hans Krückeberg, Berlin: Waldgruppe (Bronze)

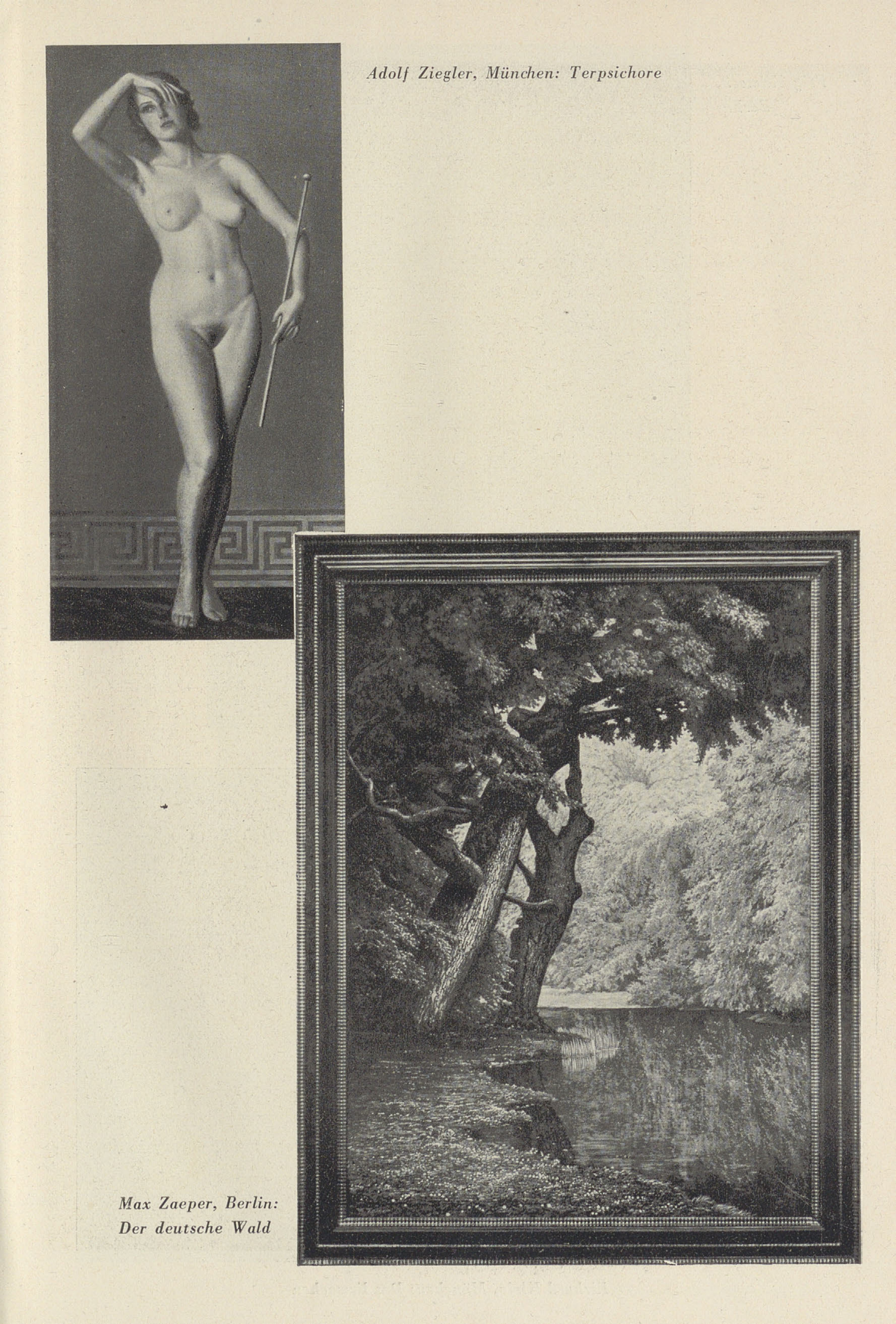




Josef Thorak, München: Kameradschaft (Gips)

Adolf Ziegler, München: Die vier Elemente

Peter Philippi,
Rothenburg o. d. T.:
Nicolausmarkt



Adolf Ziegler, München: Terpsichore

Max Zaeper, Berlin: Der deutsche Wald

Fritz Klimsch, Berlin:



Marianne Hoppe (Marmor)



Richard Klein, München: Das Erwachen



Richard Müller, Dresden:
Mann mit Pelzmütze

Karl Leipold, Berlin:
Seekönigs Ende

Photo: Karrer & Mayer, München

Otto von Bismarck

(1815–1898)

Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann.

⋆

Ich war recht von Dank gegen Gott erfüllt, und vor meine Seele trat das ruhige Glück einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit, ein stiller Hafen, in den von den Stürmen des Weltmeers wohl ein Windstoß dringt, der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben, so lange das Kreuz des Herrn sich in ihnen spiegelt: mag auch das Spiegelbild oft matt und entstellt zurückstrahlen, Gott kennt sein Zeichen doch.

⋆

Wie Gott will! Es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden; sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Was sind unsere Staaten und ihre Macht und Ehre vor Gott anderes als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauern ereilt! Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelei, und ob nun das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und Österreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Ähnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht; auch die Dummen und die Klugen sehen, proper skelettiert, ziemlich einer wie der andere aus; den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los; aber es wäre auch zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären.

⋆

Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, die diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben! . . . Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Varzin ausreißt und seinen Hafer baut.

⋆

Für einen Menschen, der nicht an Pflichten glaubt, die ihm im Wege göttlicher Offenbarung auferlegt sind, sehe ich nichts in der Welt, was ihn abhalten sollte, nach seiner Phantasie das Leben zu genießen, außer der Furcht vor Schaden an Person und Vermögen.

Wie man ohne Glauben an eine geoffenbarte Religion, an Gott, der das Gute will, an einen höheren Richter und ein zukünftiges Leben zusammenleben kann in geordneter Weise — das Seine tun und jedem das Seine lassen, begreife ich nicht.

★

Auch diejenigen, die an die Offenbarungen des Christentums nicht mehr glauben, möchte ich daran erinnern, daß doch die ganzen Begriffe von Moral, Ehre und Pflichtgefühl, nach denen sie ihre anderen Handlungen in dieser Welt einrichten, wesentlich nur die fossilen Überreste des Christentums ihrer Väter sind.

★

Wir sind in Gottes gewaltiger Hand rechtlos und hilflos, soweit Er selbst uns nicht helfen will, und können nichts tun als uns in Demut unter Seine Schickung beugen.

★

Gott der Herr hat mich noch in keiner unerwarteten und ungesuchten Lage verlassen, und mein Vertrauen steht fest, daß Er mich auch auf dieser Stelle nicht wird zu Schanden werden lassen, auch an Gesundheit nicht.

★

Gott wolle uns ferner in Gnaden leiten und uns nicht der eigenen Blindheit überlassen. Das lernt sich in diesem Gewerbe recht, daß man so klug sein kann wie die Klugen dieser Welt und doch jederzeit in die nächste Minute geht wie ein Kind ins Dunkle.

★

So habe ich's gewollt, und so, ganz anders, ist's gekommen. Ich will Ihnen etwas sagen: ich bin froh, wenn ich merke, wo unser Herrgott hin will, und wenn ich dann nachhumpeln kann.

★

Man kann nicht selber etwas schaffen; man kann nur abwarten, bis man den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hört; dann vorspringen und den Zipfel seines Mantels zu fassen — das ist alles.

★

Man soll sich nicht auf Menschen verlassen, und ich bin dankbar für jeden Zug, der mich nach innen zieht.

★

Ich erinnere mich, daß ich, als ich vierzehn Jahre alt war, das Gebet für unnütz hielt, da ja Gott doch alles besser weiß als ich. Ich denke heute noch so wie damals. Die Nützlichkeit des Gebets aber liegt in der Unterwerfung unter eine stärkere Macht.

★

Das Gebet im Vaterunser: Dein Wille geschehe! ist mir immer maßgebend; aber verstehen tue ich diesen Willen auch nicht immer.

★

Als Staatsmann bin ich nicht einmal hinreichend rücksichtslos, meinem Gefühl nach eher feig, und das, weil es nicht leicht ist, in den Fragen, die an mich treten, immer die Klarheit zu gewinnen, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst.

*

... daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er die Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, sobald sie bestritten wird, auf religiöser Grundlage sich befinden muß.

*

Ich bemühe mich, ein gläubiger Christ zu sein, und bekenne überall gern mein Christentum; ich halte es auch für notwendig, daß dem Volke die christliche Religion erhalten wird; aber religiöse Unduldsamkeit ist mir verhaßt, und ich würde unter meiner Amtsführung keinerlei Glaubenszwang geduldet haben.

*

Ich habe eben oft das Gefühl, daß unser Schöpfer und Herr nicht immer alles selbst tut, sondern die Führung gewisser Gebiete anderen, seinen Ministern und Beamten, überläßt, die dann Dummheiten machen! Sehen Sie, wie unvollkommen sind wir! Und darauf sollte gleich Gott selbst kommen? Das glaube ich nicht.

*

(Bismarcks letztes Gebet.)

O Gott, nimm mein schweres Leiden von mir oder nimm mich auf in Dein himmlisches Reich. Behüte meine Geliebten und behüte auch mein Land und laß es nicht verlorengehen!

Aus dem ausgezeichneten Buche von Arnold Oskar Meyer: „Bismarcks Glaube" (München 1933, C. H. Beck).

PAUL FECHTER

Hermann Sudermann

Zum achtzigsten Geburtstag am 30. September

Im November dieses Jahres feiert Gerhart Hauptmann seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag. Wenige Wochen vorher, am 30. September, wäre Hermann Sudermann, wenn er noch am Leben wäre, in die Reihe der Achtziger eingetreten. Blickt man von diesen Tagen aus zurück auf die wechselnde Stellung der beiden Dichter im Wertbewußtsein ihrer Zeiten, so ergibt sich ein seltsames Schwanken, das schon mit den Anfängen einsetzte und heute noch nicht zum endgültigen Ausgleich gekommen ist. Nach anfänglicher Gleichsetzung sank der Ostpreuße gegenüber dem Schlesier von Jahr zu Jahr tiefer in der Schätzung der öffentlichen Meinung, bis dann etwa seit Kriegsanbruch ein Umschwung bemerkbar wurde und von der Leistung des Erzählers Sudermann aus eine neue positive Wertung anhob, während gleichzeitig Hauptmann mit seinen Spätwerken wie „Vor Sonnenuntergang" begann, sich mehr und mehr der Welt des frühen Sudermann zu nähern. Ausklingen wird die Diskussion über Beide erst, wenn ihre Werke aus der Sphäre der Wirklichkeit, in der sie heute noch leben, in die des Stils, des Bleibenden hinübergetreten, wenn die Farben des Lebens verblaßt und dafür die Linien der Form abstrakt und vergleichbar und bleibend hervorgetreten sein werden.

Wenige Wochen nach Hauptmanns erstem großen Erfolg errang Sudermann mit der Aufführung seiner „Ehre" im Berliner Lessingtheater ebenfalls den entscheidenden Sieg; sein Name stellte sich für das Bewußtsein der Zeitgenossen ganz von selber neben den Gerhart Hauptmanns. Als ein paar Jahre später die Berliner Kritik begann, den Ostpreußen gegenüber dem Dichter der „Weber" systematisch herabzusetzen und die Formel „Hauptmann und Sudermann" als Herabsetzung Hauptmanns zu verwerfen, wurde die Verbindung wieder gelöst — um ein Menschenalter später sich von neuem als doch gerechtfertigt und sinnvoll zu erweisen. Es war durchaus nicht so, daß Hauptmann der Dichter und Sudermann der bewußte Macher war: im Grunde arbeitete sogar der Autor der „Ehre" erheblich mehr aus dem Ungewußten als der der „Weber". Die Unterschiede zwischen ihnen ergaben sich von den verschiedenen Voraussetzungen aus, von denen sie herkamen — und von den verschiedenen Graden ihrer Fähigkeit, sich zu dem als unmittelbar Empfundenen zu bekennen oder es zu verschleiern. Hauptmanns schwächeres, passives Temperament hatte die Möglichkeit, mit theoretisch gesicherten Mitteln der Welt der eigenen Arbeit kritisch distanzierend gegenüberzutreten: Sudermann, gebunden an sein aktives, unmittelbares Leben aus der Szene und für die Szene, hatte diese Möglichkeit nicht, sondern blieb der Gefangene seiner selbst, stand zeit seines Lebens vor der Aufgabe, die naturalistische Zeitforderung der Beziehung

auf das Wirkliche mit seiner eingeborenen Seelenforderung der Beziehung auf ein gehöhtes Theater in Einklang zu bringen.

Der tragische Fall von den beiden ist Sudermann. Er besaß als Ostpreuße einen ebenfalls stark erotisch gestimmten Sinn für die Wirklichkeit, empfand sie als das eigentlich Unmittelbare; er besaß zugleich als schauspielerischer Mensch wie Hauptmann einen noch viel unmittelbareren Instinkt für das Leben als Theater. Er griff irgendwo ein Stück der Wirklichkeit als Gestaltungsvorwand auf und war binnen kurzem von der inneren Dialogfreude seiner Seele von aller Wirklichkeit weit fortgerissen in Worte, Szenen, Auftritte, Handlungen hinein, in denen von Wirklichkeit keine Rede mehr war, sondern nur noch von Reden und Gesten. Die Realität löst sich im Rausch des Theaters als des eigentlich Unmittelbaren dieser Seele; es vollzieht sich etwas, was ganz ähnlich in der Seele des jungen Schiller vorgegangen ist. Der beklagt sich einmal darüber, daß er zu wenig Menschenkenntnis hätte: in Wirklichkeit ließ seine Lust am funkelnden Pathos der Szene, an der Fanfare der Worte gar keine Menschenkenntnis oder Auswirkung von Menschenkenntnis zu. Bei Hermann Sudermann war ganz das gleiche der Fall: er konnte keine Menschen, sie kennend, festhalten, weil sein hinreißendes Theatertemperament ihn ganz von selbst von ihrer jeweiligen inneren Wirklichkeit und Richtigkeit fortriß in die funkelnde Richtigkeit seiner Szenen hinein. Wenn er auch richtige Menschen hinstellen wollte: er konnte es gar nicht. Nicht so sehr aus Mangel an Menschenkenntnis als aus Überfluß an Theaterblut. Er wollte sie wohl richtig im Sinn des Lebens; sie wurden aber richtig im Sinn des Theaters, und zwar eines inneren Theaters. Das war seine Welt, eine Welt der Worte und der edlen Taten wie beim jungen Schiller – die einzige, die er wirklich kannte. Da war er zu Hause, da war seine Heimat, während er innerhalb der wirklichen Welt trotz all seines ostpreußischen Wirklichkeitssinnes eigentlich zeit seines Lebens überhaupt keine rechte Heimat hatte.

Das ist der zweite tragische Zug an der Gestalt Sudermanns, das merkwürdig Heimatlose nicht nur seiner jungen Zeit. Geboren am 30. September 1857 in Matziken im Kreis Heydekrug in Ostpreußen als Sohn eines Gutsbrauers, verlebt er seine Schuljahre in Elbing, seine Studienzeit in Königsberg, kommt dann ohne viel Mittel nach Berlin, macht alle Nöte eines freien Journalisten- und Schriftstellerdaseins durch, ohne irgendwo sicheren Boden zu haben oder zu finden. Er durchlebt das Schicksal vieler Ostpreußen, die ihre alte Wirklichkeit daheim aufgeben und eine neue suchen gehen, ohne zu sehen, daß es die so leicht für sie nicht gibt. Das Ergreifende an einem Drama wie die „Ehre" ist trotz aller Schwächen und Fehler die Heimatlosigkeit des jungen Autors, die sich hier offenbart. Sudermanns Stück spielt halb im Vorder-, halb im Hinterhaus, sein Verfasser hat weder hier noch dort Boden. Er kennt wirklich weder den Bürger noch den Kleinbürger; er weiß nur um sein Theatergefühl und sein Theaterbedürfnis und baut aus ihm heraus seine schief gewinkelten Welten. Er hat eine tiefe Sehnsucht nach tragendem Boden, in der Welt wie in der Literatur; er hat zu beiden von sich aus keinen Zugang. Der angeblich kalte Techniker Sudermann, der später so erfolgreiche Autor der erfolgreichsten Theaterstücke unserer Bühnen, ent-

hüllt sich bei näherem Zusehen als ein sehr unsicherer, nervöser und an seiner Beziehungslosigkeit zu einer realen Unmittelbarkeit schwer leidender Mann. Sudermann war von seinem Ideal aus bestimmt, das großbürgerliche Drama, zu dem Hauptmann sich erst in späteren Jahren bekannte, zu schaffen. Es mußte seine Sehnsucht bleiben, weil seine eigene Zugehörigkeit zum Großbürgertum bis ins Alter hinein Schauspiel blieb. Er schuf sich die große Umwelt, er lebte aus Formeln, in denen sich ihm dieser erstrebte Lebensbezirk der Kultur zu verwirklichen schien; die natürliche Beziehung aber, von der aus allein eine saubere Sonderung des Wirklichen vom Schauspiel möglich gewesen wäre, hatte er nicht. Seine Wirklichkeit war im Osten geblieben; die hatte er aufgegeben. Den Anschluß an die gesuchte neue konnte er, wenn überhaupt, gerade aus seiner stärksten Begabung heraus nur sehr langsam finden. Sicher war er nur im Reich der glühenden Theaterromantik seiner Seele, in die ihn sein Temperament immer wieder hineinriß. Diese Romantik aber trug ihn ohne Kontrollmöglichkeiten fort in Regionen, die weitab lagen von der Wirklichkeit und Richtigkeit der Welt, die er suchte. Es ist viel von ungeformter, ursprünglicher Volkskraft in ihm; diese Kraft sieht wie sehr viele Volkskraft als Ideal ein gehöhtes, ersehntes Bürgertum vor sich, das sich aber um dieser Sehnsucht und um des Temperamentes seiner Begabung willen ganz von selbst immer wieder ins Schauspiel, ins Theater, ins Unwirkliche wandelt und ihm so unter den Händen immer von neuem ins Nichts zerrinnt. Hinter der Gestalt Hermann Sudermanns liegt eine Tragödie, die ein sehr wesentlicher Zug seines bei aller Einfachheit merkwürdig gebrochenen Wesensbildes ist.

Dazu kommt ein Weiteres: die Besonderheit der östlichen Volksromantik, aus der Sudermann herkommt. Der Nordosten seiner Jugend empfand sich immer noch als Land für sich, abgeschlossen und fast ohne Verbindung zum Reich: das Leben, die große Welt lagen fern, waren Ziele der Sehnsucht, und der Sehnsucht wieder wurde man Herr im Rausch, sei es der Worte, sei es des Weins. Rausch aber führt nicht zur Wahrheit, sondern von ihr fort; die Welt, durch ihn hindurch gesehen, wird ebenso verändert wie die Menschen, die sich ihm überlassen. Und wo die Worte eher da sind als das Wirkliche, das sich in ihnen darstellen soll, da wird das Wirkliche von ihnen auch noch verwandelt, und das Ergebnis ist, daß die Menschen und Situationen, die aus den Worten aufwachsen, noch merkwürdiger werden als sie von ihrer Realität aus schon sind. Die Gefühle des Ostens sind stark und lebendig; aber es sind in Worten ausgedrückt oft seltsame Maitrankgefühle, die Andern falsch und unecht erscheinen, obgleich sie in ihren Trägern genau so gerade und aufrecht wachsen wie anderswo. Um die Menschen des Ostens, auch um die undichterisch gewöhnlichen Menschen, ist mehr an Wortwelt und Wortromantik als um die des Westens. Es ist ein Unterschied zwischen östlicher und westlicher Echtheit der Gefühle und ihrer Worte. Dem Westen erscheint vieles falsch und unecht, das im Osten jenseits der heiligen und unheiligen Formeln vollkommen aus sich lebt und in sich richtig ist. Das gilt für die Wirklichkeit und gilt für Sudermanns Menschen. Sie verhalten sich des öfteren falsch und theatralisch im Sinne westlicher Seelensachlichkeit; vieles aber, was der bereits als unwirklich und schief gilt, ist richtig und real, beinahe naturalistisch echt, sobald man von der

Realität der dichten Wortschicht um östliche Seelen ausgeht, hinter der zuweilen dem Träger wirklich ein völlig anderes Verhalten selbstverständlich erscheint, als es der westliche Mensch annimmt. Hauptmann stammt ebenfalls aus dem Osten; aber zwischen Schlesien und Ostpreußen liegt in dieser Hinsicht ein weiter Abstand. Um Hauptmann ist auch Romantik, aber Romantik des Klanges und Romantik der Ideen, wenn auch nur einfacher Ideen. Um Sudermann ist Romantik der Begriffe vor der Idee, die dem Nordosten und seiner Kraft des Einzelseins noch fremd ist. Idee des Ostens ist die Pflicht, die kein Gefühl kennen will; die Welt der anderen Ideen liegt ferne und hat nicht die Kraft, die sie für den Westen hat. Menschen des Ostens lassen sich auf dem Theater entweder gar nicht oder viel stärker biegen als anderswo: die ideelle Absolutheit, aus der etwa die Gestalten Hebbels oder auch noch Ibsens leben, ist der östlichen Welt vom Gefühl her fremd. Absolut ist die Pflicht; Gefühl hat zur Absolutheit keinen Zugang, weder in den Menschen, noch in ihren Dichtern. Die Forderungen, die die Kritik seiner Zeit an ihn und sein Drama stellte, wurden von westlichen Voraussetzungen aus erhoben und werden für den jungen Hermann Sudermann zum großen Teil gar nicht auffaßbar gewesen sein.

Die Tatsache freilich, daß vieles an seinem Werk wirklich ohne Voraussetzungen des Lebens rein aus den Worten und nicht einmal aus den rechten Worten erwachsen ist, soll damit nicht geleugnet werden. Der Zusatz Schauspiel im Wesen Sudermanns war größer als bei Hauptmann und der Zusatz Bewußtheit erheblich kleiner. Hauptmann wußte ganz genau, wie weit seine eisernen Glocken in den Bergen klingen, wie weit nicht. Sudermann stand sich und seiner Arbeit so nahe, daß er auf Grund der Einwände von Andern nur unsicher werden, aber nicht seine Wirklichkeit sehen konnte. Zwischen Theater und Realität zu unterscheiden, war für ihn erheblich schwerer als für den temperamentsschwächeren Schlesier: er besaß nicht umsonst die Kraft, Menschen mit Worten so auf die Szene zu stellen, daß sie zunächst dreidimensional wie runde Wirklichkeitswesen dastanden. Sie erschienen ihm am Ende selbst wie reale Gestalten des Lebens: die Worte, die er ihnen gab, waren für ihn erfüllt mit der Wärme der inneren Szenen, in denen er sie vernommen hatte. Die nahm er für Wärme des Blutes, des Lebens und ahnte nicht, daß die Wärme dieser Theatralik zwar viel mehr beglückt aber viel weniger Dauer besitzt. Er baute seine anfangs richtige Welt aus dem Rausch der großen Worte und der donnernden Gefühle – und konnte nicht hindern, daß beide nur zu bald die Köpfe hängen ließen. Er stellte aus erlebter Wirklichkeit einen Kerl hin, der stehen konnte – und gab ihm Nebenwirklichkeiten, die so bald verwelkten, daß am Ende die seltsame Erscheinung eines großen, echt angelegten Gebildes dastand, um das die Einzelzüge wie welke Kränze und Girlanden schlaff und wunderlich die Kontur verzerrend herumhingen. Niemand kann das Unechte und die Schiefheiten im Werk Sudermanns leugnen; aber man darf über ihnen nicht die Echtheit übersehen, die trotz allem verkannt dieses Werk weit mehr erfüllt, als die Zeitgenossen des Lebenden zugeben wollten.

Rundschau

Verstärkte Sorgen. In Ostasien stehen japanische und chinesische Soldaten, trotzdem bisher eine offizielle Kriegserklärung der Staaten nicht erfolgt ist, in heftigen Kämpfen gegeneinander. Es ist bisher den englischen Bemühungen nicht gelungen, die blutige Auseinandersetzung zu verhindern. Über Erklärungen und vorbereitende Schritte hinaus haben bisher England und die Vereinigten Staaten keine klare Stellung bezogen. Von geheimen Wühlereien abgesehen, ist auch das künftige Verhalten Sowjetrußlands in dem Konflikte nicht eindeutig geklärt. Aber eines steht fest: die Schwierigkeiten in Europa erweisen sich als unlöslich verbunden mit den Vorgängen im Fernen Osten. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt auch die zwischen England und Italien eingetretene Entspannung besondere Bedeutung. Zweifellos werden alle Bemühungen dahingehen, Europa vor weiteren Verwicklungen zu bewahren, aber der Brandherd in Spanien schwelt weiter, und der ganze Erdteil zuckt in neuer Unruhe. In der Kleinen Entente wird lebhaft verhandelt, um Unstimmigkeiten auszugleichen. Der Völkerbund soll im September zusammentreten . . . Die Sehnsucht nach einem gesicherten Frieden aber ist heimatloser denn je.

Walter Simons. Wenn auch der langsame Periodos einer Zeitschrift es mit sich bringt, daß sie mit ihren Nachrufen schlechterdings immer um eine längere Reihe von Posttagen zu spät kommt, so möchten wir doch aus diesem äußeren Grunde den Tod Walter Simons' am 15. Juli des Jahres gerade in der „Deutschen Rundschau" nicht unerwähnt sein lassen. Gemeinsamkeiten, die keinerlei äußere Zeichen nachweisen können, ja, um die man nicht einmal zu wissen braucht, sind oft besser und stärker als sichtbare Gemeinschaft. In diesem Sinne wagen wir es daher, den Tod Walter Simons' auch etwas als eigenen, nahegehenden Verlust zu empfinden. Mit dem irdischen Abgang einer wissenden, hohen und reichen Seele verändert sich nun einmal auf unschwer nachweisbare Art das Klima, in dem wir alle mit unsern Köpfen baden, und die Welt und ein Volk haben dann ihre fühlbare Not, immer wieder auszugleichen, nachzubilden, was ihnen von oben her genommen wurde. Walter Simons, über dessen wesentliche Lebensstationen — Justitiar und Ministerialdirektor des Auswärtigen Amtes gegen Kriegsende, Generalkommissar der deutschen Friedensdelegation in Versailles, Reichsaußenminister bis zur Londoner Konferenz, Präsident des Reichsgerichts von 1922 bis 1928 und in dieser Eigenschaft Vertreter des Reichspräsidenten — in der Presse bei seinem Tode das Nötige gesagt wurde, war doch weit mehr, etwas viel Seltneres als nur ein hoher, allezeit makelloser Beamter, in so schöner Weise er auch gerade die besten deutschen Beamteneigenschaften verkörperte. Was ihm in politischer wie in wissenschaftlicher Hinsicht an wuchtiger persönlicher Entfaltung abging und ihm insofern geschichtlichen Ruhm versagte, war andererseits die Stärke und Eigenheit seiner Natur, die man am kürzesten als ein Genie der Gerechtigkeit bezeichnen könnte.

Simons hat auch innerhalb der höchsten, schon kaum mehr persönlich verantwortbaren Lebensbereiche nicht die leiseste Trübung seines Rechtsbewußtseins ertragen, so daß seine Lebensgeschichte fast nur eine Geschichte entscheidender Rücktritte geworden ist. Bis ihm dann die letzten Lebensjahre ohne verantwortliches Amt mehr und mehr die asymptotisch bis zur Identität hinweisende Nähe von Recht und Religion offenbar machten. Das Schicksal der evangelischen Kirche hat ihm in diesen Jahren besonders am Herzen gelegen; in ihrer Verflochtenheit mit dem Christentum der Welt, wie auch in ihrer besonderen deutschen Problematik. So wird denn auch über alle menschlichen und an die Situation gebundenen Wirkungen hinaus seine letzte größere Publikation, die Vorlesungsreihe „Religion und Recht", am reinsten das Bild seines Geistes und Menschen bewahren; wie wir wünschen möchten, zu langem Gedächtnis.

Dienst am Gleichnis. „Von den fünfzig und einigen Jahren meines bisherigen Lebens gehört die erste Hälfte dem Staunen, dem Zweifel und dem Gewinn der Geheimnisse. Die andere Hälfte dem Antasten des Sinnes und dem immer entschlossenerern Umschreiben eines Weltbildes. Der Rest wird Dienst am Gleichnis sein." Mit diesen Worten hat Friedrich Alfred Schmid Noerr einmal seine geistige Selbstcharakterisierung vollzogen. Er ist inzwischen in die Reihe der Sechziger gerückt, und nachdem wir unlängst Gelegenheit hatten, sein viele Jahre lang ausgearbeitetes Hauptwerk „Unserer Guten Frauen Einzug" kennenzulernen — das Dichtwerk, in dem tatsächlich sein ganzes „Weltbild entschlossen umschrieben" wurde — mag nunmehr schon sein weiteres Leben dem mehr priesterlich als künstlerisch klingenden Imperativ „Dienst am Gleichnis" unterstellt sein. Schmid Noerr ist trotz seines umfangreichen dichterischen und wissenschaftlichen Lebenswerkes (er hat als Heidelberger Philosophieprofessor u. a. die bedeutendste Jakobimonographie veröffentlicht) immer noch zu wenig bekannt, und es wird sich hieran mit Gewalt und Propaganda vorerst auch kaum viel ändern lassen. Der große christlich-germanische Mythos von „Unserer Guten Frauen Einzug" ebenso wie die kleineren Erzählungen „Der Herrgottssturm", das „Leuchterweibchen" und „Frau Perchtas Auszug" (letztere gewissermaßen eine Frühfassung des Hauptwerkes, in der alle wesentlichen Themen bereits anklingen) stellen doch an den Denkwillen des Lesers so hohe Anforderungen, daß sie — obwohl, wie man annehmen sollte, in hohem Maße zeitgemäß — nicht nur ihrer Gemeinde, sondern auch ihrer Apostel vorerst noch mangeln. So viel ist bisher nur sichtbar, daß von den zahlreichen dämonisch-genialen Geistern des Zwischenreichs, von den Däubler, Mombert, Otto zur Linde, Pannwitz, Fuhrmann u. a., in deren Reihe auch Schmid Noerr irgendwie hineingehört, er am deutlichsten in die Gegenwart hineinreicht. Dies wahrscheinlich durch die zentrale Erkenntnis, welche sein ganzes Denken und Dichten ausgerichtet hat und ihm zugleich bei aller Nähe in entscheidenden Gegensatz zu den anderen genannten „Mythikern" bringt, daß nämlich zwar in einer Erneuerung des Mythos das Heil liegt, aber niemals unter Eliminierung der christlichen Elemente.

„Yggdrasil die Weltesche rauscht ... in ihrem Herzen aber blüht auf der kindliche Krist", heißt es in dem wuchtigen Vorgesang seines Hauptwerkes. Wann die Mitwelt einmal die richtige verstehende Blickweise auf das Werk und die Absichten dieses hochgradig eingeweihten Dichters gewinnen wird, ob vielleicht bei seinem 70. Geburtstage oder auch noch später, läßt sich noch kaum geschichtsprophetisch vorauswissen. Sicher ist nur, daß noch manche Umwertungen hierfür vorgenommen, manche Distanzen nicht bloß zeitlicher Art geschaffen werden müssen, ja, daß vielleicht die heutige Vordergrunds-Renaissance des Mythischen erst wieder abgeebbt sein muß. Denn obzwar Mythiker und Gleichnisdenker (also nicht eigentlich Philosoph) ist Schmid Noerr doch nie ein Apologet des „königlichen" schweißlosen Weges zu dem Geheimnis der Dinge gewesen. Was bittet er doch als Dank von seinem Leser? Er möge wünschen, „daß es mit dem Erzähler einmal ein gutes Ende nehme". – Wir wollen nicht nur dies tun, sondern auch einige nähere Wünsche anfügen für einen weiteren guten irdischen Weg des Sechzigjährigen.

Alfred Wilm †. Anfang August ist in der Stille seines „Berghofes" in Saalberg im Riesengebirge Dr.-Ing. e. h. Alfred Wilm im 69. Lebensjahr einem Herzschlag erlegen. Mit ihm ist einer der bedeutendsten Schlesier unseres Zeitalters, ein weltberühmter Metallurg, heimgegangen. Seiner schöpferischen Forschertätigkeit, die er an verschiedenen Instituten, zuletzt bei der Zentralstelle für wissenschaftlich-technische Untersuchungen in Neubabelsberg ausübte, ist eine wahrhafte epochale Erfindung zu danken: die Herstellung des sogenannten Duralumins. Ein Blick auf die Statistik des internationalen Flugwesens und seiner militärischen wie zivilen Wirksamkeit zeigt auch dem Laien die weltumspannende Bedeutung der Wilmschen Erfindung. Von Anbeginn war das Aluminium wegen seiner Leichtigkeit und seiner Widerstandskraft gegen jedwede Zersetzung (Korrosion) als der ideale Baustoff für Luftfahrzeuge in Aussicht genommen. Nur fehlte ihm die nötige Festigkeit. Unter den vielen Versuchen, diese Festigkeit durch Legierungen zu erreichen, die das Gewicht nicht wesentlich erhöhten, waren diejenigen Alfred Wilms von einem vollen Erfolg gekrönt. Er setzte dem aus Bauxit gewonnenen Aluminium ein wenig Kupfer (4%), Mangan (1%) und Magnesium (0,5%) zu und erzielte durch Vergütung erstaunlich hohe Festigkeiten der neuen Leichtmetallegierung: Duralumin.

Zwar gibt es heute neben seiner Originallegierung eine ganze Anzahl Dur-Leichtmetalle mit und ohne Kupferzusatz. In jedem Fall war die Wilmsche Legierung die erste brauchbare. Damit erst hat die Entwicklung der ausgehärteten Leichtmetalle einen gewaltigen Antrieb und der Flugzeugbau einen brauchbaren Baustoff bekommen. Heute können Leichtmetallegierungen bereits in allen gewünschten Härten und Formen – als Stäbe, Rohre, Bleche usw. – industriell hergestellt werden, und diese reiche Entwicklung, die mit Wilms Erfindung einsetzte, dürfte noch lange nicht abgeschlossen sein. – Bedeutend wie der Erfinder, war der Mensch Alfred Wilm: ein Vorbild männlicher Zurückhaltung und Güte. Dazu besaß der in dem schlesischen Landkreis Goldberg (Niederschellenberg – 1869) Geborene

die charakteristischen Züge des schlesischen Menschen in so hohem Maße, daß er nach jahrzehntelanger Arbeit in Charlottenburg, Gleiwitz, Kassel, Göttingen, Düsseldorf, Essen und Neubabelsberg die schlesische Heimat zum Ruhesitz für seinen Lebensabend wie selbstverständlich wählte. Dieser bedeutende Metallurg, der mit letzter Exaktheit wissenschaftlich zu arbeiten vermochte, war im Grunde seines Herzens „ein Spinner und ein Walenblut" – wie alle wurzelstarken Schlesier. Um seine Präzisionsgeräte geisterte die Magie der Böhme und Frankenberg, die ewig neu geboren aus dieser magischen Landschaft sich nährt. In dem heiteren Wiesendörfchen Saalberg besaß er ein schönes Heim mit einer Hühnerfarm, die er selbst betreute und die ihm bei seinen Landsleuten den Namen „Hühner-Wilm" einbrachte – als Unterscheidungsmal zu seinem nachbarlich-angesiedelten Dichterbruder Bernhard, dem „Bienen-Wilm". Als „Hühner-Wilm" war der weltberühmte Erfinder jedermann in den Tälern um Saalberg eine lieb-vertraute Erscheinung. In dieser Kennzeichnung, die eine neckende Auszeichnung war, erfüllte sich das an Arbeit, Kampf und Sieg reiche Leben eines echten Schlesiers.

Parapsychologisches. Im Novemberheft der „Deutschen Rundschau" vom Jahre 1935 hatten wir unter dem Titel „Vom Segen des Schwachsinns" wohl zuerst in Deutschland von jenem lettischen Mädchen Ilga K. berichtet, dessen mysteriöse Fähigkeit paranormalen Gedankenlesens damals gerade von dem Direktor des gerichtlich medizinischen Institutes der Rigaer Universität Professor Ferdinand v. Neureiter untersucht und bei aller wissenschaftlichen Skepsis beglaubigt worden war. Das schwachsinnige Kind mit seinen übernatürlichen Fähigkeiten ist in der Zwischenzeit weltberühmt geworden. Berichte des Falles sind durch die Zeitungen aller Sprachen gegangen, und bis auf den heutigen Tag laufen massenhaft neugierige Anfragen von Einzelpersonen wie von weltbekannten Nachrichtenagenturen in Riga ein, welche ausgedehntes Material über die Experimente mit Ilga, Bilderserien, Darstellungen und Erläuterungen anfordern. Ja, der Fall ist sogar bereits in die seriöse Fachliteratur eingegangen, so daß auch für den Nachruhm jenes kleinen Mädchens gesorgt ist, das bis heute nicht lesen und schreiben kann, dafür aber in der Lage ist, irgendeinen Text auch in fremder Sprache zu reproduzieren, wenn es in „Kontakt" mit einer anderen Person steht, die ihrerseits diesen Text gleichzeitig lautlos „in Gedanken" mitliest. In der jüngsten Zeit hat nun aber ein „vorläufiger Bericht der Forschungsergebnisse mit Ilga K.", der unlängst in der „Rigaschen Rundschau" erschien, doch ein Fragezeichen hinter die paranormalen Fähigkeiten des Mädchens gemacht. Einem mit schweren akademischen Graden gepanzerten Forschungsausschuß, den der lettische Bildungsminister eigens zur Erklärung des Phänomens berufen hatte (die ganze Angelegenheit ist ja nebenher zu einem beachtlichen Momente nationaler lettischer Kulturpropaganda ausgewachsen), will die Feststellung gelungen sein, daß doch auch in diesem Falle kein Wunder vorliege, sondern mit Wasser gekocht werde, daß – kurz zusammengefaßt – die Übertragung doch in Form einer „akustischen und optischen Hilfe" geschehe, bei der sich Ilga „auf ein besonders

gestaltetes Hör- und Sehvermögen" stützt. „In der akustischen Isolierkammer reproduzierte das Mädchen nicht ein einziges der gesendeten Worte."

Wir mögen uns nicht in die Diskussion des Falles hineinmischen (so viel Unklarheiten auch der zitierte „vorläufige Bericht" enthält), weil uns seine psychologische Seite beinahe interessanter als die parapsychologische erscheint. Ist es nicht immer wieder der gleiche Ablauf: ein übernatürliches Phänomen taucht erst in Andeutungen auf und wächst unter dem Einfluß einer gläubigen Umgebung zum Wunder heran, findet in dieser Form dann einen ernsthaften Verteidiger, der zwischen Glauben und Verstand in der symmetrischen Spannungsmitte steht (in unserem Falle Prof. v. Neureiter, der den „vorläufigen Bericht" nicht mitunterzeichnet hat!), bis das Phänomen endlich den eigentlichen „Wölfen" des kahlen Verstandes in die Fänge gerät und von ihnen auf die natürliche Ebene zurückgeführt wird. Auf allen Stationen dieses Weges wird mit dem „besten Gewissen" gearbeitet, und doch ist wohl noch niemals ein übernatürliches Phänomen ohne Glaube, „rein wissenschaftlich", affirmativ festgestellt, noch niemals aber auch umgekehrt ohne aktiven Unglauben, ohne fühlbares Behagen an seiner Widerlegung ebenfalls „rein wissenschaftlich" in natürliche Zusammenhänge aufgelöst worden. Verrät dies aber nicht, wie problematisch eine wissenschaftliche Parapsychologie wohl immer bleiben wird? Wir sagen dies gerade zu einem Zeitpunkte, wo jenseits des Atlantischen Ozeans von der Duke University (USA.) die erste amerikanische Zeitschrift für Parapsychologie gegründet und herausgegeben wurde („The Journal of Parapsychology", Herausgeber William McDougall und Joseph Banks Rhine). Im Vorwort des ersten Heftes bestätigen die Amerikaner bei dieser Gelegenheit, daß sie den Terminus „Parapsychology" aus Deutschland eingeführt hätten. Wir können hinzufügen, weil es heute kaum mehr bekannt ist, daß diese glückliche Bezeichnung, mit der unsere problematische Disziplin aus der Taufe gehoben, ja fast erst geboren wurde, zum ersten Male von Max Dessoir im Juniheft der Zeitschrift „Die Sphinx" vom Jahre 1889 geprägt wurde. Dort heißt es: „Bezeichnet man nach Analogie von Wörtern wie Parageneſis, Paragoge, Paragraph, Parakope, Parakusis, Paralogismus, Parergon mit Para etwas, das über das Gewöhnliche hinaus- oder neben ihm hergeht, so kann man vielleicht die aus dem normalen Verlauf des Seelenlebens heraustretenden Erscheinungen parapsychische, die von ihnen handelnde Wissenschaft Parapsychologie nennen." Nur daß eben, wie gesagt, die Wissenschaft dieser Erscheinungen (Okkultismus, Telepathie, Zweites Gesicht usf.) immer wieder dem Gravitationsgesetz des Verstandes folgen und das Ungewöhnliche auf das Gewöhnliche, das Übernatürliche auf das Natürliche, das Einmalige auf die Regel zurückführen und damit die Grenze, die sie voransteckte, selber wieder zurückholen wird.

SIEGFRIED BERGER

Die Schwedenorgel

Erzählung

(Schluß)

Nach der Anspannung des letzten Konzertes hatte Hans Freygang lange Strecken der Rückreise verschlafen. Erst als er in Berlin auf dem zugigen Bahnsteig stand, den Geigenkasten und ein schmales Päckchen unter dem Arm, kam ihm sein Verlust wieder zum vollen Bewußtsein. Er unterbrach die Reise, durchwanderte viele Stadtteile der winterlichen Hauptstadt und durchforschte alle Instrumentenläden, von denen er erfuhr. Doch überall nannte man ihm Zahlen, die er gar nicht faßte. Seit der Abfahrt nach Schweden war die Narrenweise der Geldrechnung noch viel toller geworden. Wohl betrachteten die Händler die fremden Kronenscheine in seiner Brieftasche mit begehrlichen Blicken, aber sie nannten ihm verwickelte Bedingungen, und Freygang wagte auch nicht, über die Notdurft des Tages hinaus an das fremde Geld zu tasten. Davon wurde die Orgel gebaut, zu Ehren des Fräuleins Erdmuthe. Der Gedanke wärmte und tröstete ihn. Barthel sollte sie mit aufbauen helfen, so war es in vertrauten Gesprächen auf den langen Bahnfahrten im weiträumigen Schweden verabredet, und Barthel sollte sie auch weihen, vor zwei Hörern, vor Erdmuthe und ihm. Das galt es noch zu erleben. Er reiste weiter, stieg zuweilen in mittleren Städten aus und suchte in den Musikhandlungen vergebens. Er schrieb sich lange Zahlenreihen auf, die man ihm als Gegenwert alter Geigen nannte, aber sogleich ängstlich widerrief und am nächsten Tage gar verdoppelte. Auch entdeckte er kein Instrument mit echtem, großem Ton, das ihn überzeugt hätte, und so kam er nach Tagen erschöpft und ratlos in Markneukirchen an.

Nicht lange, und er stand in der Straße, in welche damals das Freygangsche Gefährt eingebogen war. Wie hoffnungsvoll hatte der Vater ausgesehen, als er die Namenschilder an den einfachen Häusern las, mit welcher Sorgfalt hatte er den Wagen mit der kostbaren Holzlast in den Hof gelenkt und wie hell den von manchem Geigenzettel vertrauten Namen des Geigenmachers gerufen! Es war eine Wohltat, daß der Vater schon gestorben war und diese Verwirrung, dieses Brechen und Splittern geliebter Dinge, großer und kleiner, nicht mitzuerleben brauchte. Er hätte es mit seinem Kinderherzen und Bauernkopf nicht mehr gefaßt. Niedergeschlagen trat Hans Freygang in die Werkstatt, die ganz fremd aussah. Ein Tischler hauste darin und bestätigte ihm, daß der Senior, wie er sagte, noch lebe. Er solle nur oben an der Wohnungstür klopfen. Beklommen stieg Freygang die steile Treppe hinauf. Wenn nun doch eine Hoffnung war? Er meldete sich an der Tür. Nach einer Weile führte ihn die Magd in die dämmrige Küche. Der Greis saß im Lehnstuhl neben dem Herd, Schnitzgerät und Brettchen in den Händen, das Haupt nach Art der Blinden horchend geneigt, und begrüßte

ihn freundlich. „Ich mußte Sie warten lassen, Freygang, bis ich den Namen gefaßt hatte. Ich höre es am Schritt, Sie sind der junge Freygang. Nun auch schon ein Mann! Wissen Sie, es kommen so viele Händler und wollen mir meine letzten Instrumente abnehmen gegen das Lumpengeld. Nein, ich gebe keine Geige mehr hin, nicht eine! Für einen Blinden ist es schwer, seine Sachen zu hüten!"

Hans Freygang nahm erschüttert die knochige Hand, die ihm der Geigenbauer unsicher entgegenstreckte. Er dachte an den Abend und das fröhliche Mahl, als er aus dieser Hand den Becher mit dem ersten Wein empfing, den er im Leben getrunken hatte. Der alte Mann fuhr fort, an seinen Brettchen zu basteln, neigte auch gewohnheitsmäßig den Kopf über das Arbeitsgerät. „Ich verstehe das Geschäft nicht mehr", klagte er. „Aber das eine weiß ich, daß ich nichts mehr herausgebe. Höchstens das alte Violoncello, das italienische. Was soll ich noch mit einem Modell? Nachfolger habe ich nicht. Ist es gegen die Ehre, wenn ich nichts mehr verkaufe? Freygang, reden Sie! Der Bürgermeister hat mir geraten, meine Sachen festzuhalten, Geigen, Haus, Schuppen, Garten, alles." Er schlug aufgeregt auf seine Bretter. Es sei wohl richtig so, beruhigte ihn Freygang, er verstände freilich auch nicht mehr, was der verrückte Tanz der Zahlen bedeute. Der Blinde nickte zufrieden, daß ihm jemand rechtgab, und fuhr mit den Händen über die Ränder des Ahornbrettchens, an dem er schnitzelte. „Guter, alter Ahorn, hart und etwas knotig. Könnte einen guten Boden abgeben, wenn der Alte nicht blind wäre. Freygang" – sagte er dann versonnen – „Hermann Freygang hat mir das beste Holz gebracht, das ich jemals unter die Hände bekommen habe. Warum ist er nicht mitgekommen?" Der Sohn berichtete von dem Tode des Vaters. „Das heißt gut gestorben; rechtzeitig sterben ist eine Kunst. Ach, Freygang, der Herrgott hält meinen schwachen Ton zu lange aus; ich bin zähe wie eine g-Saite." Der junge Geiger fühlte sein Herz ganz still werden im Schatten dieses Schicksals. Von der Straße hörte man dumpfes Wagenrasseln. Aus der Werkstatt klang das Geräusch der Säge. „Horch", sagte der Greis, „er hat weiches Holz unter der Säge!" Dann nahm er wieder das Brettchen und befühlte seine Stärke. „War es nicht Stradivari", begann er von neuem, sichtlich froh, einmal sprechen zu dürfen, „der in meinem Alter noch recht gute Geigen machte? Er muß noch halbwegs gute Augen gehabt haben, der vornehme Stradivarius in Cremona. Wissen Sie, was er für jede Geige bekam? Vier Louisdors! Mein Vater hat noch Louisdors gekannt. Er pflegte so seltsame Zettel in seine Geigen zu kleben. Ich habe es nie getan! – Komm einmal näher, Junge – gib mir die Hand!" Er tastete über Finger und Gelenke. „Die Linke! Wie jung Sie noch sind, und der Vater schon tot. Ich hätte ihn gern noch gefragt, was er von der flachen Bauweise hielt. Wissen Sie es?" Hans Freygang verneinte es müde. Er war gekommen, um Rat zu holen. Aber er wollte den alten Mann nicht um die Genugtuung bringen, einmal gründlich zu schwatzen. Zuhören war wohl die einzige Guttat, die er hier tun konnte. Der Alte suchte jetzt unter den Hölzern auf dem Küchentisch ein fichtenes Brett heraus. „Wie ist es geadert?" fragte er. „Ganz eng", war die Antwort. Der Geigenmacher nickte und malte, in Gedanken versunken, mit dem Finger F-Löcher auf das Brettchen und maß es nach allen Rich-

tungen aus. „Alle, die zu mir kommen", fuhr er fort, „haben es eilig, wieder wegzugehen. Sind Sie auch so ein Zigeuner?" Freygang lächelte und sagte, er habe nichts zu versäumen, er wolle gern noch ein Stündchen bleiben.

„Eine Stunde?" schalt der Greis. „Nicht nur eine Stunde. Weißt du nicht, was ich meine? Das Testament meine ich. Keiner will mich verstehen. Ich will mein Geigentestament hinterlassen und finde niemanden, der es aufschreibt. Weil man Geduld haben muß mit meinem Kopf! Dein Vater war ein Geduldiger. Aber du in so jungen Jahren? Du wohl nicht?" Freygang, betroffen von der heftigen Frage, antwortete, in Geigensachen habe er natürlich Geduld. Ein Violinspieler ohne Geduld bringe es zu nichts. „Seit ich blind bin, hoffe ich auf einen Geduldigen", sagte der Geigenbauer leise, „weil ich so vieles aufzuschreiben versäumt habe. Oh, ich weiß manches! Ein Blinder ist sehr allein. Wer, mein Sohn, hat dich zu mir geschickt?"

Dem jungen Geiger ging das Herz auf. „Ein Unglück", antwortete er, „ein für mich sehr großes Unglück." Mit wenigen Sätzen erzählte er den Hergang. Der Alte streckte suchend die Hände aus. Da schloß Hans Freygang den Kasten auf, den er seit Stockholm nicht wieder geöffnet hatte, nahm das Bündel heraus und faltete das Seidentuch auf dem Küchentisch auseinander. Der Geigenmacher hieß ihn den Sessel umwenden, wartete eine Weile, bis ihm das Bild der Geige, die er gebaut hatte, vor dem inneren Blick stand. Dann tastete er über die Stücke, nahm eines nach dem anderen, Bruchstellen und Splitterung abfühlend, und legte die Trümmer in einer festen Ordnung auf den Tisch nieder. Hans Freygang folgte dem langsamen Werk mit steigender Spannung und einer geringen Hoffnung. Er empfand es als Wohltat, daß es dunkel geworden war und er die Teile der zarten Leiche nicht genau zu sehen brauchte. Mit qualvoller Spannung wartete er auf den Spruch.

„Die Geige ist nicht nur heruntergestürzt", sagte der Alte bedächtig. „Irgendetwas Schweres ist noch daraufgefallen. Sie ist nicht wieder herzustellen, die beste Geige, die ich jemals gebaut habe. Noch heute weiß ich nicht, wieviel beim Gelingen Kunst und wieviel Glück gewesen ist. Laß mir altem Anatomen die Leiche." Als er lange keine Antwort bekam, fuhr er fort: „Gräme dich nur! Sie ist tot." Lange saßen sie schweigend, bis auf der Treppe unsichere Schritte und Gepolter zu hören waren. Die Magd öffnete den Flureingang, dann klopfte es an der Küchentür. „Wenn es ein Händler ist", sagte der Alte heiser, „der mich ausplündern will, wirf ihn hinaus!" Freygang öffnete. Im Türrahmen stand, schnaufend, vermummt und schwer beladen, Barthel Stoy, der die letzten Worte gehört hatte. „Gut Freund! Nicht hinauswerfen, Verehrungswürdigster!" sagte er schweratmend, legte seinen Kram hin, zerrte den Weidenkorb nach und ließ sich ächzend darauf nieder. „Heilige Cäcilia", klagte er ganz erschöpft und riß an seinem wollenen Schal, „Stockholm, Saßnitz, Markneukirchen. Auf den Spuren des grandiosen, in allen schwedischen Zeitungen gerühmten Hans Freygang, des Kronprinzen der Geigenspieler. Lassen Sie mich hier sitzen, Altmeister! Sie haben mich längst an meinem Geschwätz erkannt! Wunderbar, ich bin wieder einmal am Ziel, und dort geht das Schwere immer von neuem an. Es muß her-

aus! Hans, ich habe ein Telegramm." – „Meine Geige kann nicht operiert werden", sagte Freygang leise. „Tot", bestätigte der alte Herr.

„Nimm es als Segen, daß das ganze Unglück auf einmal kommt", ächzte der Organist und schälte sich aus dem Mantel. „Heraus mit der Hiobspost!" rief er, von Mitleid zerrissen und voll hilflosen Zorns. „Sie ist tot, und die andere hat sich verlobt! Mit einem Hauptmann. Er heißt – ich weiß es nicht. Ein preußischer Name von der Armee. Also richtig verlobt. Telegramm aus Bottenhausen." Entschuldigend wandte er sich an den Geigenmacher: „Von Berlin bis Markneukirchen habe ich mir ganz vergeblich den Kopf zermartert, wie ich es sagen soll. Kurz und rund. Tot und verlobt. Tatsachen. So etwas kann man nur mit Orchester sagen. Quinten, Dissonanzen, immer tollere Dissonanzen, Schlagzeug, Hexengeschrill, gnadenlos gegen das tapfere Herz!"

Hans Freygang atmete tief. Die Männer sprachen nicht mehr. Man hörte nach einer Weile den alten Mann kramen. Geschickt legte er die Geigenteile auf das Seidentuch, faltete es zusammen und barg es in dem Kasten, den er unter seinen Sessel schob. „Ihr braucht jetzt Licht", befahl er dann. „Stoy, nimm das Lämpchen, es hängt links neben der Tür." Barthel tat, wie ihm geheißen und sah im trüben Schein der Petroleumfunzel scheu zu dem Freunde hin, der verstört auf das blinkende Messingschirmchen starrte. Es war kein Licht gewesen im Eckturm, erinnerte sich der Geiger, Erdmuthes Fenster hatten dunkel gelegen, als ihm das Riedaer Tal erschien an dem Unglücksabend. Dann vermochte er nichts mehr zu denken und zu fühlen, es war eine große Leere in ihm. Endlich sprach ihn Barthel leise an: „Dissonanzen, Hans Freygang, feindlich getürmte Dissonanzen! Du denkst jetzt, deine Saiten sind gesprungen. Aber ich bringe dir neue." Er kramte aus seinem Gepäckhaufen den Geigenkasten und aus der Brusttasche einen versiegelten Brief hervor. „Ich soll, hat mir Konsul Engström eingeschärft, vor einem ehrenhaften Zeugen dir Brief und Geige von Herrn Minister Romberg übergeben. Meister, prüfen Sie bitte!" Er führte die Hand des Alten an das Siegel, das an dem Kasten hing, und gab ihm den Brief. Der Geigenmacher verglich mit den Fingerspitzen und bestätigte: „Beide Siegel sind unverletzt und gleich."

„Öffne", sagte Barthel, aber Freygang wehrte ab. „Mach du es", sagte er fast gleichgültig. Stoy riß den Brief auf, las und rief erregt: „Eine Urkunde, die dir das Eigentum zuspricht!" Er wandte sich an den Geigenbauer und drückte ihm ein Schlüsselchen in die Hand: „Sie sind der Rechte, den Kasten zu öffnen. Haben Ihre Hände heute nur Trümmer gefühlt, so sollen sie jetzt etwas Vollkommenes genießen." Der Blinde nickte, löste das Siegel und öffnete mit gewandten Händen. Dann faltete er das Seidentuch auf. Hans Freygang erkannte die Geige, die er in Stockholm gespielt, und sagte leise und ungläubig: „Barthel!" Der Geigenbauer nahm das Instrument heraus, glitt mit den Händen darüber hin, setzte sich erregt im Sessel auf, legte die Geige auf den Tisch und begann sie genau abzutasten in allen ihren feinen Teilen. Immer wieder glitten die langen, knochigen Finger über die Wölbung hin; er hob die Geige an die Wangen und Lippen und prüfte die Glätte des Lacks. „Freygang", sagte er, „die ist alt und

weit her. Die ist kostbar, wenn der Ton hält, was der Körper verspricht. Diese seltsamen F-Löcher! Barthel, wie heißt der Meister aus Brescia?" – „Maggini." Der Blinde nahm die Geige mit glücklichem Lächeln wie ein Kind in den Arm. „Daß ich so etwas noch einmal halten darf! Wie ist die Farbe des Lacks?" fragte er dann eifrig. „Hellbraun", antwortete Barthel, „aber es ist ein samtener Schimmer dabei, etwas Goldenes, als sei der Lack flüssig." – „Und wie ist der Ahorn geflammt? Ist der Boden geteilt?" Noch ein langes Fragespiel ging hin und her, bis der Alte erschrocken rief: „Aber nun spiele du, Freygang, nimm! Man muß Geige spielen, wenn man von Särgen kommt." Freygang nahm das Instrument; er konnte nicht verstehen, daß es ihm für immer gehören sollte. Unterdessen erzählte Barthel Stoy dem Meister von dem letzten Konzert in Stockholm.

„Barthel", fragte der Geiger und wischte mit dem Seidentuch über den schimmernden Lack, „hast du alles nach Bottenhausen geschrieben? Du mußt jetzt zur Post gehen und depeschieren. Erdmuthe hat doch an mich gedacht an dem letzten Abend in Stockholm, ich weiß es jetzt. Sie denkt auch heute abend an mich. Sie soll wissen, daß ich die Italienische habe. Vielleicht meint sie dann, ich gräme mich nicht." Dann beugte er sich über seinen neuen Schatz und hüllte ihn sorgsam ein. „Nein, jetzt singen wir nicht", sagte er leise, „viele Tage nicht. Später, liebe Fremde!" – „Denke nur nicht", antwortete Barthel Stoy, „daß ich dich jetzt allein lasse, Schwedenfahrer, Siegesgenosse, Unglücksfreund! Daß auf Dissonanzen die Auflösung folgt, das wirst auch du erleben –"

„Geht jetzt und schickt mir die Magd, ich bin müde", unterbrach ihn der Geigenbauer mit der plötzlichen Ungeduld der Uralten. Er packte die Tischkante, zog sich empor und sagte dringlich: „Höre, Freygang, ich will deine Antwort noch! Du bist jetzt sehr unglücklich und mußt Geduld lernen. Üben mußt du wie noch nie im Leben, die Italienische einspielen und das Herz auch. Oh, du brauchst viel Geduld, mein Junge! Du bleibst bei mir und schreibst das Testament des Geigenmachers. Geheimnisse weiß ich! Nur die Worte! Die mußt du mitbringen und dazu noch einmal und noch einmal Geduld. Zum Spielen, zum Hören, zum Schreiben! Du legst dann die Italienische zwischen uns zum Trost für deine Augen und meine Hände. Tu, was ich dir sage!" Er klopfte heftig auf den Tisch.

Hans Freygang preßte die Hände um den Geigenkasten und dachte, ob es gewiß wahr sei, daß er niemals Erdmuthe wiedersehen werde, nie wieder das Pferd am Zaum halten, wenn sie sich in den Sattel schwang, nie ihren kräftigen Händedruck fühlen, ihrem blanken Blick begegnen, beim Gehen ihr zartes Ohr zwischen dem Goldgewölk unbändiger Härchen sehen, nie wieder die Stimme hören: „Heraus aus dem Gehäuse, Hieronymus!" Nie wieder von der Orgelbank nach ihrem Profil spähen und nachts warten, bis ihre Fenster dunkel wurden im Eckturm! – Wieder trommelte der Alte ungeduldig auf den Tisch.

„Ich bleibe", sagte Freygang. Der Meister nickte ihm zu, die erloschenen Augen starrten unempfindlich auf das grell schimmernde Messingschild des Küchenlämpchens. „Vergiß nicht", sagte er feierlich, „Unglück kommt von Gott,

du mußt es annehmen, ganz annehmen, sonst wirst du nicht damit fertig. Und jetzt geht endlich, ihr Männer, geht!" –

„Wer sagt nur, daß du weltfremd bist?" fragte Hans Freygang den Freund, als sie nach einem redlichen Mahl und Trunk zu später Nachtstunde zum Hause des Geigenbauers zurückkehrten. Leise richteten sie in dem großen Zimmer ihre Nachtlager, in dem der Alte seine letzten Schätze an Geräten und Instrumenten bewahrte. Barthel Stoy schlug die alte Reisedecke um sich und rollte sich auf dem rissigen Wachstuchsofa zusammen. „Es ist richtig hier", brummte er zufrieden und blickte zärtlich nach dem Eckschrank hinüber, durch dessen Glasscheiben rotbraune Saiteninstrumente aller Größen schimmerten. Hans Freygang lag auf der verschlissenen Matratze, die ihm die Magd hereingeschoben hatte, lang ausgestreckt und regungslos; er spürte die erste Ahnung davon, daß in seinem Unglück ein Anfang verborgen war. Das Licht war schon lange verschwelt, als er leise fragte: „Schläfst du, Barthel?" – „Nein", sagte der Freund, „ich besinne mich auf den Ton der Geige in der Stockholmer Kirche, in Storkyrkan. Irgendein Wunder war dabei. Es ist erst eine Woche her." – „Ach, die Woche wiegt mehr als sieben Jahre! Ich muß gesündigt haben, Barthel, ich habe zu früh ernten wollen." Der Organist schwieg betroffen. „Ja, ich bleibe hier", hörte er dann den Geiger sagen. „Ich lasse unseren Alten, der jetzt zum Sterben geht, mit seiner Sehnsucht nicht allein. Und dann gehe ich in irgendein Orchester, zu unbekanntem Dienst."

Der Organist wunderte sich, daß der Freund für solche Dinge die Worte fand. „Zu unbekanntem Dienst" – wenn der kleine, dunkle Barthel Stoy ein Wappen hätte, dies wäre der Spruch dazu! Und er sagte dem Freunde in das Dunkel hinein: „Ja, das bleibt das Beste für uns: zu unbekanntem Dienst. Was wir schaffen, verklingt. Und jetzt schlafen wir, Junge!"

⋆

Der Patron der Kirche zu Rieda hatte im Gemeindekirchenrat noch einen ernsten Kampf zu bestehen, bevor die „Schwedenorgel", wie er gern sagte, bestellt werden konnte. Die Bauern sahen nicht ein, warum die alte, gute Orgel – die Urgroßeltern hatten weiland einhundert Taler zugeschossen – abgebrochen werden sollte. Der alte Kantor hätte gut darauf gespielt, so trumpften sie auf, und an das Gequietsche hätten sie sich gewöhnt. Die Gemeinde käme durch solche Neuerung nur bei der Steuerbehörde in den Verdacht, im Überfluß zu leben. Nein, sie brauchten keine neue Orgel! Erdmuthe wollte die Muhme Hohnstein durch die Küchen der Bauernhäuser schicken und den Männern von der entscheidenden Seite beikommen, aber in diesem Falle wollte die Getreue trotz aller zärtlichen Liebe zu dem Mädchen nicht helfen. „Es tut nicht gut, Fräulein", darauf bestand sie eigensinnig und ließ sich durch keine Bitten abbringen. Die alte Orgel sollte, so dachte die Muhme, in gewohnter Weise brummen und trauern, wenn einmal abgekündigt wurde, daß es dem Herrn über Leben und Tod gefallen habe, die Justine Hohnstein abzurufen. Der alte Kantor hatte jahrzehntelang, wenn eine solche Abkündigung darangewesen war, mit einem traurigen tiefen Akkord

eingesetzt. Die Orgelpfeifen ächzten und hüstelten dabei, und man mußte weinen. „Sie sind auch mit der alten Orgel getauft und eingesegnet, Fräulein, und warum soll sie nicht auch bei der Hochzeit gespielt werden?" Sie wußte genau, wie es klingen mußte, wenn zum Schluß kam: „So nimm denn meine Hände", etwas heftig und zornig klangen die hohen Stimmen, aber es ging durch Mark und Bein. Auch bei Erdmuthes Hochzeit wollte sie nach Herzenslust weinen, sie, die das kleine helle Wesen vom Totenbett der Mutter weg gepflegt und groß gepäppelt hatte. Wenn das Fräulein beim Buttern oder in der Speisekammer wieder davon anfing, schüttelte die Muhme nur bekümmert den Kopf. Der Vizekantor war an all dem Zeug schuld, und der hatte sich überhaupt nicht auf das Orgeln verstanden. Das war ein windiger Fiedelmann. Gottlob, der Herr Hauptmann war zur rechten Zeit dazwischengekommen wie der Engel Gabriel, und niemals hatte die Muhme Hohnstein etwas so gern eingepackt, wie den Bettelkram des Fiedelmanns im Pfarrhofe. Bücher und lotterige Notenhefte statt Wäsche. Eine Bratsche, ein Cello, aber keine ordentlichen Anzüge. Nun war alles nach Bottenhausen hinübergebracht und in einer Mansardenstube verpackt. Die gute Gräfin hielt ja die reine Vogelhecke mit sonderbarem Getier und tat wohl in ihrer Weise ein gutes Werk. Nein, alles für das Fräulein, aber kein gutes Wort für die Schwedenorgel.

Der alte Gutsherr wollte die Neuerung im Grunde ja ebensowenig wie die Dorfleute, aber nun er einmal den Vorschlag eingebracht hatte, mußte er sich auch durchsetzen. Er rechnete den Bauern in einer neuen Sitzung einfach vor, welche Schenkung sich das Dorf entgehen ließ, wenn der Orgelbau nicht zustande kam. Er nannte den Geldwert der gesammelten Schwedenkronen in den ungeheuerlichen Nullenzahlen, und damit siegte er. Noch am nächsten Tage fuhr er in Bottenhausen vor und bat die Gräfin, die ja die Schirmherrin dieser Schwedenfahrt gewesen sei, die Bestellung in die Hand zu nehmen. Dabei sprach er unverhohlen seinen Dank und seine Freude aus, daß sie die Verlobten bestärkt hätte. Ihm sei nach der Musikantenwirtschaft – die Gräfin möge verzeihen – ein Stein vom Herzen. Freilich sei der Schwiegersohn arm, aber vorerst noch bei der Reichswehr und werde es dort auch zu etwas bringen. Der General, der im Herbstquartier gewesen war, habe seinen Glückwunsch mit sehr anerkennenden Worten begleitet. Ein Gutsherr in Rieda liege hart. Vielleicht sei es nicht gut, wenn er viel Geld mitbrächte und bei der bodenkalten Lage des Gutes in nutzlosen Versuchen vergeudete. Es sei wie in Bottenhausen, der Wald bleibe die Hauptsache. Schmale Erträge, auf hundert Jahre Vorsorge und der tägliche Ärger, das erhalte gesund. Möge der Hauptmann erst noch Stabsoffizier werden und mit Erdmuthe umherziehen im Deutschen Reich, damit sie den Riedaer Wald noch mehr lieben lerne!

Die Gräfin Bottenhausen hatte sich am Teetisch alles verständnisvoll und freundlich angehört und dem alten Gutsnachbarn in regelmäßigen Abständen die Rumkaraffe gereicht. Dann kam die bekannte Litanei: Viehpreise und Steuern. Sie entwarf unterdessen ihren wohlberechneten Plan für den Orgelbau, suchte in der langen Reihe ihrer Freunde und Verehrer einen kunstliebenden Großkauf-

mann aus, den es freuen würde, die Geldgeschäfte zu übernehmen. Dann überlegte sie einen Brief an Barthel Stoy. Der sollte als Wächter beim Bau sitzen und einmal sein Vagabundenleben unterbrechen. Als die Rumkaraffe leer und die Zornrede des Nachbarn auf die Tarife verbraust war, entwickelte sie ihren Plan. Der Freiherr war mit allem dankbar einverstanden. Den verrückten Musiker wollte er gern als Gast mit in Kauf nehmen und ordentlich herausfüttern. Nur von zwei bis vier Uhr kein Klavierspiel! Er empfahl sich nach einem erschrockenen Blick auf die Uhr mit altväterischer Höflichkeit. Den Schulrat wollte er noch abfangen, der in Bottenhausen heute prüfte. Der Mann mußte endlich einen vernünftigen Kantor für Rieda besorgen. Am liebsten einen Imker mit soliden Skatkenntnissen. Der Vizekantor habe den Dienst aufgegeben, ein bemerkenswert gescheiter Entschluß für solch ein musikalisches Wundertier! Die alte Dame lächelte ihrem guten Nachbarn und erprobten Ratgeber in Forstsachen gütig nach. –

Der wohldurchdachte Plan wurde ins Werk gesetzt, und als der Frost aufgegangen war, zog Barthel Stoy, der bis dahin in der Orgelwerkstatt mitgearbeitet hatte, mit Kisten, Packen und Notenballen in eine Dachstube des Riedaer Herrenhauses. Sie gingen sparsam um mit den teuer erkämpften Schwedenkronen. Der Organist, den die Bauweise des alten und für die Dorfkirche groß angelegten Werkes gefangennahm, legte mit einem Tischlergesellen das Gehäuse der alten Orgel sorgsam auseinander und breitete die alten Stücke auf den Emporen aus. Es fand sich außer dem kostbaren Zinn noch manches brauchbare Stück, und Barthel mühte sich, alles gut zu verwenden oder einzutauschen. Die alte Schauseite der Orgel aber sollte zum Trost für die Gemeinde ausgebessert und wieder angebracht werden. Lange konnte man es in der kalten Kirche noch nicht aushalten, und so lernte Barthel Stoy in dem abgelegenen Waldtal das Wandern. Die ersten Male lief er nur die Fahrstraße entlang, bis er, wenn die Sonne über dem Berggipfel stand, an den Baumkronen den ersten braunen Schimmer gewahrte. Nach wenigen Tagen schon leuchtete es gelbgrün; da zog es ihn zum Walde hinauf. Er hatte sein Leben bisher nur in leidenschaftlicher Arbeit zwischen Notenpulten verbracht. Zum erstenmal erlebte er den Zauber der Ruhe, des einsamen Wanderns zwischen den schweigenden Stämmen. Als die Frühlingsstürme kamen, zog er in jeder freien Stunde in die Waldberge, so ergriff ihn das Brausen der Gipfel und die unfaßliche Größe einer Generalpause bei plötzlicher Windstille. Die er bisher nur geahnt hatte, die größere Musik des Waldes, der Winde und der Gestirne durchströmte ihn und machte ihn nur noch vertrauter mit den großen Gleichnissen, die er in den von Menschen ersonnenen Fugen und Gesängen erkannte.

Erdmuthe sah er nur bei den Mahlzeiten. Der Freiherr führte die Gespräche und ließ sich gern von dem Gaste über Baum und Wald, über Wachstum und Reife des Holzes, über Vögel und Wild ausfragen, im Grunde recht erstaunt darüber, wieviel Verstand in so einem Musikanten steckte. In Bottenhausen hörte Erdmuthe zuweilen von der Arbeit, die Hans Freygang mit dem blinden

Altmeister begonnen hatte, der die Summe seines Lebens und Schaffens, die sonst in Geigenbauersippen auf Söhne und Enkel vererbt wurde, festzuhalten und in Worte zu fassen sich mühte. Es sei ein schwieriges Arbeiten, schrieb der Künstler, aber er lerne unendlich viel über das Wesen der Geige. Der alte Mann habe mit wunderbarer Schonung eines seiner guten Instrumente zerlegt und sei einem Geheimnis auf der Spur, das sich wohl niemals in Worte oder Zahlen fassen ließe. So habe er ihn jetzt überredet, sein Testament in der Reihenfolge seiner Erlebnisse und Arbeiten zu schreiben, und das sei eine gewaltige Lehre vom stillen Schaffen und Entsagen. Unfaßbar sei es ihm, wie der alte Mann es ertrage, stundenlang den Übungen auf der italienischen Geige zu lauschen, ohne zu ermüden. Bei dem Spiel auf dieser unbeschreiblich schönen Violine mache er die seltsame Erfahrung, daß er sich mehr und mehr nach der verlorenen sehne. Ob es deshalb sei, weil nur er sie gespielt habe und sie aus eigenem Holze war? Die Italienerin habe einen viel größeren Ton, eine süßere Stimme, aber sie bleibe ihm im letzten Winkel seines Herzens eine fremde Schöne. Das lösche freilich die Dankbarkeit für den Geber nie aus, denn die Maggini werde die Geige für die Erfolge sein, für die Bannung und Bezauberung der Menschen! Übrigens schwelge er nur selten und spiele unermüdlich Übungen. Der Geigenmacher sei dabei mit seinen Fragen und Tadeln ein Lehrherr, wie ihn wohl noch keiner gehabt habe. Ja, er sei so recht in die Meisterschule der Geduld gegangen ...

Die Gräfin, die Erdmuthe solche Briefe mit Bedacht vorlas, hatte auch nach Stockholm berichtet, jedoch ihr Schreiben mit der Nachricht zurückerhalten, daß der Minister wenige Tage nach dem Konzert der Deutschen gestorben sei.

„Sie ist seltsam genug eingerichtet, diese Schule der Geduld", so las die alte Frau aus einem anderen Briefe Freygangs vor. „Ich habe Notquartier in dem Zimmer, in dem mein Lehrmeister seine Schatzkammer eingerichtet hat. Geigenböden und -decken, fertige Instrumente ringsum und alle die vielen Teile von den achtundfünfzig, aus denen die Geige zusammengebaut wird. Unter dem Sofa, auf dem ich schlafe, Kisten mit Zeichnungen und Berechnungen. Ganz eingeschlossen bin ich in eine Geigenwelt."

Erdmuthe, die jede solche Botschaft mit vollem Herzen aufnahm, hatte sich noch enger an die alte Freundin angeschlossen. War sie früher von kindlicher Verehrung erfüllt gewesen, so brachte sie jetzt, die Mutter suchend, der alten Frau die volle Liebe entgegen, und die Gräfin Bottenhausen nahm sie herzlich, aber mit der feinen Zurückhaltung auf, die einem solchen Altersglück Dauer geben kann.

Selten sprach das Mädchen von ihrem Verlobten, der, in schwierige kriegsgeologische Arbeiten verstrickt, in regelmäßigen und kurzen Briefen Erdmuthe umsorgte und sein Leben mit dem ihren zu verbinden suchte. Er klagte einmal: „Daß ich leidenschaftlicher und bewegter schreiben könnte!" In einem anderen Brief stand: „Ich habe ja die langsame und zärtliche Werbung nachzuholen, die ich damals versäumen mußte!" Erdmuthe hatte ihm geantwortet, sie deute niemals an seinen Briefen herum und darum vermisse sie auch nichts. Jeder Brief sei ihr ein Geschenk; er solle ihr von den täglichen Dingen und keine Brautbriefe

schreiben. Der Hauptmann, der zuweilen besorgt daran dachte, daß er fast zwei Jahrzehnte älter war als Erdmuthe, hatte in diesen Worten beglückt ihre natürliche Lebenslinie gespürt.

*

Auch in den tiefen Mulden an den Nordhängen der Berge waren die Schneewehen geschmolzen. An windstillen Tagen war die Sonnenwärme schon wohltuend zu spüren. In der Dorfkirche hatte der Tischler alle Fenster und Luken geöffnet, die den Dienst noch nicht versagten, um die warme Luft in den grabeskühlen Raum zu locken. Hämmern und Sägen dröhnten lauter als sonst ins Freie. Erdmuthe wurde auf einem Gange durch das Dorf davon angezogen. Es verlangte sie, zu sehen, wie weit wohl die Arbeiten gediehen seien. Die in ihr Schaffen vertieften Männer bemerkten ihr Eintreten nicht. Sie ging den gewohnten Weg in den Herrschaftsstuhl und ließ sich still in den Kurfürstensessel nieder. Bewegt dachte sie des Tages, als sie hier neben dem Geliebten gesessen und in der Scheu vor der Entscheidung den breiten Erbdegen gezogen hatte, und sie dachte auch an den Streit über die Schwedenfahrt. Jetzt kannte sie alle Zahlen und Namen, die auf der guten Klinge standen, nicht nur die Lützener Zahl, und die Gravierungen waren ihr die besten Wegweiser durch die Geschichte der Sippe, deren Namen sie nun tragen sollte. Erst im Herbst sollte es sein, wenn die Ernte herein war und — die neue Orgel stand. So hatte sie den Verlobten gebeten. Sie wollte erst jede Verwirrung hinter sich haben, um ganz sicher und ehrlich sein zu werden.

Versonnen schaute sie Barthel Stoy zu, der sich mit Brettern und Pfeifen abschleppte. Wie gern hätte sie ihn um Erzählungen von der Reise gebeten, aber sie mied alles, was ihr Gefühl beirren konnte. Als sie die Trümmer der alten Orgel und den sorgsam abgenommenen Prospekt musterte, wußte sie, was sie auf die Bitte, einen Wunsch für das Brautgeschenk zu sagen, antworten werde. Bisher hatte auf dem Orgelprospekt das Freiherrliche Wappen zwischen einigen Posaune blasenden Engeln geprangt. Die alte Schnitzerei mochte an der Rückwand im Herrschaftssitz Platz finden. An die Stelle des Wappens sollte das wohlgeschnitzte Abbild einer Geige kommen, und in deren Innerem sollte eine Metallhülse stecken, wie im Kirchturmknopf. Die Geschichte der Schwedenreise und des Geigenopfers sollte hinein und noch mehr! Die Gräfin würde die Notenblätter schenken, die Hans Freygang in den letzten Tagen geschickt hatte. Sie ahnte, was diese Blätter enthielten. Sie sollten über den Tasten in dem Geigenbilde ruhen wie das Testament einer Stiftung. Von Herzen sann sie noch einmal dem Worte von der Schule der Geduld nach, und es erschien ihr auch wie ein Zeichen, daß die Maße der neuen Geige größer waren als die der alten. Einen Orgelschmuck hatte sich wohl noch kein Mädchen als Brautgeschenk ausgebeten. Aber sie war dessen gewiß, daß der Mann, dem diese Bitte galt und der einmal den Sitz im Herrschaftsstuhl der alten Kirche einnehmen sollte, sie gut aufnehmen werde.

Sie wartete ruhig, bis die fleißig schaffenden Männer sie gewahrten, und winkte ihnen freundlich zu. Barthel machte seine schönsten Verneigungen, ver-

schwendete seine höflichsten Beteuerungen, fuhr in den Rock und bat sie schließlich, auf die Empore zu kommen. Er müsse ihr etwas zeigen, selten wie Gold, und es sei auch ein Anliegen, eine Bitte dabei. Erdmuthe befolgte seinen Wunsch, kletterte die Stiegen hinab und hinauf und über Bretter, Kisten und Gerät bis in den äußersten Winkel der Empore dicht neben der Kanzel. Nach wortreichen Entschuldigungen wies ihr Barthel, der mit wirrem Haar und staubiger Nase wunderlich aussah, große, altersbraune Bretter. Mit leichtem Hammer schlug er prüfend auf die klingenden Hölzer und rief begeistert: „Herrliches, altes Fichtenholz, wurmfrei, kernig und klangreif, auch köstlich geadert!" Er zeigte einige breite Späne vor, die er losgeschnitzt hatte. „Musikgetränktes Holz", fuhr er wie verklärt fort und schlug wieder leicht und schnell mit dem Hammer zu. „Geheimnisvolles Holz! Die Choräle eines Jahrhunderts sind hindurchgeweht."

Barthel Stoy sah komisch aus in seinem heiligen Eifer, aber Erdmuthe lächelte nicht. „Geigenholz?" fragte sie. Der Organist verneigte sich wie vor einer Königin. „Es gibt kein köstlicheres."

„Dann gehört es Hans Freygang." Lange sah Erdmuthe auf die ungefügen Bretter nieder. „Ja", sagte sie leise, „bei dem Gebrumm dieser Orgel habe ich singen gelernt, und nun ruht hier eine Geige verborgen, eine neue aus eigenem Holz, aus unserem Walde, und Hans Freygang wird sie singen lehren." Mit beiden Händen strich sie über die Fichtenbretter und wandte sich dann zu Barthel Stoy: „Sagen Sie ihm diese Worte, ich bitte Sie herzlich!" Nach einer Weile Besinnens fuhr sie fort: „Ich wußte damals, daß seine Geige zerbrach, ich weiß in dieser Stunde, daß er seinen Weg finden wird."

Literarische Rundschau

Deutsche Wirtschaftsprobleme

Nicht nur im Großen Kriege, eindringlicher fast noch — weil ohne die Begründung der besonderen Kriegsnotwendigkeiten — in der Nachkriegszeit sind uns Deutschen die schweren Gefahren zum Bewußtsein gebracht worden, die aus der friedensmäßigen Gestaltung des Außenhandels und überhaupt der außenwirtschaftlichen Beziehungen sich für die Aufrechterhaltung unserer wirtschaftlichen und sogar unserer politischen Selbständigkeit in demselben Augenblick ergeben müssen, in welchem von den anderen Staaten dem früher üblichen Güteraustausch maßgebliche Hemmungen bereitet werden. Deutschland hatte sich bekanntlich, entsprechend seinem Kulturstande und seiner Armut an natürlichem Rohstoffvorkommen, mit zunehmender Bevölkerung im wesentlichen darauf eingestellt, immer größere Mengen ausländischer Rohstoffe und auch Nahrungsmittel einzuführen und zu deren Bezahlung entsprechend große Mengen seiner hochwertigen Industrie-Erzeugnisse auszuführen; den noch bleibenden Passivsaldo seiner „Handelsbilanz" pflegte es mit den Erträgen besonderer Transportleistungen und mit den Gewinnen der im Ausland angelegten deutschen Kapitalien auszugleichen und sogar in einen Aktivsaldo der „Zahlungsbilanz" zu verwandeln, so daß alljährlich beträchtliche Summen regelmäßig im Ausland zu Kapitalanlagen verwendet werden konnten. Das Verhältnis wurde allerdings dadurch kompliziert und zu „Dreiecksbeziehungen" gestaltet, daß es zu erheblichem Teil nicht dieselben Länder waren, die ihre Erzeugnisse an uns lieferten und die unsere Ausfuhr aufnahmen. Die Nachkriegszeit hat in diesen ganzen Aufbau dadurch unlösliche Schwierigkeiten gebracht, daß uns die Gewinne unserer Auslandskapitalien und die Erträge unserer Schiffahrt genommen wurden, und daß ein großer Teil unserer Ausfuhr nicht mehr zur Bezahlung der Einfuhr, sondern zur Abtragung der Tributverpflichtungen dienen mußte. Gleichzeitig aber stieg dank der Abtretung wichtiger Gebiete der Rohstoff- und Nahrungsmittelgewinnung unser Einfuhrbedürfnis recht erheblich, und das Ausland sperrte sich in zunehmendem Maße durch alle möglichen Mittel zum Schutze seiner eigenen Industrien gegen unsere Ausfuhr ab. Es war also (wie im Weltkriege) nichts weniger als etwa eine Überspannung bürokratischen Machthungers oder öde Prinzipienreiterei, sondern härteste und sehr bitter empfundene Notwendigkeit — nach Schachts Wort: eine Scheußlichkeit —, daß im Herbst 1934 schließlich an die Stelle der noch verhältnismäßig einfachen Devisenbewirtschaftung mit dem „Neuen Plan" eine allseitige Regelung der deutschen Wareneinfuhr und folgeweis auch eine Wegweisung für die Warenausfuhr gesetzt worden sind. Auch der zweite Vierjahresplan steht bekanntlich unter der Aufgabe, durch weitestgehende Steigerung unserer Rohstoff- und Nahrungsmittelgewinnung das Einfuhrbedürfnis in Einklang mit den Ausfuhrmöglichkeiten zu bringen und neue Einfuhrmöglichkeiten herbeizuführen. Dem Ausland namentlich kann gar nicht eindringlich genug vorgehalten werden, daß es für die Aufrechterhaltung unseres kulturellen Lebensstandes keineswegs genügt, wenn uns die Außenwelt für das Einkaufen an sich offengehalten wird; wir müssen die uns fehlenden Güter auch bezahlen können, und das ist uns — genau wie die Bezahlung unserer Auslandsschulden — nur noch in dem Maße möglich, wie sich die fremden Staaten für unsere Warenausfuhr offenhalten.

Der unlösliche Zusammenhang zwischen den beiden Seiten des Außenhandels hat nun aber dank der Absperrpolitik grade derjenigen Staaten, die vor dem Kriege hauptsächlich unsere Fertigfabrikate aufzunehmen pflegten, mit eiserner Notwendigkeit dazu geführt, daß wir danach streben müssen, an die Stelle des früheren und heute nicht mehr funktionierenden Dreiecksverhältnisses soweit wie irgend möglich die direkte Ausfuhr zu unsern Einfuhrlieferanten zu setzen. Dies bedingt auf beiden Seiten, in der Einfuhr wie in der Ausfuhr, sowohl in den

Mengen als auch in der Art der Güter eine sehr wesentliche Wandlung und hiermit eine Entwicklung, die auch für unsere eigene Gütererzeugung und für unsern Güterverbrauch mit unvermeidlichen Schwierigkeiten und Störungen verbunden ist. Demgemäß ist der Außenhandel keineswegs mehr eine Angelegenheit, die nur den Politiker und den Wirtschaftsmenschen angeht. So sehr er in seinem Umfang und vollends in seiner Bedeutung hinter dem binnenwirtschaftlichen Güteraustausch zurücksteht und zurückstehen muß, so berührt doch auch er tagtäglich die Daseinsführung eines jeden Deutschen. Deshalb muß sich auch jeder Deutsche jetzt mit den Grundlinien vertraut machen, in denen sich unser Außenhandel und unsere Außenhandelspolitik bewegen. Und so ist auch hier, in einer Zeitschrift allgemeinkultureller Zielsetzung, auf ein Buch hinzuweisen, das in allgemeinverständlicher, knapper und doch vollständiger Zusammenfassung sowohl die Grundsätze darlegt, nach denen unser Außenhandel jetzt seine Wegweisungen behördlich erhält, als auch die Erfolge aufzeigt, die bereits in der angestrebten Richtung erzielt worden sind: Dr. Walter Grävell, Der Außenhandel in der Nationalwirtschaft (Stuttgart 1937, Ferdinand Enke Verlag. 112 Seiten. Preis RM 5,80, gebunden RM 7,40). Der Verfasser, Direktor der Handelsstatistischen Abteilung im Statistischen Reichsamt, ist durch die Beherrschung des gesamten Materials und der weitschichtigen Problematik in besonderem Grade dazu berufen, die schwer zu durchschauenden Zusammenhänge auch dem Laien verständlich zu machen. Und er wird seiner Aufgabe nicht zuletzt auch dadurch gerecht, daß er sich von aller Einseitigkeit freihält, Autarkie z. B. als Endziel ausdrücklich ablehnt, und auch die Opfer, welche die Notwendigkeiten der Gegenwart dem deutschen Wirtschaftsleben auferlegen, in ihrer ganzen Schwere hervortreten läßt. Der Verfasser skizziert auch die Neugestaltung, die er für das Ganze der weltwirtschaftlichen Beziehungen heraufkommen sieht, und gibt in scharfer, sachlicher Begründung wichtige Hinweise, wie die Praxis der Wirtschaft sich auf dieses Neue einstellen sollte. Auch der praktische und der wissenschaftliche Fachmann bekommt also wertvolle Anregungen, denen nachzugehen sich verlohnt. K. Wiedenfeld.

Die Erforschung der Zeitschrift

Die Wissenschaft von der Zeitung ist heute ein längst anerkanntes Lehrfach an den deutschen Universitäten. Von der Zeitungswissenschaft her hat sich folgerichtig die mit wissenschaftlichen Methoden durchgeführte Betrachtung der Zeitschrift entwickelt. Die „Zeitschriftenkunde" stellt gewissermaßen einen neuen und wohl entwicklungsfähigen Zweig der Zeitungswissenschaft dar, neben und mit der sie sich weiterbilden wird. Das frische Suchen nach Kunde von der deutschen Zeitschrift früherer Jahrhunderte und die Frage nach ihrem Wesen, seit sie aufgetaucht ist bis zu ihren vieltausendfältigen Erscheinungsformen in der Gegenwart, geschieht an den deutschen Hochschulen erst seit wenigen Jahren. Ja, vielleicht kann man sagen, es beginne erst jetzt.

Ernst Herbert Lehmann, ein junger Zeitungs- und Zeitschriftenwissenschaftler der Berliner Friedrich-Wilhelm-Universität, legt nämlich ein grundlegendes Werk „Einführung in die Zeitschriftenkunde" (Leipzig, K. W. Hiersemann. 253 S. RM 12,–) vor, das sozusagen Zeuge der abermaligen „Ressortbildung" im Fache Zeitungswissenschaft ist. Der Verfasser des Buches, das die Kenntnis von der Zeitschrift vermitteln will und zugleich „ad fontes" der deutschen Zeitschrift führt, den Leser zu einer weiteren Beschäftigung mit ihr verführt, ist schon durch frühere Arbeiten (wir erinnern an die im Oktober 1935 der „Deutschen Rundschau" besprochene Arbeit „Die Anfänge der Kunstzeitschrift in Deutschland") als Kenner seines Gebietes ausgewiesen. In seinem jüngsten Werk geschieht die Sichtung der betrachteten „Gezeiten" der Zeitschrift nun nicht nur von geistes- und kunsthistorischer Seite allein her, sondern in weit stärkerem Maße werden hier zeitungswissenschaftliche bzw. zeitschriftenkundliche Maßstäbe angelegt, die zu einer „Gesamtansicht" der publizistischen Sonderform Zeitschrift verhelfen. „Zur Durchführung der Forschungen war es notwendig, alle an der Herstellung einer Zeitschrift wirksamen Kräfte geistiger, wirtschaftlicher, typographischer

und technischer Art zu erkennen und einheitlich zu verwerten."

Lehmanns Arbeit, die sich bescheidentlich nur als Einführung, als Anfangssetzung, bezeichnet, ist gründlich und sorgfältig geschrieben. Als Einleitung werden Einblicke in die Entwicklung und die Aufgaben der deutschen Zeitschriftenforschung gegeben, die von den ersten Anfängen früherer Zeitschriftenforschungen ausgehen und bis zu den Erwägungen innerhalb des vor gar nicht langer Zeit gegründeten „Arbeitskreises für Zeitschriftenfragen" gehen. Als Vorläufer der deutschen Zeitschrift werden die Meßrelationen und die Historischen Sammelwerke angesehen und im Anschluß die Moralischen Wochenschriften eingehend untersucht. In dem Versuche einer Begriffsbestimmung von der deutschen Zeitschrift gelangt Lehmann schließlich über die bisherige Auffassung hinaus. Eine ganze Kategorie zeitungswissenschaftlicher Grundbegriffe wie der Aktualität, der Periodizität, der Kontinuität, der Öffentlichkeit, der Popularität, der „Universalität", der Kollektivität wendet der junge Forscher in fruchtbarem Für und Wider auf die Zeitschrift an. Eine feste Abgrenzung gegen die nächsten Verwandten der Zeitschrift, der sie mitunter zum Verwechseln ähnlich sehen kann, nämlich Zeitung, Korrespondenz und Buch, wird von Lehmann mit wissenschaftlicher Lauterkeit aufgezeichnet. Das interessante Kapitel „Die Zeitschrift als publizistisches Führungsmittel" bringt Überlegungen über den Sinn der Titelformulierung, über den Anteil von Verleger, Schriftleiter und Mitarbeitern. Die Gesetze von 1933 werden hier ebenso einbezogen wie in den nächsten Untersuchungen der wirtschaftlichen und technischen Grundlagen der Zeitschrift die Anordnungen über ihre weitere Gestaltung vom 30. April 1936. Die Untersuchung Lehmanns findet ihren Schluß in einer kulturhistorischen Betrachtung über die Zeitschrift und ihre Lesergemeinde, in der reizvolle Bemerkungen zu gewissen statistischen Lieblingsmitteln der Zeitschrift, dem Gespräch und dem Brief, seien sie fingiert oder nicht, stehen. Die Bibliographie des Zeitschriftenwesens dürfte den Studierenden der neuen Wissenschaft oder ihren Liebhabern eine wirksame Stütze auf den eigenen Forschungsweg mitgeben. Lehmanns zeitschriftenkundliche Grundlegung ist eine exakt wissenschaftliche Arbeit, die es dennoch auszeichnet, daß sie niemals vom Allzuhistorischen überpudert ist, sondern ständig zu den praktischen Anforderungen an die Zeitschrift unserer Tage hinüberschaut. Die Arbeit Ernst Herbert Lehmanns regt zu mancherlei Gedanken an und erlaubt dem Leser, viele Schlüsse selbst zu ziehen. So scheint zwischen der vergangenen Qualitätszeitschrift und der heutigen, die an eine geistig anspruchsvolle Lesergemeinde herantreten wünscht, in der gewissen Wiederkehr des Gleichen verwandtes Schicksal zu liegen, wenn Friedrich Schlegel einmal seinem Bruder zur Erhöhung des Absatzes seines Journals vorschlägt: „mit jedem Heft ein Stück Honigkuchen gratis auszuteilen".
Wilmont Haacke.

Wanderlieder

Als ein Künstler von echter Verantwortung hat Otto Freiherr von Taube jahrelang von seiner Lyrik nichts herausgegeben und das ihm zuströmende Gut zurückgehalten und wieder und wieder gesichtet, bis er sich auf Drängen seiner Freunde entschloß, nach 25 Jahren wieder auch als Lyriker vor die Öffentlichkeit zu treten: „Wanderlieder und andere Gedichte" (Merseburg, Friedrich Stollberg). Unsern Lesern ist Otto Freiherr von Taube vertraut, sie kennen und verehren ihn als einen der feinsten, saubersten und aufrechtesten deutschen Männer, dessen Gesinnung und äußere wie innere Haltung vorbildlich sind und in seinem Wirken lebendiges Zeugnis dafür geben, was das Baltentum in seinen reinsten Ausprägungen dem Gesamtdeutschtum zu geben hat. Freiherr von Taube hat sich nach der Loslösung aus der alten Heimat Deutschland in allen seinen Gauen und seinen Menschen erworben und erwandert. In einem Liede ist das Wesen, das Geheimnis, die Magie einer Stadt, einer Landschaft ergriffen. Programmatisch steht ein Wanderlied voran:

Gottes sind die Stege,
Gottes sind die Straßen,
Wandrer, alle Wege
bist du unverlassen:

Überall, wo Leute
an den Straßen wohnen,
morgen, wenn nicht heute,
wird dein Gruß sich lohnen.

Überall, wo Leute
auf den Straßen wandern,
morgen, wenn nicht heute,
findest du den andern.

Grüße nur im Namen
dessen, der dich führet,
und dann wird dir — Amen —
alles, was gebühret. —

Ihm folgt ein Kranz von Liedern von der Fahrt durch die Lande und durchs Leben, die nach Vertonung rufen, und in jedem von ihnen spricht in edler Form der Reichtum dieses noblen und starken Herzens, der andern zu geben hat. Auf den letzten Seiten steht das Lied:

Hab Geduld

Hab Geduld, es wird der Friede kommen,
jedes noch so wilde Feuer ist
einmal ausgebrannt und ausgeglommen:
Jedem Ding gesetzt ist seine Frist.

Jeder Lust geboten ist ihr Ende,
jedem Leiden, jeglichem Verdruß,
und es kommt nach mancher wehen Wende
jedem Leben der ersehnte Schluß.

Trage, trag. Es wird dir nichts genommen.
Aber lächle, weil's so tröstlich ist,
daß auch dir einst wird der Friede kommen,
daß auch dir gesetzt ist deine Frist.

Diese Gedichtsammlung ist in 550 Stükken, auf Bütten abgezogen und vom Verfasser handschriftlich gezeichnet, erschienen (RM 4,50). Hier ist Freunden echter Lyrik und deutschen Wesens die Gelegenheit geboten, durch einen Schatz in schöner äußerer Form ihre Bibliothek zu bereichern.

Rudolf Pechel.

Vom Tod zum Morgen

Die 14 Novellen Thomas Wolfes: Vom Tod zum Morgen (E. Rowohlt, Berlin. 308 S.), eines Dichters, der wie wenige unentwegt an einer neuamerikanischen Selbstbesinnung schafft, bieten eine Ouvertüre zu der Riesensymphonie des Werkes, die allen als Einführung in Wolfe empfohlen sei. Wir lasen die 550 Seiten von „Schau heimwärts, Engel!" und die 1100 der Legende „Von Zeit und Strom", um zuerst im Zweifel zu sein, ob diese „Short Stories" sich vor der maßlosen Gestaltungswucht des Dichters behaupten würden. Dafür belehrt uns die Lektüre von Geschichte zu Geschichte deutlicher, daß ihre Kürze die epische Breite Wolfes nicht einmal hindert, sondern sie aufnimmt und dem eigenen Rhythmus gemäß erfüllt. Das macht, dies Werk ist gar nicht an das gestaltende Kreuz einer Idee gebunden, sondern einfach Ausfluß eines unermeßlichen Temperaments, das ein wahres Gewimmel von Einfällen in den Erzählungen umsetzt, als kämen sie wie ein Funkenregen aus dem Umschmelzungsprozeß eines ganzen Kontinents. Da läßt sich das Geschaffene beliebig oft zerteilen, ohne in der Einheit selbst gestört zu sein. In einem allerkürzesten, in Filmzeit dargebotenen Eindruck, einem Gespräch zwischen Türen, einem Blick aus fahrenden Zügen, einer Begegnung im Verkehr, einer Erinnerung an eine Nacht, einer Hoffnung auf ein Wiedersehn, einem Brief von einer Reise wirkt die Grenzenlosigkeit eines verlorenen Lebensgefühls unheimlich nah und bezeugt sich durch eine Sprache, die gleichsam jeden Halt verloren hat und Hymnen, Analysen, Berichte und Dramen durcheinandermischt. So gleicht jede einzelne Geschichte einem namenlosen Atom und ist doch ein Ganzes, weil das Wolfesche Leben nur aus Atomen besteht, aus der Zufälligkeit, Unpersönlichkeit, Einsamkeit einer verlorenen Menschenrasse, die am Ende des Weges Amerika zu seiner technischen Kultur, zu Staub zermahlen, übrigblieb. Und die Phantasie Wolfes scheint wie eigens für solchen Zustand angefertigt: sie ist in seltsamer Verbindung chaotisch wie ein Traum und zugleich von einer betäubenden Präzision, die nichts vergessen, nichts erinnern und nichts mehr hoffen kann. Immerhin wird damit der neuamerikanische photographische Momentstil in eine innere Weite einbezogen, der in der modernen Literatur dieses Landes wenig zur Seite zu stellen ist. Die Verlorenheit wird irgendwie zugleich Fülle, Rausch, so daß wir uns gleichwohl zuweilen zurückversetzt glauben in den Dunstkreis einer wiedergeborenen Erde,

die das Buch unter den Zeichen von Einsamkeit, Schlaf und Tod an vielen Stellen preist.

Freilich: die neue Seele Amerikas, die sich hier verkörpern will, kann der unsrigen nur fremd sein. Wolfe entdeckt seine Erde nicht neben der Stadt, sondern als Stadt, und den Stein der Straßen als Erde. Es ist ein Hymnus, den diese Novellen der „tausendbrüstigen amerikanischen Erde" und dem „tausendfachen Atem New-Yorks" darbringen. Beide scheinen gleich verloren, gleich durchbebt von den Zuckungen eines riesigen und, man möchte sagen: mondhaften Kontinents. So ist diese Erde im Grunde ohne Ruhe, ohne Schutz; sie mischt in jede Lust ihrer Menschen ein Grauen, in jede Freude eine Furcht, so daß diese nie freikommen zu rein bejahender Wirklichkeit. Der Weg „vom Tod zum Morgen" mutet an wie ein Kreislauf, der immer neue Tode hinter die Geburten setzt. Aber der Blick in das seelische Phänomen Amerika, den wir aus diesem Buche lernen können, vermag unser bisheriges Wissen um die Neue Welt zu vertiefen.

Hans Paeschke.

Wer war Dwight Morrow?

Es ist anzunehmen, daß deutsche Wirtschaftler und Bankiers, deutsche Diplomaten und einige deutsche Journalisten auf diese Frage eine Antwort wissen. Die Mehrzahl kennt diesen Mann zweifellos nicht. Und darum ist es ein nützliches Unternehmen, daß seine Biographie in dem lebendigen und blendenden Stil von Harald Nicolson: „Dwight Morrow. Finanzmann und Diplomat in USA." in der deutschen Übertragung von Catherina von Mayer erschienen ist (Berlin, Hans von Hugo und Schlotheim. 357 Seiten). Denn Dwight Morrow ist einer der Nordamerikaner, der bis in die letzte Faser seines Wesens typischer Amerikaner und dabei, wie sein Biograph es ihm mit Recht bescheinigt, ein Vorbild des durchaus kultivierten Menschen war. Aus einfachen Verhältnissen stammend, bekam er aus seinem Elternhause die ein für allemal richtunggebende christliche Grundlage seines Wesens mit. Er war glänzend begabt und machte eine schnelle Karriere, die ihn unter ehrenvollsten Bedingungen bald in das Weltbankhaus Morgan an leitende Stelle führte, von der aus er dann in wichtigsten diplomatischen Missionen tätig war. Um ihn muß ein unendlicher Zauber, ja man muß wohl sagen Charme, gewesen sein, der ihn befähigte, durch einen inneren Glanz von Güte und Herz neben durchdringender Klugheit und einer reichen Bildung auch Widerstrebende schnell in seinen Bann zu ziehen und selbst die schwierigsten Partner für sich und die Sache zu gewinnen. Sein Einfluß auf die europäischen Diplomaten war erstaunlich groß, hat er doch im Kriege durch seine Tätigkeit im Hause Morgan den Alliierten wesentliche Dienste geleistet und auf fast allen schwierigen Nachkriegsverhandlungen führend mitgewirkt. Die alliierten Diplomaten lernten in ihm einen Amerikaner kennen, der ebenso frei von sittlicher Überlegenheit wie von jedem geistigen Minderwertigkeitsgefühl war. Man glaubte an die unbedingte Zuverlässigkeit seines Urteils wie an seinen Mut und an seine Fähigkeit, dieses Urteil in die Wirklichkeit umzusetzen. Er schob jedes Ressentiment beiseite durch Konfrontierung mit den Tatsachen und fand dann stets den Weg zu der möglichen Lösung. In Amerika selbst gelangte er bald zu einem Rufe, der fast einzigartig war. Das steigerte sich zu schrankenloser Bewunderung, nachdem es dem Einsatz seiner Person gelungen war, die hoffnungslos verfahrenen Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Mexiko wieder in Ordnung zu bringen. Er war ein Mann völliger Uneigennützigkeit sowohl des Charakters wie des Verstandes. Er tat nichts, um seine Popularität zu fördern, auch nicht für seine Wahl in den Senat. Aber das Volk fühlte, „daß die amerikanische Nation in Dwight Morrow wieder einmal eine öffentliche Persönlichkeit erster Größe hervorgebracht hatte". Dwight Morrow schrieb einmal: „Ich bin ungefähr zu der Überzeugung gekommen, daß die Welt nicht eigentlich in Konservative und Radikale geteilt ist, sondern in Leute, die wirkliche Menschen sind und solche, die es nicht sind." Dwight Morrow war ein wirklicher Mensch. Es ist für uns Deutsche nützlich, von ihm zu hören, denn das fördert die Möglichkeit in höchstem

Maße, der Mentalität anderer Völker Rechnung zu tragen. Man kommt von dem Buche nicht los, denn Nicolson hat es mit Meisterschaft verstanden, den Reiz dieses ungewöhnlichen Menschen und dieser einzigartigen Persönlichkeit leibhaft erstehen zu lassen. In dem Buche stehen, wie immer bei Nicolson, viele amüsante Gescheitheiten über den Diplomatenbetrieb, den der Verfasser ja aus eigenem Wissen nur zu genau kennt. Eine von ihnen, weil sie besonders lehrreich ist, soll hier ihren Platz finden: „Eines Nachmittags, im Jahre 1918, betrat Morrow das Zimmer Sir Joseph Maclays, des britischen Flottenministers. Er fand diesen schottischen Veteranen im Gespräch mit einem Beamten des Ministeriums, der die furchtbaren Folgen darlegte, die entstehen würden, wenn seine Vorschläge nicht angenommen würden. ‚Nehmen Sie sich in acht', murmelte Sir Joseph, ‚Sie verletzen Regel 6', der Beamte errötete bei dieser Bemerkung, raffte seine Papiere zusammen und verließ das Zimmer. ‚Und was', fragte Morrow, nachdem sich die Türe wieder geschlossen hatte, ‚was ist Regel 6?' — ‚Regel 6', antwortete Sir Joseph, ‚ist: Nimm dich selbst nicht zu ernst.' — ‚Das klingt gut', sagte Morrow, ‚welches sind die andern Regeln?' — ‚Es gibt keine andern' antwortete Sir Joseph." — Glückliches Land, das mit einer solchen herrlichen Regel auskommt und gut regiert wird!

Musik

W. H. Riehls grundlegende Gedanken zu der Aufgabe, die die Musik im Leben des Volkes hat, sind unter dem Titel „Musik im Leben des Volkes" zusammengefaßt, ergänzt und herausgegeben von Josef Müller-Blattau (Kassel, Bärenreiter-Verlag. RM 1,50). Müller-Blattau schreibt einleitend über die musikalische Volkskunde und Musikpolitik W. H. Riehls. Dann folgen die „Acht Briefe an einen Staatsmann", in denen Riehl seine Ansichten und Erkenntnisse niederlegt. Sie erschienen als drittes Buch der „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten" im Jahre 1858, ausgesprochen in politischer Absicht. Riehls Grundsatz ist, daß die Wurzel aller nationalen Musik im Volkslied ruht und daß im Volkslied sich die typisch nationalen Formen der Kunstmusik gestalten. — Politisch, wenn auch in einem etwas anderen Sinn ist gleichfalls das Buch von Richard Eichenauer „Musik und Rasse" (München, J. F. Lehmann. RM 9,—), das in zweiter Auflage vorliegt. Das Interesse, das für diese Frage besteht, läßt sich auch daraus ablesen, daß in der Zeit von 1932 bis heute die erste Auflage vergriffen war. Wesentliches hat der Verfasser an der ersten Auflage nicht zu verändern brauchen. Er hat ihr Auseinandersetzungen über Einzelfragen zu den inzwischen erschienenen Besprechungen und Erwiderungen gegen seine Auffassung eingefügt. Das Buch gliedert sich bekanntlich in 15 Abschnitte: Grundsätzliches; Asiatische Gegensätze; Die Tonkunst der Griechen; Der gregorianische Gesang; Germanische Anfänge; Gregorianik und Germanentum; Minnesang und Volkslied; Polyphonie; Renaissance und Frühbarock; Bach und Händel; Christoph Willibald Gluck; Die Wiener Meister; Romantik; Jahrhundertende; Gegenkräfte. Eichenauer ist überall von dem Grundsatz ausgegangen, an dem Schaffen des einzelnen Künstlers nachzuprüfen, ob sich in ihm seine leibliche, durch Rassemerkmale bestimmte Gestalt ausdrückt oder sich abgewandelt hat.

Eine sehr willkommene Gabe ist das Buch von Oskar Lang „Armin Knab. Ein Meister deutscher Liedkunst" (München, C. H. Beck. 114 Seiten, 30 Notenbeispiele, 1 Bild, 1 Faksimile und ein Wortverzeichnis). Die Bedeutung Armin Knabs ist inzwischen in weiteren Kreisen erkannt worden, und so begrüßt man es, daß der Bruckner-Forscher Oskar Lang nun eine grundlegende Würdigung seines Schaffens und Wirkens als eines echten musikalischen Lyrikers aus eindringender Kenntnis heraus gibt. Er ordnet Armin Knabs Schaffen in den großen Zusammenhang der deutschen Kunst ein und fügt einen Lebensabriß und eine Besprechung und Analyse seiner Werke hinzu.

Eine ausgezeichnete sachkundige Arbeit ist die Untersuchung von Hans Zingerle „Zur Entwicklung der Melodik von Bach bis Mozart" (Baden bei Wien, Rudolf M. Rohrer. RM 4,50). Sie ver-

folgt die Entwicklung der Melodik im 18. Jahrhundert in ihren Hauptabschnitten, die in klarster Ausprägung in Bach und Mozart verkörpert sind. Zur Abgrenzung des Stoffes untersucht Zingerle Ausschnitte aus den Werken, die gleiche formale Funktionen besitzen. Er hat sich für die musikalische Interpunktion als zu behandelndes Thema, vor allem für die Kadenz entschieden.

In der Reihe „Unsterbliche Tonkunst", herausgegeben von Herbert Gerigk, ist eine Monographie von Paul Egert „Chopin" erschienen (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. RM 3,30). Egert hält in vorbildlicher Klarheit das Bild Chopins fest, wie es sich in der Entwicklung der Musik für unsere Tage herausgebildet hat. Er beseitigt schonungslos das lange übliche Bild Chopins als eines schwächlichen und eleganten Salonkomponisten und würdigt ihn als den größten Freiheitssänger seines Volkes, der den Polen den Weg in das allgemeine Menschentum zu bahnen half. Neben der Würdigung des Menschen Chopin steht die Würdigung seiner Werke, die durch viele Notenbeispiele veranschaulicht werden. 23 Abbildungen sind beigegeben.

Annette Kolb hat eine Biographie „Mozart" (Wien, Bermann-Fischer. 315 Seiten, 14 Bildtafeln und 2 Faksimile) geschrieben, die in 27 Abschnitten in sehr persönlicher Form sein Leben und sein Werk darstellt. Sie sieht in ihm ein Opfer seiner Umwelt; die Lebensbedingungen, unter denen er seine Werke schaffen mußte, mußten ihn zugrunde richten.

In der „Deutschen Rundschau" brachten wir einen Auszug aus der jetzt in Buchform vorliegenden Biographie „Cosima Wagner. Ein Lebensbild", das der Wagner-Forscher Max Millenkovich-Morold zeichnete (Leipzig, Philipp Reclam jun. 490 Seiten. 47 Bilder. RM 8,50). Morold war in besonderer Weise berufen, die maßgebende Biographie von Frau Cosima zu schreiben, da er durch viele Jahre mit Bayreuth und der Gralshüterin persönlich verbunden war. So haben wir nun zum 100. Geburtstage Cosimas am 25. Dezember 1937 das klassische Bild und die endgültige Würdigung dieser einzigartigen und unwiederholbaren Frau.

Ihrem Vater hat dessen Vetter Eduard Ritter von Liszt eine Schrift gewidmet „Franz Liszt. Abstammung, Familie, Begebenheiten" (Wien, Wilhelm Braumüller. 111 Seiten. 61 Abbildungen. 1 Stammtafel. Brosch. RM 4,–). Dieses Buch will keine neue Biographie des Meisters den vielen anderen hinzufügen, sondern Ergänzungen aus Familiendokumenten und persönlichen Erinnerungen geben. Der Verfasser vertritt – um das vorwegzunehmen – die Überzeugung der ungarischen Abstammung der Ahnen seiner Familie! Er berichtigt in den weiteren Abschnitten falsche Behauptungen über Franz Liszt in Auswertung von 45 Briefen Franz Liszts an seinen Vater. Er behandelt zunächst Liszts Abstammung, dann Franz Liszt und seine Kinder, dann die Familie des „Cousins", ferner Franz Liszt und Wien, Liszt und Fürstin Wittgenstein, Franz Liszts Tod. Im Anhang werden zwei Briefe von Franz Liszt an den Vater des Verfassers mitgeteilt, weiter ein Abschnitt über des Meisters Diener, und endlich erledigt der Verfasser einige alberne Liszt-Anekdoten.

Neuausgaben

Als Vorläufer zu Rudolf G. Bindings 70. Geburtstag im August dieses Jahres waren zwei Neuausgaben seiner Gedichte erschienen: „Stolz und Trauer" und „Sieg des Herzens" (Potsdam, Rütten & Loening Verlag). Die Sammlung „Stolz und Trauer" ist ungekürzt. Im „Sieg des Herzens" ist eine Auswahl seiner schönsten Gedichte vereinigt. Die Ausstattung ist vornehm und dem inneren Wert entsprechend. Jetzt ist in nobler Ausstattung die Gesamtausgabe „Die Gedichte" herausgekommen (RM 4,50), enthaltend die „Frühen Gedichte" (bis 1925) und „Spätere Gedichte" (1926 bis 1935).

Von Svend Fleurons herrlicher Dackelgeschichte „Schnipp Fidelius Adelzahn" liegt eine Volksausgabe vor, die nach dem großen Erfolg des Buches wirklich einem Bedürfnis entspricht (Jena, Eugen Diederichs. RM 2,80). Der niedrige Preis des Buches, das nun schon im 51. bis 60. Tausend vorliegt, in der deutschen Übertragung von Thyra Dohrenburg, ermöglicht jedem die Anschaffung.

Sehr dankenswert ist es, daß von Max Dauthendeys unvergänglichen japanischen Liebesgeschichten „Die acht Gesichter am Biwasee" (München, Langen-Müller. RM 2,80) eine neue Geschenkausgabe in ansprechender Ausstattung erschienen ist. Ebenso begrüßen wir die Sammlung seiner Gedichte „Das Herz singt auf zum Reigen". Beide Bücher sind eine würdige Huldigung für den unvergessenen Dichter, der im Juli dieses Jahres 70 Jahre alt geworden sein würde.

Die Stunde der Bewährung

Zu den vielen prächtigen Büchern, die immer eine seelische Bereicherung bedeuten, wie sie uns der Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen, in anständigster Arbeit und mit verschwenderischer Fülle beschert hat, ist wiederum ein neues getreten, das anzuzeigen eine Freude ist: „Die Stunde der Bewährung. Ein deutsches Schicksalsbuch." (268 Seiten.) Hier sind von Ernst Ludwig Werther Lebenszeugnisse großer Deutscher aus vier Jahrhunderten vereinigt, die in entscheidenden Stunden ihres Lebens durch Tapferkeit des Herzens und Freiheit des Geistes in ihren Schicksalen sich bewährten. Götz von Berlichingen beginnt die Reihe, die bei Schlageter endet. Von Götz über Luther, den Großen Kurfürsten, Friedrich den Großen, Pestalozzi, Beethoven, Palm, Nettelbeck, den Freiherrn vom Stein, Clausewitz, Königin Luise, Fichte, die Schillschen Offiziere, Yorck, Theodor Körner, List, Goethe, Jacob Grimm, Feuerbach, Werner von Siemens, Bismarck, Schweinfurth, Alvensleben, Krupp, Benz, Moltke, Lilienthal und den Grafen Zeppelin mündet diese Ehrenhalle seelischer Kraft ein in die Tage des Weltkrieges mit unsern Freiwilligen von Langemarck, dem Grafen Spee, den ungezählten Namenlosen, Richthofen, einer Frontschwester bis zu Hindenburg und Schlageter. Ein Buch innerer Erhebung und eine stete Kraftquelle, mit der man leben will.

Napaleon intim

„Unter vier Augen mit Napoleon" lautet der Titel der bearbeiteten Auswahl aus den Denkwürdigkeiten des Generals Marquis von Caulaincourt, die Friedrich Matthaesius getroffen hat (Bielefeld, Velhagen & Klasing. 8 Abbildungen. RM 5,50). Caulaincourt war bekanntlich der Großstallmeister des Kaisers und hat ihm im Glanz wie im Unglück eine selbstlose Treue bewahrt. Er war einer seiner besten Diener, der aus einer edlen Pflichtauffassung heraus seinem so oft maßlosen und heftigen Herrn immer die Wahrheit gesagt hat und Ungnade nicht scheute. Caulaincourt, Sproß eines altadligen Geschlechtes aus der Picardie, war bourbonischer Offizier, trat als einfacher Soldat in die Revolutionsarmee und erreichte dank seiner soldatischen und charakterlichen Eigenschaften bald auch dort wieder den Offiziersrang und wurde Adjutant des Generals Bonaparte in den italienischen Feldzügen. Der Kaiser zog ihn bald in seine unmittelbarste Umgebung und behielt ihn dort, obgleich er seine Ehrlichkeit oft mit ungezügeltem Mißfallen quittierte. Wegen der Vorliebe des Zaren für ihn, schickte er ihn als Gesandten nach Petersburg, wo Caulaincourt Klarheit über das gewann, was hinterher eintrat. Für das Bild Napoleons als Menschen sind Caulaincourts Aufzeichnungen in seinen Tagebüchern schlechthin unentbehrlich. War er doch Napoleons einziger Reisegefährte auf der Flucht im Schlitten aus der russischen Eiswüste bis nach Paris, und er ist auch der einzige Zeuge des Selbstmordversuchs, den der Kaiser in Fontainebleau bei seiner Abdankung unternahm. Caulaincourt stand auf der bourbonischen Ahndungsliste, durch Eingreifen des Zaren aber wurde sein Name gestrichen, ihm aber jedes Wirken in der Öffentlichkeit untersagt. Er lebte in Zurückgezogenheit auf seinen Gütern noch zwölf Jahre.

Hier wird eine Fülle von neuem und unbekanntem Material geboten. Matthaesius hat in völliger Beherrschung des großen Stoffes als Historiker von Scharfblick und Gewissenhaftigkeit die Auswahl der sehr umfangreichen Denkwürdigkeiten mit großem Geschick getroffen und hat den Stoff durch überleitende Einschübe trotz der Auswahl zu einem zusammenhängenden

und nirgends unterbrochenen Ganzen gestaltet, daß man von dem Buche nicht loskommt, bis man es zu Ende gelesen hat.

Von unsern Vorfahren

Von dem unentbehrlichen Buche Wilhelm Capelles „Das alte Germanien" ist eine Volksausgabe erschienen (Jena, E. Diederichs. 521 Seiten. 32 Bilder. 2 Karten. RM 4,80). Es ist dankenswert, daß durch den niedrigen Preis dieser Volksausgabe das Wissen um die Germanen im Urteil der anderen nun wirklich weitesten Kreisen zugänglich gemacht wird. Capelle hat die Nachrichten der griechischen und römischen Schriftsteller von den ersten Begegnungen mit den Germanen an, der gewaltsamen Berührung mit den Cimbern und Teutonen, bis zum Beginn der letzten großen Völkerwanderung gesammelt. In dem ersten Teil sind die Nachrichten über die Römer und Germanen, im zweiten Teil die über Land und Leute vereinigt. Die Nachrichten des ersten Teils sind entweder um ein historisches Ereignis oder um einen Zeitabschnitt, der Entscheidung brachte, gruppiert. Der zweite Teil ist dadurch besonders wertvoll, daß er Nachrichten von dem Bild wiedergibt, das die Angehörigen des römischen und griechischen Volkes gewannen, die mit den Germanen in deren eigenem Lande in unmittelbare Berührung kamen. Hier ist eine Fülle von Material geboten, das — richtig genutzt — feste Grundlagen für die richtige germanische Legende darbieten würde. Wertvoll sind die beiden Karten: „Das alte Germanien zur Römerzeit" und „Karte zur Geschichte der Germanen in Südosteuropa und Kleinasien". In den 32 Bildern ist ein lebendiges Anschauungsmaterial, das die Germanen in Kampf, Sieg und Niederlage mit den Römern zeigt, vereinigt.

Schlesisch

Nach den prächtigen Bänden: Bayrisch; Berlinerisch; Plattdeutsch; Sächsisch; Schwäbisch und Wienerisch hat nun auch das „Schlesisch" in der Sammlung „Was nicht im Wörterbuch steht" die ihm gebührende Berücksichtigung gefunden. Will-Erich Peuckert ist der Verfasser dieses Bandes, dazu berufen als Stammeszugehöriger und genauer Kenner seiner schlesischen Umwelt und ihrer Sprache bis in die letzten Feinheiten und Besonderheiten (München, R. Piper & Co. Kartoniert RM 3,20). Mit der gleichen Unverzagtheit, die die andern Bände auszeichnet, wird hier auch das Schlesische in seiner Urwüchsigkeit und seiner Lebendigkeit getreu wiedergegeben. Der große Vorzug dieser Sammlung besteht darin, daß hier wirklich dem gemeinen Mann aufs Maul gesehen ist und er so zu Worte kommt, wie er wirklich spricht. Das Ganze wird nicht in trockener Aufzählung, sondern in humorvoller, launiger Art, unterstützt von vielen herrlichen, bodengewachsenen Anekdoten erzählt, begleitet von lustigen Zeichnungen, die in diesem Bande von Willibald Krain und einigen anderen sind, die alle das echt schlesische Zeichen tragen.

Rilke und die Schweiz

J. R. von Salis beschert in seinem Buche „Rainer Maria Rilkes Schweizerjahre" (Frauenfeld, Huber & Co. 225 Seiten. RM 5,10) einen wesentlichen Beitrag zur Rilke-Forschung und zu unserer Kenntnis vom Leben und Wesen dieses großen Dichters und Menschen, dessen Lebendigkeit die deutsche Jugend immer erneut wieder bestätigt. Vom Juni 1919 bis zu seinem Sterbetage am 29. Dezember 1926 hat Rilke in der Schweiz gelebt in Muzot. Hier entstanden die „Sonette am Orpheus", die „Duineser Elegien", die Übertragung der Gedichte und Prosastücke Paul Valérys und Rilkes eigene französische Gedichte. Rilke, der als Zufluchtsuchender in die Schweiz kam, fand eine Heimat. J. R. von Salis, der Rilke persönlich kannte, konnte auch den Briefwechsel Rilkes mit Frau Wunderly-Volkart als eine sehr wesentliche, bisher ungedruckte Quelle benutzen. Das Buch ist mit Herzenswärme und einer geistigen Disziplin geschrieben, die des großen Gegenstandes würdig ist. Es gehört zu der Reihe „Die Schweiz im deutschen Geistesleben", die Harry Mayne begründete.

Von deutscher Art

Das gründliche, kenntnisreiche und gut geschriebene Buch des bekannten badischen Volkskundlers, Professor Dr. Eugen Fehrle „Deutsche Feste und Jahresbräuche" liegt in vierter, neubearbeiteter Auflage vor (Leipzig, B. G. Teubner. 45 Bilder. RM 3,60). Fehrle behandelt die Jahresfeste im Ablauf der Jahreszeiten: die Winterfeste, die Frühlingsfeste, die Sommer- und die Herbstfeste. Er schöpft aus den Quellen dort, wo sie sich am reinsten erhalten haben, im deutschen Bauerntum. Über die erste Auflage, die 1916 im Weltkriege erschien, hat das Buch eine wesentliche Erweiterung und auch gedankliche Vertiefung erfahren, so daß es jetzt jedem Anspruch genügt.

Film-Romane

In der Reihe der Film-Romane des Aufwärts-Verlages, Berlin, sind neu erschienen der Kriminalroman von Sapper „Der Mord im Nebel" in der deutschen Übertragung von Hans Herdegen nach dem englischen Original „The Return of Bulldog Drummond" und der Abenteuerroman „Mississippi-Melodie" von Harry Hamilton, übertragen nach dem englischen „Banjo on my knee" von Karl Doehring. Die beiden Filme nach diesen Romanen, der nach dem ersten Buch von der Paramount, der nach dem zweiten von der Fox gedreht, haben ebenso wie die Bücher in Amerika und England großen Erfolg gehabt. Es ist zuzugeben, daß diese beiden Romane auch in der deutschen Übertragung eine spannende, zum Teil höchst amüsante Lektüre ohne künstlerischen Anspruch darstellen.

Constanze in Newyork

Sehr flott und unterhaltsam erzählt die Norwegerin Johanna Oftedal die Geschichte eines jungen norwegischen Mädchens, das auszog, sich eine Stellung in Amerika zu suchen und Neuyork zu ihren Füßen zwang. Dank einer in den Vereinigten Staaten bisher unbekannten persönlichen Note, durch ihren Stil und zusammengewachsene Augenbrauen und dank der schon auf der Überfahrt geschlossenen Bekanntschaft mit einem höchst smarten amerikanischen Geschäftsmann, der mit ungewöhnlichem Geschick als Manager tätig ist und sie zu der Berühmtheit eines neuen Modestils für Neuyork macht. Natürlich reißen sich alle Menschen, nicht nur die strahlend liebenswürdigen Männer, sondern auch alle vornehmen, reichen, snobistischen Frauen um sie. Nach geglücktem Werbefeldzug legt der tüchtige junge Businessman natürlich sein Herz und seine gescheffelten Dollar dem jungen Mädchen zu Füßen. Sie aber entscheidet sich, norwegisch und edel, wie sie nun einmal ist, nach anfänglicher Zusage für ihren kleinen norwegischen Maler, denn ihr Gesetz ist es, nun doch einmal Herz zu tragen. Das alles ist sehr munter erzählt, und einige gut beobachtete Bosheiten über amerikanische Mentalität, so wie die Verfasserin sie in ihrer recht einfachen Schwarzweißmanier zu sehen gemeint hat, tragen das leichte Schiff dieser netten Ferienlektüre. Das Buch heißt „Constanze erobert Newyork" (Wien, Carl Fromme. Deutsch von Emilie Stein. RM 3,20). Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Walther Pahl, Berlin — Hedwig Weiß-Sonnenburg, Berlin-Wannsee — Professor Dr. Otto Storch, Graz — Paul Feldkeller, Berlin-Schönwalde — Siegfried Berger, Merseburg — Professor Dr. Kurt Wiedenfeld, Berlin — Dr. Wilmont Haacke, Stuttgart — Hans Paeschke, Berlin

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald • Verlag und Anzeigenannahme: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin W 35, Kurfürstenstr. 42 I • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg • DA. I, 1937: 4000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 4 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,50 RM, Jahresabonnement 15 RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Paläftina) um 25 %.

